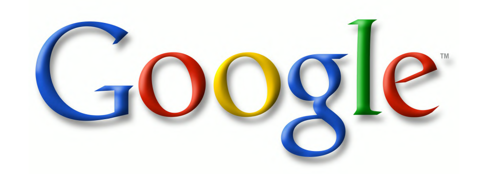


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

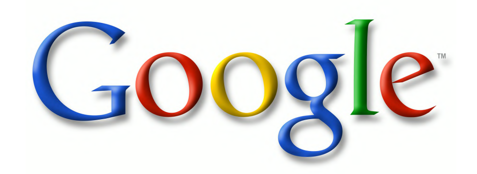
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

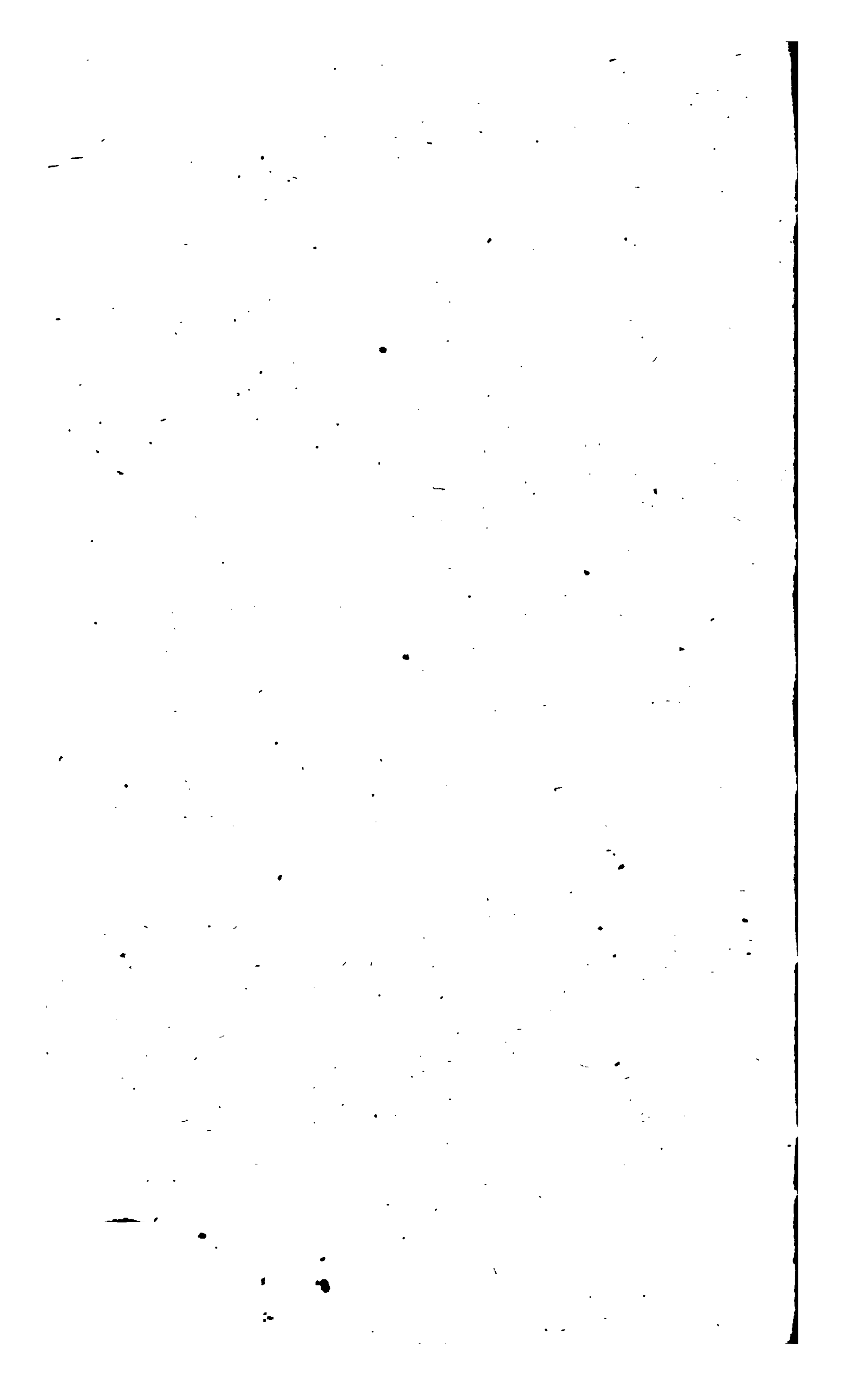
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



G10
Koch

130



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
48652

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1911 L

Wanderungen

im

Oriente,

während der Jahre 1843 und 1844

von

Professor Dr. Karl Koch.

I.

Weimar,

Druck und Verlag des Landes-Industrie-Comptoirs.

1846.

Reise

längs der Donau nach Konstantinopel

und

nach Trebisond,

von

Professor Dr. Karl Koch.

Weimar,
Druck und Verlag des Landes-Industrie-Comptoirs.
1846.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
488652
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
R 1911 L

Acht Jahre sind verflossen, als ich im Angesichte des klassischen Ararat plötzlich erkrankte und damit allen meinen ferneren Untersuchungen ein Ende gemacht wurde. Wer je das Drängen nach einem höheren Ziele in seiner Brust gehabt und ihm mit aller zu Gebote stehenden Kraft gefolgt ist, der wird die Wehmuth mir nachfühlen, die mich ergriff, als ein unerbittliches Geschick die harten Worte mir zurief: „Bis hierher und nicht weiter!" Gern hätte ich die fürchterlichen Schmerzen, die eine Entzündung der Gehirnhäute hervorzurufen im Stande ist, erduldet und selbst den traurigen Aufenthalt inmitten einer Thurm-Ruine vergessen, wäre mein Körper nicht zu sehr angegriffen gewesen und für die nächste Zeit unfähig gemacht worden, Entbehrungen und Mühen, wie sie auf einer Reise im Oriente geboten sind, ferner zu ertragen. Mehr als Alles schmerzte es mich, dem von früher Jugend an in mir gehegten Wunsche, der Vollendung meiner Reise nach dem kaukasischen Isthmus entsagen zu müssen, gerade in dem Augenblicke, wo ich mich in alle Verhältnisse gefunden und wo ich

rascher dem ersehnten Ziele zueilen zu können glauben durfte.

Jahre lang litt ich noch an den Folgen der Einwirkung der heißen Sonne des Südens daheim im lieben Vaterlande, und überhäufte Arbeiten erlaubten nicht einmal, mir die nöthige Ruhe und Pflege zu gönnen. Der Gedanke, das begonnene Werk nur halb vollendet zu haben, peinigte mich so lange, bis ich mich von Neuem bestimmte, durch eine zweite Reise das zu Ende zu führen, was auf der ersten unvollendet geblieben war. Doch nicht zum zweiten Male konnte ich die bedeutenden Opfer bringen, die eine Reise nach dem Oriente verlangt, und es wäre diese wiederholte Wanderung, deren Resultate ich hier zum Theil niederlege, wohl nicht zur Ausführung gekommen, wenn die nur theilweise veröffentlichten Resultate meines ersten Aufenthaltes im Oriente nicht Anerkennung außerhalb meines nächsten Wirkungskreises gefunden hätten.

Ich stehe deßhalb nicht an, einen Dank hier öffentlich auszusprechen, der mit unvertilgbaren Zügen in meinem Innern eingegraben ist. Ich spreche vor Allem zweien Männern meinen Dank aus, denen Preußen und überhaupt Deutschland sich verpflichtet fühlt, indem sie ein höheres Geschick berufen hat, die Wissenschaft zu fördern. Obgleich ich nicht in Preußen geboren bin, war doch schon das gemeinsame deutsche Vaterland und das Interesse der Wissenschaft ihnen genügend, einen Gelehrten, der sich zum zweiten Male allen Gefahren und Mühen einer Reise nach dem Oriente unterzog, mit That und Rath zu unter-

stützen. Se. Excellenz der Königl. Preuß. Minister der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten, Hr. Dr. Eichhorn, befürwortete selbst bei Sr. Majestät dem Könige von Preußen meine Angelegenheit und Se. Excellenz, Herr A. von Humboldt, der Nestor der jetzt lebenden Reisenden, dessen klassische Werke mir schon in früher Jugend die entscheidende Richtung gegeben hatten, versagte mir auch hierbei nicht die gewichtige Gunst, deren ich mich schon früher zu erfreuen hatte. Aber auch ein Verein von Männern, auf welche Deutschland mit Stolz, die ganze übrige gebildete Welt mit Verehrung blickt, die Akademie der Wissenschaften in Berlin, förderte ein Unternehmen, welches die Kunde des Orients sich zur Aufgabe gestellt hatte. Auch ihnen und besonders demjenigen unter ihnen, welchem die Erdkunde ihren neuen Aufschwung dankt, dem Herrn Professor Dr. Ritter, sei hiermit öffentlich mein Dank dargebracht.

Der Herr Minister, in Uebereinstimmung mit der Akademie, ergriff zu gleicher Zeit die Gelegenheit, einen jungen Gelehrten, der sich für die Sprachforschung besonders des Orients ausgebildet hatte, in der Person des Herrn Dr. Georg Rosen, des Bruders des in London zu früh verstorbenen Sanskritforschers, mit mir nach dem Oriente zu senden, und so durchreisten wir vereint das alte pontische Reich und Hocharmenien, gleiche Gefahren und gleiche Mühen tragend, bis wir uns endlich in Tiflis trennten. Dr. Rosen ging von da nach dem mir schon bekannten Westen des kaukasischen Isthmus, um dort die grusischen Dialekte zu

studiren, ich hingegen wendete mich nach dem noch nicht von mir gesehenen Osten, nach den Ländern des kaspischen Meeres.

Ich habe mich in den folgenden Bogen bemüht, womöglich Jedermann und zum Theil selbst den Minder-Gebildeten verständlich zu sein. Die Erdkunde ist eine Wissenschaft, die mehr oder weniger Jedermanns Eigenthum sein sollte, da sie nächst der Geschichte am Meisten in das menschliche Leben eingreift und viele allgemein interessante Seiten darbietet. Ich brauche deßhalb nicht Anstand zu nehmen, was und wie ich es gesehen, dem Leser der Reihe nach vorzuführen. Für die Gegenden, die vor uns noch kein Europäer betreten hatte oder die doch nur oberflächlich bekannt waren, glaube ich nur Neues zu liefern, im Uebrigen habe ich indeß, um der Beschreibung eine befriedigende Vollständigkeit zu geben, Einiges wieder erzählt, was schon bekannt ist; ich glaube jedoch, es auf eine Weise gethan zu haben, daß selbst dem Bekannten noch unbekannte Seiten abgewonnen wurden.

Bei Reisebeschreibungen nehmen zunächst Sitten und Gebräuche der Völker das Interesse der Leser in Anspruch; nur wenn ihnen vorzügliche Aufmerksamkeit geschenkt wurde, erfreuten sich Werke der Art einer größeren Theilnahme. Es ist aber schwer, wenn man nicht Jahre lang sich unter einem Volke aufgehalten hat, dasselbe treu und wahr zu schildern. Es kommt dabei außerdem auf die eigene Stimmung der Reisenden an, und viele derselben haben in der neuesten Zeit sich öfters

in Räsonnements und selbst in fremdartigen Anekdoten gefallen und anstatt der Beschreibung fremder Länder erhielten die Leser nur eine Beschreibung der Denkweise des Reisenden oder Reminiscenzen aus dessen früherem Leben. Andere machten es sich noch leichter und suchten den Stoff zu ihrem Werke nicht in den auf der Reise erhaltenen Eindrücken und den daselbst gemachten Anschauungen, die vielleicht bereits spurlos vorübergegangen waren, sondern nahmen andere Bücher, die die bereisten Länder mehr oder minder ausführlich behandelten, um daraus ein neues zu fabriziren. Auch ich suchte mir zwar Kenntniß von allen Büchern, die theilweis die Gegenden, welche ich durchreist habe, beschreiben, zu verschaffen, nicht aber, um daraus zu entlehnen, sondern um meine Resultate mit den schon gemachten zu vergleichen. Ueber Manches, was mir auf der Reise nicht klar war, bin ich erst durch andere Reisende aufgeklärt worden.

Sitten und Gebräuche zu schildern verlangt, daß man sich mitten in dem Volke, welches eben beschrieben werden soll, aufhält; um aber auch hierbei nicht einseitig zu werden, darf man nicht an einem Orte bleiben, sondern muß so viel als möglich herumwandern. Daß ich dieser Regel entsprochen, wird die Folge lehren. Obgleich auf diese Weise erst am Ende der Reise ein Resultat erreicht werden kann, habe ich doch vorgezogen, dasselbe bei der Beschreibung der bezüglichen Einzelnheiten gleich im Anfange niederzulegen. Ich habe es in zwei besonderen Kapiteln gleich nach der Beschreibung Konstantinopels unter der Aufschrift:

„Oeffentliches und Familienleben" niedergelegt. Wenn auch nicht in der Residenz des Großherrn, so wurde mir doch in den Provinzen mehrmals möglich, die heilig gehaltenen Gemächer der weiblichen Glieder einer Familie zu betreten. Mehr noch als meine eigene Anschauung galten mir aber die Berichte unseres ausgezeichneten Dolmetschers Lukas Davidowitsch aus der Bocca di Cattaro, der selbst von seiner frühen Jugend an bis zu seinem Jünglingsalter, sechs lange Jahre, in dem Harem eines Pascha's zu Konstantinopel zugebracht hatte. Seine Begleitung war uns von unberechenbarem Nutzen, denn durch jenen Aufenthalt hatte er sich mit der türkischen Etikette aufs Innigste vertraut gemacht und sprach mit beredtem Munde das beste Türkisch. Manches habe ich anders geschildert und genannt, als es frühere Reisende gethan, ich glaubte aber auf jeden Fall meiner eigenen Anschauung und der Aussage unseres Lukas den Vorzug geben zu müssen.

Nur anderthalb Jahre befanden wir uns im Oriente, aber schon früher, in den Jahren 1836—38, hatte ich mich daselbst aufgehalten und viele der damals erhaltenen Eindrücke lege ich jetzt erst, aber geläutert, hier nieder. Immer aber bleibt die Zeit meines Aufenthaltes im Oriente kurz und Vieles wäre vielleicht besser ermittelt, hätte ich an einzelnen Orten länger verweilt. Niemand fühlt die Mängel mehr als ich selbst. Doch darf ich hervorheben, daß es gewiß verfehlt ist, den Werth eines Reisewerkes nach der Länge des Aufenthaltes beurtheilen zu wollen, denn wer von Haus aus

keine Gabe der Auffassung besitzt, wird auch bei längerem Aufenthalte nicht viel beobachten. Ich habe Leute gekannt, die viele Jahre im Oriente gelebt und selbst an mehren Orten sich längere Zeit aufgehalten hatten, und doch waren Dinge, die am Meisten in die Augen fielen, an ihnen unbeachtet vorübergegangen. Möge mein Werk in dieser Beziehung für mich ein günstiges Zeugniß ablegen.

Während der erste Band die Donaureise, Konstantinopel, einschließlich das öffentliche und Familienleben der Orientalen, und Trebisond enthält, ist dem zweiten Bande die Beschreibung mehr unbekannter Gegenden gewidmet. Das bis dahin noch von keinem Europäer überstiegene pontische Gebirge, was zwischen dem schwarzen Meere und dem Tschoruk sich hinzieht, das Tschoruk-Gebiet und Hocharmenien mit den Quellen des Kur, des Eufrat und des Araxes bis an das Land der Kurden sind der Gegenstand des zweiten Bandes. Er wird hauptsächlich genaue Beschreibungen der durchreisten Gegenden und naturhistorische, besonders botanische Schilderungen, insofern sie zur Verständlichkeit des Ganzen nothwendig waren, enthalten. Ich habe mich bemüht, soviel Abwechslung als möglich in die Erzählung zu bringen und trockne Berichte zu vermeiden. In wie weit es mir gelungen ist, vermag ich selbst nicht zu beurtheilen. Bedauern muß ich, nicht hinreichende Kenntnisse besessen zu haben, um den Anforderungen einer wissenschaftlichen Geologie genügen zu können, und so habe ich nur im Allgemeinen angegeben, welche Gesteine in den verschiedenen Gegenden vorkommen.

Der dritte Band, der den beiden ersten bald nachfolgen wird, enthält die Beschreibung des Theiles vom russischen Kaukasien, der auf meiner vorigen Reise nicht berührt wurde; er wird hoffentlich im Stande sein, das interessante Gebirge noch bekannter zu machen, als es schon durch andere Werke und durch die Beschreibung meiner ersten Reise geworden ist. Während damals der Westen und die dort lebenden Tscherkessen der Gegenstand meiner besondern Aufmerksamkeit waren, ist es jetzt der Osten, der vorzugsweise Gebirgsland, Daghestan, genannte Theil, in dem Lesgier und Tschetschen, von ihrem Häuptlinge Schamil zu gemeinschaftlicher Kriegführung vereinigt, wohnen.

Mögen diese Beiträge zur Kunde des uns so wichtigen Orients mit Milde und Nachsicht aufgenommen werden; ich trage wenigstens das Bewußtsein in mir, weder Mühen noch Opfer gescheut zu haben, um mich der Anerkennung, die mir bis dahin geworden, auch ferner würdig zu zeigen.

Jena, im Juni 1846.

Karl Koch.

Erstes Kapitel.

Reise durch Ungarn.

Das Wetter hätte freundlicher sein können, als es am Morgen des 12. Juni 1843 war, denn dichte Wolken, welche den Abend vorher schon den ganzen Kahlenberg bedeckten, hatten sich des Nachts in die schöne, große Ebene herabgesenkt. Ein feiner Regen hüllte Alles, selbst die nächsten Gegenstände, in ein düstres Gewand. Doch der Mensch versteht meisterlich, sogar das Unangenehme, zu seinem Vortheile zu deuten, und so däuchte es mir, als hätte der Himmel sich das Grau, die Farbe der Wehmuth, gewählt, um destomehr mit den Gefühlen meines Herzens zu harmoniren. So vergnügt ich auch der Erfüllung eines innig gehegten Wunsches entgegenging, so traurig war ich doch an dem Tage, wo ich dem geliebten Vaterlande und Allem, was es einschloß, auf lange Zeit ein Lebewohl sagen sollte. Der vierzehntägige Aufenthalt in der großen Kaiserstadt hatte mir wohlgethan, zumal auch Wien der letzte deutsche Ort war, den ich berührte. Der Wiener, und überhaupt der Oestreicher, steht wohl allen Völkern an Gemüthlichkeit und Gutmüthigkeit voran und wird leider eben deßhalb oft besonders von uns mit vorherrschendem Verstande begabten Norddeutschen verkannt. Niemand weiß, wie er, sich das Leben angenehm zu machen und schnell und selbst ohne Schwierigkeit versteht er, sich in alle Umstände desselben zu finden. Kein Unglück ist so groß, daß es ihn völlig

beugen könnte: er faßt den Strohhalm, und versucht nicht selten mit Glück, sich an ihm wiederum emporzuschwingen. Seine Dienstfertigkeit erwirbt ihm schnell die Liebe jedes dankbaren Fremden, und ohne daß er des zeitlichen Vortheiles gedenkt, weiht er sich gern andern Wünschen, wenn nur sein Hang zur Freude nicht beeinträchtigt wird.

Doch wie im Norden auch mehr Gemüthlichkeit herrscht, als man im Süden Deutschlands wähnt, so tritt oft auch im letztern eine rauhe Außenseite hervor, die den übrigen Erscheinungen zuwiderläuft. Ausnahmen giebt es allenthalben und so haben es die guten Oesterreicher und zunächst die Wiener nicht verschuldet, daß ich von Seiten junger und unerfahrner Zollbeamten, im Angesichte von Wien, eine rücksichtslose, höchst unfreundliche Behandlung erlitt. Einschränkungen jeder Art sind mir schon an und für sich verhaßt und so erzeugt sich jedes Mal ein widerwärtiges Gefühl in mir, wenn ich mich einer Mauthlinie nähere und mich alsbald von Zollbeamten umgeben sehe. Ich bin nach den jetzigen Verhältnissen vollkommen von der Nothwendigkeit der deutschen Zolllinien überzeugt und kann nur bedauern, daß es noch deutsche Fürsten giebt, die, von fremden Einflüssen geleitet, sich dem gemeinsamen Vaterlande entfremden und als Hemmschuh der deutschen Einigung entgegentreten, aber die Freiheit jedes Einzelnen wird beschränkt, wenn man gezwungen ist, sein Weniges, was man als Reisender bei sich führen kann, den neugierigen Blicken Fremder nicht allein bloszustellen, sondern sogar ihrem Darinherumwühlen Preiß zu geben. Die deutschen Regierungen (Oesterreich und Preußen) lassen es sich zwar angelegen sein, den Reisenden das nothwendige Uebel so wenig als möglich fühlbar zu machen, und ihre Zollbeamten sind mit scharfen Maßregeln zur Humanität angewiesen, allein leider übertreten diese nicht selten ihre Schranken und kehren die rauhe Außenseite dem Fremden entgegen. Dieses war der Fall, als wir, mein verehrter Reisegefährte und ich, auf dem süd-

lichen Ende der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn am Wiener Bahnhofe anlangten. Unsere Sachen wurden, wie billig, auf das Zollamt getragen, aber zwei junge Leute durchwühlten sie auf eine solche unverschämte Weise, wie es mir, außer in Odessa, noch nie geschehen; Alles, was mit großer Sorgfalt erst eingepackt war, rissen sie muthwillig auseinander und warfen es schonungslos auf den Tafeln hin. Sogar meine Barometer wurden aus ihren Kapseln gerissen und es war nicht ihre Schuld, daß sie, hingeworfen, nicht zerbrachen. Meine Bitte um Schonung wurde mit Lachen und unfreundlichen Redensarten beantwortet. Es däuchte mir wirklich eine Zeit lang, als wenn wir unter Räuber gefallen wären. Und doch befanden wir uns inmitten Oesterreichs und hatten an der schlesischen Gränze schon eine humane Durchsuchung erlebt. War es nun nicht möglich, daß wir in Troppau oder Olmütz uns neue Sachen gekauft hatten und dadurch in große Verlegenheit geriethen? Daß wir keinen Schein des dortigen Zollamtes, den man verlangte, hatten, war nicht unsere Schuld, da wir ohnmöglich seine Nothwendigkeit wissen konnten, denn nirgends ward mir, so oft ich eine Zolllinie überschritten, sonst, selbst nicht in Oesterreich, ein solcher ausgestellt.

Unser freundlicher Wirth zur Stadt London, ein Gasthaus, welches ich allen Reisenden in jeder Hinsicht empfehlen kann, hatte Sorge getragen, daß wir pünktlich um 6 Uhr des Morgens auf dem bereitstehenden Dampfschiffe eintrafen und ohne Weiteres auch angenommen wurden. Koffer und übriges Reisegepäck war schon zwei Tage früher von dem Dampfschifffahrtsbureau in Empfang genommen und sollte, da wir uns in Preßburg und Pesth aufhalten wollten, den Tag darauf befördert werden, um dann mit uns weiter zu gehen. Ich warne aber Jedermann, sich von seinen Sachen zu trennen, da, trotz des guten Willens, die Ordnung doch nicht in dem Grade vorhanden ist, daß man sich darauf verlassen könnte. So erhielten wir unsere Effekten,

trotz des neuntägigen Aufenthaltes auf der Donau, erst in Konstantinopel wieder.

Vergebens kämpfte die Sonne gegen die dichten Wolken, die sich während der Nacht auf die Erde gelagert hatten, aber wenn auch ihr Anblick uns nicht vergönnt war, so erschloß sich doch wenigstens die nächste Umgebung unsern Blicken. Die Donau besitzt bei Wien eine ziemliche Breite, eine Menge Inseln bildend, und bietet dem Reisenden einige sehr interessante Punkte dar; der schöne Wasserspiegel, der nur durch das Schlagen unserer Räder aus seiner Ruhe gebracht wurde, zog sich weit vor uns dahin und wurde auf beiden Seiten von dem lieblichsten Gebüsch und den freundlichsten Hainen umgeben. Erlen, Espen und verschiedene Arten von Weiden standen dicht gedrängt bei einander und waren hie und da von Brombeersträuchern und der Waldrebe so umwunden, daß durchzudringen nicht möglich schien. Auch den Maßholder, den beliebten Baum des Wiener Praters, unterschied ich in derselben Größe, wie ich ihn nur bei Wien zu sehen Gelegenheit hatte, und er schien, seinem Wachsthume nach, etwas ganz anderes darzustellen.

Ueber dem Gebüsche breitete sich auf dem entgegengesetzten Ufer das durch Schlachten vielfach berühmte Marchfeld aus, und die beiden Dörfer Aspern und Eßlingen lagen dicht vor uns. Zum ersten Male sah hier Napoleon seine siegestrunkenen Schaaren weichen und zähneknirschend überließ er dem tapfern Erzherzoge Karl das dicht mit Leichen besäete Schlachtfeld. Hätte Massena nicht damals den Rückzug auf die Insel Lobau so glanzvoll gedeckt, so wäre wohl der übermüthige Frankenherrscher um mehrere Jahre früher von seiner kriegerischen Laufbahn abberufen worden. Da lag vor uns die dadurch berühmt gewordene Insel, von der, durch neue Hilfstruppen aus Italien verstärkt, Napoleon nach sechswöchentlicher Ruhe mit furchtbarer Kraft hervorbrach, um den tapfern Karl zu erdrücken. Zwei Tage lang wüthete der ungleiche Kampf, bis, nur der Uebermacht wei-

chend, die Oesterreicher das Feld räumten. Wenn auch das Unglück mit erneuter Macht über Oesterreich zusammenbrach, so war doch sehr viel in der Meinung gewonnen. Man sah, daß auch Napoleon selbst mit schwächern Kräften geschlagen werden könnte, und so wurde plötzlich der Glaube im deutschen Volke wach, dereinst die Fremdherrschaft abschütteln zu können.

Meine Blicke waren mehr nach Westen, von wo ich kam, als nach Osten, dem ich eine lange Zeit angehören wollte, gewendet, aber allmälig entzog sich die große Kaiserstadt den Blicken und nur der majestätische Stephansthurm und das reizend gelegene Schloß des Baron Reichenbach überragten das Gebüsch und die unbedeutenden Höhen. Aber auch diese verschwanden, als das Ufer allmälig steiler zu werden begann und die Krümmungen der nur kurz vereinigten Donau jede Fernsicht absperrten.

Nach wenig Stunden erreichten wir die deutsche Gränze, die durch den Einfluß der March gebildet wird, und gern hätte ich daselbst die Ueberreste der gewichtigen römischen Hauptstadt Ober-Pannoniens Carnuntum und die merkwürdigen Ruinen von Theben näher betrachtet. Allem Anscheine nach umfaßte Carnuntum die heutigen drei Orte Petronella, Deutsch-Altenburg und Haimburg, da man in deren Gesammtbereich eine Menge Zeugen aus der römischen Zeit sieht und noch mehr aus der Erde gegraben sind und werden. Am Wichtigsten ist Haimburg, denn hier residirte nach dem Nibelungenliede König Etzel auf einem prachtvollen Schlosse. Die mit Burgtrümmern bedeckte Höhe hinter der Stadt bietet noch jetzt einen interessanten Punkt dar, wird aber weit übertroffen durch den auf jener Seite befindlichen zackigen Kegel, hart an dem Einflusse der March. Auf ihm sieht man zahlreiche Ruinen einer räuberischen Vorzeit, und vor der Erfindung des Schießpulvers konnten die Burgherren allen Anforderungen ihrer Feinde keck entgegentreten. Trotz dem die Burg schon längst nicht mehr bewohnt und zum

Theil schon verfallen war, sprengten doch die rohen Franzosen im Jahre 1809 die noch einigermaßen erhaltenen Theile der großartigen Burg, so daß man eigentlich nur noch einen auf seltsamer Zackenspitze erbauten Wachtthurm unversehrt erblickt. Dem Anscheine nach schien derselbe Versteinerungskalk, dem Grobkalke zugehörig, den ganzen Kegel zu bilden, wie ich ihn häufig im obern Rionthale zu sehen Gelegenheit hatte.

Dieses Theben hat mit den gleichnamigen Städten Aegyptens und Griechenlands gar keinen Zusammenhang, zumal es eigentlich Deven geschrieben werden muß, und mit dem slawischen Worte Dewiza, d. h. Mädchen, zusammenhängt. Die ungarischen Slawen nennen die Ruinen deßhalb auch Dewoina oder Dowina. Wir Deutsche haben zwar mit den übrigen Völkern am Wenigsten gemein, fremde Namen umzuändern und sie vaterländischen Tönen gleich oder ähnlich zu machen, aber hie und da und besonders in frühern Zeiten, machen wir uns doch dieser Sünde schuldig. So war Theben uns ein schon bekannter Name und deßhalb wurde das ähnliche Wort Deven (Dévén) in diesen umgemodelt. Auf gleiche Weise ist Haimburg aus Hunnenburg entstanden. Am Meisten sündigten hierin die alten Griechen, besonders bei geographischen Namen, indem sie allen Barbaren glauben machen wollten, daß ihre Sprache den Grundtypus für alle übrigen enthalte. In der neuesten Zeit haben ebenfalls Russen und Türken eine Meisterschaft in der Verstümmelung fremder Namen, und wenn bei den erstern nicht zeitig Maßregeln getroffen werden, so wird es in wenigen Jahren unmöglich, sich aus dem Wirrwarr der Ortsnamen in ihren eroberten Provinzen herauszufinden.

Nur die baldige Nähe von Preßburg, dessen weiße Schloßruinen weithin sichtbar sind, zogen meine Blicke von dem vielgestaltigen Theben ab, aber so lange, als mir die Ansicht vergönnt war, blickte ich rückwärts, um mich an ihr zu erfreuen. Immer näher kamen wir unserm Ziele, und

hielten endlich an der Schiffbrücke an, um das noch bis Pesth gehende Dampfschiff zu verlassen.

Für den Reisenden nach Konstantinopel ist es angenehm, daß ihm für die Dauer der jährigen Schifffahrt erlaubt ist, sich an den einzelnen Orten so lange, als er will, aufzuhalten und mit einem beliebigen andern Schiffe weiter zu gehen. Die Fahrbillete sind dazu mit besondern Coupons für die Hauptstationen versehen, und hat man eine solche zurückgelegt, so wird der bestimmte Coupon abgeschnitten. Der Preis für die ganze Fahrt, von Wien bis Konstantinopel, betrug im Jahre 1843 für den ersten Platz 125, für den zweiten 85 und für das Verdeck 56 Gulden Conv., jetzt hingegen bezahlt man nur für den ersten Platz 94 und für den zweiten 66 Gulden. Von Konstantinopel nach Wien ist der Preis geringer, und man bezahlte 1843 für den ersten Platz 100, für den zweiten 70 und für das Verdeck 50 Gulden; jetzt hingegen auf den ersten 89 und auf dem zweiten 63 Gulden. Die Dauer der Hinfahrt wird zu 11 Tage über Küstendjeh, zu 13 Tage über Galatz, die Herfahrt hingegen (ohne Quarantäne) zu 18 bis 20 Tage angegeben, allein da oft ein unnöthiger, nicht selten durch Reisende verursachter Aufenthalt dazu kommt, so thut man gut, noch zwei und selbst mehr Tage zum angegebenen Termine hinzuzuzählen, um sich mit der Ankunft nicht zu verrechnen.

Der Dampfschifffahrts-Gesellschaft stehen von Linz bis zum Ausflusse der Donau in das schwarze Meer 20 Schiffe zu Gebote, und von da bis nach Konstantinopel besaß sie damals ebenfalls 7, die sie aber mit der ganzen Schifffahrt auf dem Meere an den österreichischen Lloyd abgetreten hat. Es ist die Einrichtung getroffen, daß von Linz nach Wien vom 1. Juni bis 30. September alle Tage ein Schiff hin- und zurückgeht, in der übrigen Zeit hingegen nur an jedem graden Tage des Monats. Von Wien nach Preßburg geht im Hochsommer zwei, sonst nur ein Mal täglich ein

Schiff ab, von Preßburg hingegen nach Ofen und Pesth nur ein Mal, doch so, daß es in der zuerst genannten Zeit von Wien in einem Tage direkt bis Pesth geht, um dort zu übernachten. Sonst bleibt man in Preßburg und fährt am andern Morgen weiter. Unangenehm ist es, daß man in beiden Städten zu übernachten gezwungen ist, und deßhalb leicht die frühe Abfahrt verschlafen kann. Von Pesth aus wird bis zur türkischen Gränze zwei Mal die Woche, und von hier aus bis Konstantinopel nur sechs, und im Juli nur fünf Mal den Monat gefahren.

Von Pesth aus hat die Gesellschaft für eine kleine Anzahl von einigermaßen bequemen Nachtlagern gesorgt, aber diese leider nur für den ersten Platz bestimmt. Wer demnach gesonnen ist, mit einem Fahrbillete für den zweiten Platz die Reise zu unternehmen, ist gezwungen, sich mit Matratze, Kissen und Decke zu versehen; ja, es kommt selbst vor, daß Reisende auf dem ersten Platze kein Bett erhalten, wenn die bestimmte Anzahl schon vergeben ist. Für eine solche Bequemlichkeit, wie man sie besonders auf englischen Dampfschiffen gewöhnt ist, ist eben so wenig, als für die nöthige Reinlichkeit gesorgt und selbst die Tafel erscheint, trotz der nicht unbedeutenden Preise, schlecht bestellt.

Sehnsucht nach der Wiege des Menschengeschlechts erlaubte uns nicht die nöthige Ruhe, um Preßburg und dem damals in Thätigkeit sich befindlichen Landtage die gehörige Aufmerksamkeit zu schenken und so benutzten wir nur den übrigen Theil des Tages, um die seit der Eroberung Ofens durch die Türken erhobene Hauptstadt Ungarns einigermaßen kennen zu lernen. Ein Empfehlungsbrief an den Professor Dankoffsky machte uns mit diesem interessanten Manne bekannt, und in seiner Gesellschaft besahen wir die Merkwürdigkeiten des alten Posoniums. Dankoffsky ist, wie schon der Name sagt, Slawe und dem Volke, dem er sich zuzählt, mit vollem Herzen zugethan. Dem von Rußland ausgegangenen Panslawismus betrachtet er nicht gerade als Un=

ding, hält jedoch seine Ausführung weder für möglich, noch für gut. Mehr nach Deutschland, mit dessen Hülfe er die nationelle Entwickelung seiner Landsleute in Aussicht setzt, als nach Rußland sind seine Blicke gewendet. Die frühern Thaten der Südslawen erfüllen sein ganzes Sein mit einer wunderbaren Kraft, die er nur dem Kampfe mit den Feinden seines Volkes widmet, und allenthalben tritt er mit kühner Stirne jeder Anmaßung der jetzt in Ungarn herrschenden Madjaren entgegen. Das Sprachstudium beschäftigt ihn am Meisten, und wenig Gelehrte mag es geben, die ihm in der genauen Kenntniß aller slawischen Sprachen gleichkommen. Nächstdem erfüllt ihm die Geschichte seines Volkes die Brust mit Begeisterung, und jemehr seine vernachlässigte Kleidung und häusliche Unordnung den innern Werth in Hintergrund stellt, um destomehr wird man von seiner kräftigen Rede und dem hohen Enthusiasmus für alles Vaterländische ergriffen und fortgerissen. Man muß selbst Slawe sein, um den Haß zu verstehen, den jetzt die Madjaren bei ihren die Eigenthümlichkeit aller andern ungarischen Völker mit Füßen tretenden Neuerungen auf sich laden, und vielleicht eben dadurch einen nur die geistige Entwickelung aller Ungarn gleich hemmenden Widerspruch hervorrufen. Unseres freundlichen Begleiters Auge sprühte, seine sonore Stimme wurde lauter, seine Physiognomie umzog sich düsterer, wenn er von den Bedrückungen sprach, die die Slawen von jeher von den rohen Horden Skythiens erduldet hätten und noch erduldeten. Und was ihn am Meisten kränkte, war, daß selbst Slawen der gerechten Sache untreu geworden und als Verräther ihren Tyrannen beipflichteten.

Der unglückselige Sprachenstreit wird noch viele Jahre in Ungarn herrschen und es ist selbst die Frage, ob er unter gleichen Verhältnissen je zum Ziele führen kann. Die Sprache der Madjaren ist noch zu roh und verdient als Schriftsprache kaum einer Erwähnung. Warum man deßhalb den nicht madjarischen Völkern Ungarns (den Deutschen, Sla=

wen und Wallachen) zumuthen will, eine in der gebildeten Welt nichtssagende Sprache zu erlernen und damit eine schöne Zeit der Jugend unnütz zu vergeuden, sehe ich durchaus nicht ein, und will man die seit Jahrhunderten auf den ungarischen Landtägen in Gebrauch gewesene lateinische Sprache durchaus verbannen, um einer lebendigen Platz zu machen, so liegt doch die Sprache näher, die erst einen gewissen Grad von Kultur über Ungarn gebracht hat und auch fernerhin heilbringend wirkt. Es liegt schon etwas Unnatürliches darin, wenn man eine Sprache fast ohne alle Literatur gegen eine gebildete umtauschen soll, und muß als ein nicht unbedeutender Rückschritt betrachtet werden. Nach Dankoffky's genauen Untersuchungen ist außerdem die madjarische Sprache so arm, daß nach und nach gegen sechs Mal mehr Wörter, als sie ursprünglich besitzt, aus andern, besonders der lateinischen, deutschen und slawischen Sprache aufgenommen werden mußten, um ihr die Möglichkeit zu geben, als europäische Sprache existiren zu können. Leider hat Dankoffsky sich aber dadurch den Haß der jetzt übermüthigen Madjaren so zugezogen, daß diese keine Zeit vorübergehen lassen, ohne ihn zu verkleinern oder gar zu schmähen. Mit Unrecht entzieht er sich den öffentlichen Sitzungen, da er auf keine Weise bewogen werden kann, in der vorgeschriebenen Nationalkleidung, die ächt madjarisch ist, in derselben zu erscheinen. So wurde auch uns das Vergnügen entzogen, einer solchen Sitzung beizuwohnen, und leider erfuhren wir erst in Pesth, daß man von Fremden keineswegs die Vorschrift verlangt.

Doch fern sei es von mir, das ehrenwerthe Selbstgefühl der Madjaren und übrigen Ungarn zu verkennen, und hoffentlich wird auch bald die Zeit kommen, wo Ungarn sich einer größern Kultur erfreut und unter den Segnungen eines fruchtbaren Landes gedeiht. Wenn auch der Madjar, oder der Ungar überhaupt, sich erst seit Marie Theresiens glorreicher Herrschaft Europens allgemeiner Civilisation mehr ange-

schlossen hat, so bedurften die Eindrücke, welche die gräuliche türkische Regierung während einer Herrschaft von fast zwei Jahrhunderten hinterlassen hatte, einer geraumen Zeit, um verwischt zu werden. Aber, ein Mal im Fortschritte begriffen, ging die Kultur des Landes mit seinen verschiedenen Bewohnern rasch vorwärts, und in wenig Jahren sind Mißbräuche abgeschafft worden, die zu entfernen in andern Ländern Jahrhunderte bedurften. Freiwillig gab der Adel eine Menge seiner gewichtigen Rechte hin, und sucht jetzt auf alle Weise das gemeine Volk aus der dunkeln Nacht dem Lichte zuzuführen. Es ist nicht zu leugnen, daß die Madjaren als das herrschende Volk selbst mit gutem Beispiele vorangingen und ihren Landsleuten den Werth des eigenen Selbst erst kennen lehrten, aber eben darum sollten sie nicht einseitig auf der Begründung ihrer Nationalität auf Kosten der übrigen eng mit ihnen verbundenen Brudervölker beharren. Wir leben jetzt in einer gewichtigen Zeit, wo der Augenblick die Provinzen, die vor dem Andringen der Türken den Ungarn noch gehörten, wieder gewinnen zu können, näher steht, als man glaubt. Ohnmöglich kann es noch lange dauern, wo das schon längst morsche Gebäude des Osmanenreiches zusammenbricht, und dann werden die früher mit ihnen verbundenen Slawen freudig von Neuem sich anschließen, wenn ihnen in jeder Hinsicht gleiche Rechte eingeräumt werden und ihre Nationalität nicht in der madjarischen untergehen soll. Damit aber dieses geschieht, muß der Madjar nicht von dem Slawen verlangen, daß er seine eigene Sprache und die ihm vererbten Sitten ableugnen soll, um Beide mit andern und keineswegs bessern zu vertauschen.

Noch weniger, als der Madjar im Verlaufe einer langen Zeit seine Sprache in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten hat, ist er im Uebrigen seinen Vorfahren, die noch keine festen Wohnplätze hatten und sich als Nahrung des rohen, unter dem Sattel mürbe gemachten Fleisches bedien-

ten, gleichgeblieben. Selbst in körperlicher Hinsicht ist der heutige Madjar ein anderer geworden, und es würde ihm selbst nicht mehr lieb sein, wäre er noch so häßlich, als besonders die Byzantiner ihn und seine stammverwandten ugrischen Völker schildern. Häßlichere Menschen, als die Hunnen waren, giebt es gewiß kaum. Viele der jetzt sich ächte Madjaren nennenden Familien sind deutschen oder slawischen Ursprungs, und selbst die, deren Name und bezeugte Abstammung keinen Zweifel übrig lassen, haben in den Jahrhunderten, seitdem sie ihr neues Vaterland bewohnen, so vielfache Vermischungen, besonders mit Deutschen, erhalten, daß das madjarische Blut selbst in den Adern eines Vollblut-Madjaren nur noch sparsam fließt. Gewiß ist diese meine Behauptung auf den ganzen madjarischen Adel zu beziehen, und nur das Volk, wie es in den entfernteren ebenen Gegenden herumzieht, hat sich reiner erhalten. Aber selbst hier müßte man äußerst vorsichtig sein, da man, z. B. in der Umgegend von Preßburg und Pesth, eine Menge madjarisch gekleideter Landleute findet, die doch ächte Deutsche sind und zum Theil selbst ihre Muttersprache verlernt haben. Dann wäre auch noch die Frage zu stellen, ob das gemeine madjarische Volk, wie es in Ungarn einzog, nicht vielmehr ein zusammengelaufenes, aus einer Menge verschiedener Völker bestehendes Gesindel war, was sich den tapfern Heerführern madjarischen Stammes nur anschloß? Mit der Zeit mag erst bei allen Horden die Sprache der Heerführer, also die madjarische, herrschend geworden sein.

Wie leicht Völker ihre Muttersprache verlernen, selbst wenn auch nicht Gewalt angewendet wird, finden wir häufig in der Geschichte eingezeichnet, und es ist eine falsche Behauptung der Sprachforscher, daß nur allein die Sprache im Stande wäre, die ursprüngliche Abstammung eines Volkes herauszufinden. So leben mitten in Ungarn Nachkommen der Komanen, eines von den Sprachforschern selbst zum großen türkischen Völkerstamme gerechneten Volkes, und

sprechen nach der Aussage gelehrter Madjaren das reinste Madjarisch, eine Sprache, die dem finnischen Sprachstamme eingereiht wird. Professor Horwath, in Pesth, stützt hierauf seine Behauptung, daß Madjaren nnd Türken einerlei wären. An der Aechtheit der ungarischen Komanen kann wohl kein Zweifel sein, da ihre späte Einwanderung durch die Geschichte bestätigt wird. Wie rein haben sich nicht die Juden seit ihrer allgemeinen Zerstreuung erhalten, und doch sprechen sie allenthalben die Sprache des Landes, das sie bewohnen. Selbst die Sprache, deren sie sich hie und da in ihren Familien bedienen, ist keineswegs hebräisch, sondern in Europa deutsch oder portugiesisch und in Asien meistentheils Dat, ein persischer, wahrscheinlich sehr alter Dialekt.

Der Landtag hatte eine große Menge Menschen nach Preßburg geführt, um aber physiognomische Studien zu machen, war unser Aufenthalt zu kurz. Das Eigenthümliche der jetzigen Madjaren herauszufinden, wurde mir um so schwerer, als mir die Abstammung der Anwesenden nicht bekannt war. Den Slawen erkannte ich sogleich an seiner gedrungenen meist kurzen Figur, dem völlig abgerundeten Gesichte und Kopfe, dem vorherrschend blonden, schlichten Haupthaare, den runden, grauen oder blauen Augen und der weißen nur durch das schöne Karmin auf den Wangen unterbrochenen Gesichtsfarbe. Schwieriger wird es mir, den Deutschen zu charakterisiren und häufig gelingt es mir nur durch negative Merkmale. Ihm ähnelt der heutige Madjar mehr als dem Slawen. Sein mehr gezogener Körperbau ruft eine schlanke Figur mit weniger abgerundeten Gliedern hervor; der wohl ursprünglich längliche Kopf scheint vorherrschend mit schwarzem und dichtem Haupthaar, dessen einzelne Haare stärker sind und mehr denen des Barthaares gleichen, bedeckt. Das Gesicht erscheint markirt und in ihm steht eine scharf geschnittene Nase, deren Wurzel ziemlich tief unter der Stirn liegt. Die länglichen, dunkeln Augen neigen sich mit ih-

rem innern Winkel etwas nach unten, weisen demnach noch deutlich auf den Ursprung der Madjaren hin.

War uns auch nicht die Freude zu Theil geworden, einer Sitzung beizuwohnen, so war doch das Speisezimmer unseres Wirthshauses dicht mit Mitgliedern derselben angefüllt und eine lebhafte, ich möchte fast sagen, schreiende Unterhaltung fand an den einzelnen Tischen und Tafeln statt. Leider wurde größtentheils madjarisch gesprochen und der Inhalt der vielleicht interessanten Gespräche blieb mir unbekannt. Sogar der deutsche Speisewirth hatte sich madjarisirt und setzte uns mit seinem madjarisch geschriebenen Speisezettel in Verlegenheit. Es waren meistens junge Leute, welche sich hier vorgefunden hatten und wahrscheinlich dem Landtage nur passiv beiwohnten. Sie bewegten sich zwar harmlos aber turbulent neben einander und die Art, wie sie sich gegenseitig benahmen, erinnerte mich an meine Studienzeit, besonders an die Stunden der politischen Unterhaltungen, wo wir kühn unsere Ansichten verfochten, auch wenn sie noch so thörigt waren, stets der festen Ueberzeugung, nur allein die Welt reformiren zu können. So schien es auch hier, denn alles das, was in meiner Muttersprache verhandelt wurde, deutete auf völlige Unkenntniß des Verhandelten hin, und ein großer Theil der jungen Leute schien selbst nicht die Bildung zu haben, um wichtige Lebens- und Staatsfragen zu verstehen.

Das schönste Wetter begünstigte unsern Spatziergang nach Tisch zu den großartigen Ruinen des Preßburger Schlosses, was uns schon den ganzen Morgen angezogen hatte. Leider führt der Weg durch den sogenannten Schloßgrund, wo Abrahams Nachkommen in großer Menge sich angesiedelt haben und vorzüglich seine Töchter mit ihren frischen oder verblühten Reizen Handel treiben. Es ist wirklich gut, daß dieses berüchtigte, unter besonderer Gerichtsbarbeit stehende Stadtviertel des Abends durch ein Gitter abgeschlossen wird, denn sonst würde man selbst in dem höher

gelegenen anmuthigen Theile der Stadt nach Untergang der Sonne vor den Zudringlichkeiten der Schönen nicht sicher sein. Der Schloßberg hat eine reizende Lage dicht über der leise dahinfluthenden Donau und erlaubt dem Auge soweit zu blicken, als dieses zu schauen befähigt ist. Südlich und östlich zieht sich eine weite Ebene, gewöhnlich die kleine ungarische genannt, in's Unabsehbare dahin, während westlich und nördlich die unbedeutenden kleinen Karpathen eine größere Mannigfaltigkeit darbieten. Von hier aus übersieht man auch die ganze, ziemlich regelmäßig gebaute Stadt mit ihren meist breiten Straßen und freundlichen Plätzen. Aber auch die noch meist erhaltenen Ruinen, die es erst seit dem Jahre 1811 wurden, bieten eine großartige Erscheinung dar. Auf granitner Unterlage sind die regelmäßig vierstöckigen Mauern in's Geviert aufgeführt und haben an ihrer Vereinigung einen Thurm. In dem westlichen befand sich ehedem die ungarische Reichskrone des heiligen Stephan, die von Joseph II. in die kaiserliche Schatzkammer nach Wien übertragen wurde. Besonders wichtig ist noch das Schloß durch Marie Theresia geworden, da es hier war, wo sie, den nachherigen Kaiser Joseph II. noch als Säugling auf dem Arme, mit bezaubernder Beredsamkeit ihre unglückliche Lage den versammelten Magnaten Ungarns vorführte. „Mein und dieses Kindes Schicksal übergebe ich euren Händen," rief die hochherzige Frau, und „Gut und Blut für unsern König, Marie Theresia!" hallte es laut aus fast 500 Kehlen. Die Geschichte steht hier einzig da. Die Ungarn retteten mit großartiger Treue und blinder Ergebenheit an ihr Herrscherhaus dieses vor einem völligen Untergange.

Trotz dem das Schloß wüst und leer ist, wird aber hier immer noch zur Krönungszeit ein ganzer Ochse gebraten und, nachdem das erste Stück dem Könige gereicht ist, unter das Volk vertheilt. Man war noch voll von den Feierlichkeiten, die zur Zeit der Krönung des jetzigen Kaisers, am 28. September 1830, hier stattfanden.

Hinter dem Schlosse setzen sich dieselben Granithöhen fort und bieten dem Weinbaue eine vorzügliche Lage dar. Weiter hin ziehen sich nördlich die Weingärten und ihr Ertrag soll nicht unbedeutend sein. Als der beste Wein wird der Sankt Georger Ausbruch genannt und zu ziemlich hohem Preise selbst in Preßburg verkauft.

Den übrigen Theil des Nachmittags verlebten wir mit unserm Freunde Dankoffsky in der sogenannten Au, auf dem jenseitigen Ufer der Donau. Die Anlagen sind in dem freundlichen Gebüsche und jugendlichen Hainen anmuthig und für die Preßburger groß genug. Ein geräumiges Kaffeehaus steht gleich am Anfange und gewährt auf die gegenüberliegende Stadt eine herrliche Ansicht, die freilich durch größeres Leben auf der Donau selbst noch ungemein gewinnen würde. Trotz des anwesenden Landtages waren aber weder die öffentlichen hier befindlichen Häuser sehr besucht, noch begegneten wir auf den dunkeln und schattigen Spaziergängen der Au vielen Menschen. Die Anlagen befanden sich in gutem Zustande und allenthalben herrschte Ordnung und Reinlichkeit, zwei Attribute, die sonst dem Ungar in geringerem Maße zukommen. In der Au, die auch zur Unterscheidung von der entfernteren Mühlenau, Brückenau genannt wird, befinden sich die beiden Arenen. Der Ungar ist diesen Arenen, worunter man einfache Bretterverschläge in freier Natur, in denen Volksstücke aufgeführt werden, versteht, sehr zugethan und er besucht sie oft mehr, als das gediegenere Schauspielhaus, in dem auch Opern gegeben werden. Der Ungar ist noch nicht für die höhern ästhetischen Schönheiten empfänglich und findet bei den jovialen, nicht selten auch trivialen Unterhaltungen in der Arena mehr Vergnügen, als wenn er ein Nachdenken erforderndes Schauspiel sieht. Die Witze der Schauspieler bewegen sich auch in einer niedern Sphäre und unsere zarten und verzärtelten Damen würden manchmal bei plumpen Aeußerungen und rohen Anspielungen erröthen, wo die vor-

nehme Ungarin gar nichts Unanständiges findet und sich unbekümmert einer lauten Freude hingiebt, ohne deßhalb in moralischer Hinsicht tiefer zu stehen.

Da im Schauspielhause die komische Oper: Maler, Fee und Wirthin, in Leopoldstädter Manier aus dem Feensee umgestaltet, gegeben wurde, so brachte ich daselbst die Stunden des Abends zu. Es war reich von Zuschauern besetzt. Aber auch die Ausführung war gut und verdiente den vollen Beifall, der ihr gezollt wurde. Preßburg hat kein selbstständiges Theaterpersonal, und nur zur Zeit der stattfindenden Landtage begeben sich ein Theil, oder sämmtliche Mitglieder des Leopoldstädter Theaters nach Preßburg, um Vorstellungen zu geben.

Des Morgens um 8 Uhr fanden wir uns zur rechten Zeit auf dem Dampfschiffe ein, um denselben Tag (13. Juni) die große Strecke von Preßburg nach Pesth zurückzulegen. Der große Theil des Weges führt durch die kleine oder obere ungarische Ebene, die sich auf beiden Seiten der Donau nördlich und südlich hinzieht und zur Linken den großen Neusiedler See, mit seinem durch einen, als wild gefundenen und hierauf wiederum spurlos verschwundenen Menschen bekannter gewordenen Moraste, Hansag, einschließt. Ohne Zweifel bildet sie den fruchtbarsten Theil des ganzen ungarischen Reiches und würde noch von größerm Werthe sein, wenn die kaum einige, höchstens 100 Fuß tief in ihr gelegene Donau nicht selten durch Ueberschwemmungen die furchtbarsten Verheerungen hervorriefe. Grobkalk mit zahllosen Versteinerungen bildet ihre feste Unterlage, und auf dieser liegt ein 1—2 Fuß dicker Humusboden, der leider mehr Säure zu besitzen scheint, als unsern Kulturpflanzen nothwendig ist, aber auf eine lange Zeit ohne neue Zufuhr von Humus die üppigste Vegetation verspricht.

Nach großen Ueberschwemmungen nimmt nicht selten ein Theil des Wassers eine andere Richtung, und umgekehrt werden Stellen, wo vor denselben ein Theil der Donau dahinfloß,

wasserleer. Es ereignet sich daher gar nicht selten, daß man im Hochsommer fast trocknen Fußes gehen kann, wo vor mehren Jahren beladene Schiffe ruhig dahingleiteten. Dieser unsichere Lauf der Donau macht die Schifffahrt in hohem Grade schwierig und giebt ihrem Hauptstrome in jedem Jahre eine andere Richtung. Im Sommer nimmt die Wassermenge in der Regel täglich ab, und da mit jedem Frühlinge der Strom sich mehr oder weniger verändert und früher tiefe Stellen mit Schlamm, Sand u. s. w. angefüllt werden, so treten diese allmälig als Erhöhungen und selbst als Sandbänke der Oberfläche des Wassers näher und verursachen den Schiffern nicht unbedeutenden Aufenthalt. Selbst Dampfschiffe sitzen nicht selten auf und gebrauchen mehre Stunden, um wieder flott zu werden. Die Veränderung des Hauptstromes macht deßhalb jährlich, wenn auch nicht gerade eine neue Aufnahme, doch eine genaue Untersuchung nothwendig.

Nur mit einem ungeheuren Aufwande würde es möglich sein, den Lauf der Donau für eine bestimmte Richtung zu fesseln; nichtsdestoweniger könnte aber der Gewinn an fruchtbarem Lande die Kosten decken, und sobald Ungarn sich einer bessern Kultur und größerer Menschenmenge erfreut, wird sich auch von selbst die Eindämmung nothwendig machen. Die jetzigen, wenn auch noch so sinnreichen Arbeiten, sind gar nicht oder doch zu wenig belohnend und werden nach und nach eben so viel Kosten verursachen, als für das große Werk nothwendig würde, ohne dem Uebel ganz abgeholfen zu haben. Fast jede neue, einigermaßen bedeutende Ueberschwemmung zerstört einen Theil der kostbaren Bauten oder macht sie wenigstens unnütz.

Unterhalb Preßburg geht ein bedeutender Arm, Neuhäusler-Arm genannt, nördlich ab und vereinigt sich erst bei der jungfräulichen Veste Komorn mit dem Hauptstrome. Dadurch wird die, 11 Meilen lange und 3 bis 4 Meilen breite, sogenannte große Insel Schütt gebildet. Wenn schon

die ganze Ebene in hohem Grade fruchtbar erscheint, so zeichnet sich dieses Eiland durch seine üppige Vegetation so sehr aus, daß es schon im Alterthume den Namen „goldener Garten“ führte. Besonders wird die Obstkultur hier gepflegt, oder gedeiht vielmehr, denn die Güte der Aepfel oder Birnen soll keineswegs der Menge entsprechen.

Weiter unten, aber südlich, trennt sich wiederum ein bedeutender Arm vom Hauptflusse und wird alsbald durch die Aufnahme der Leitha vergrößert. Er führt den Namen Wieselburger-Arm und schließt mit dem Hauptstrome der Donau die kleine Insel Schütt, die nur eine Länge von 7 Meilen besitzt, ein. Sie ist nicht weniger fruchtbar und bietet, wie jene, eine Menge freundlicher Ansichten dem Reisenden dar. Waldpartien wechseln mit offenen Stellen, aber leider darf man wegen der häufigen Wassersnoth nicht wagen, Getreide auf ihr zu bauen und benutzt sie deßhalb nur zu Wiesen.

Dem hohen Wasserstande hatten wir es zu danken, daß wir auf dem stillen Spiegel der Donau rasch hinabfuhren. Das schönste Wetter begünstigte unsere Fahrt, und die ganze große Reisegesellschaft bewegte sich bunt durch einander. Wir kamen vor einer Menge unbeholfener Wassermühlen vorbei, deren Besitzer und Arbeiter von unsern übermüthigen Matrosen dadurch geneckt wurden, daß diese durch Pantomimen ihren Hang Mehl zu stehlen versinnlichten. Die gereizten Müller rächten sich auf unanständige Weise, die jedes gemeine Mädchen bei uns erröthen gemacht hätte, nichts desto weniger aber in unserer Gesellschaft, selbst auch bei einzelnen Frauen und Mädchen der niederen Stände, lautes Gelächter verursachte. Man sieht, daß die Ansichten über Schicklichkeit verschieden sind, und während von unsern Großältern ihre Töchter in strenger Zucht und Ehre gehalten wurden, geschahen bei bestimmten Fällen, besonders bei Hochzeiten und Taufen, Dinge, die geradezu mit der klö-

sterlichen und abgemessenen Erziehung der Kinder in Widerspruch standen. Erst seitdem man bei uns dem Studium der Natur eine größere und zweckmäßigere Aufmerksamkeit zugewendet hat, scheint auch die Erziehung und mit ihr die ganze Anstandslehre natürlicher zu werden.

Nach einigen Stunden sahen wir die Thurmspitzen der jetzt freundlichen Stadt Raab, die gerade in dem Winkel liegt, der durch den Einfluß des Flusses Raab in den Wieselburger-Arm gebildet wird. Man konnte mir die schöne Lage der Stadt nicht genug rühmen. Aber erst in der Zeit sei sie in ihrem Glanze hervorgetreten, als man nach der Einnahme und Beschädigung der Werke durch die Franzosen, im Jahre 1809, die Festung in eine offene Stadt verwandelte. Es wurde mir auch der Thurm des Wasserthores mit seiner merkwürdigen Inschrift gezeigt. Als Fürst Schwarzenberg, im Jahre 1598, die von den Türken tapfer vertheidigte Festung belagerte, hatte der stolze Osmane unter dem Wetterhahne auf der Thurmmauer die Inschrift anbringen lassen:

„Wenn dieser eh'rne Hahn wird krähen,
„Soll Raab an die Christen übergehen."

Plötzlich vernahm man laut bis an das Christenlager hin ein dreimaliges Krähen des ehernen Vogels, und Raab wurde von den dadurch ermuthigten Christen glücklich eingenommen. Der verhaßte Hahn war bereits in den Fluß versenkt. Zum Andenken an das Ereigniß ließ nun Schwarzenberg einen Hahn aus Stein hauen, in der Thormauer befestigen und darunter die Worte setzen:

„Sobald der Hahn von Stein wird krähen,
„Soll Raab an die Türken übergehen."

Nach einer Stunde hielten wir vor Komorn an, um Passagiere abzusetzen und neue aufzunehmen. Die Stadt liegt in dem Winkel, der durch die Vereinigung des Neuhäusler-Armes mit der Donau entsteht, und bildet jetzt die stärkste Festung Ungarns, die bis daher, trotz ihres langen Bestehens

und der Türkenkriege, siegreich jeder Belagerung widerstand. Selbst die Franzosen versuchten umsonst, die durch ein Erdbeben stark beschädigte und damals noch nicht ganz hergestellte Festung einzunehmen. Nun steht sie in ihrer vollen Kraft wiederum da und beherrscht nach wie vor die Donau. Sie wurde selbst noch fester, seitdem man die äußersten Ringmauern weiter hinausgerückt und dadurch eine große Strecke fruchtbaren Landes eingeschlossen und ferner die liebliche Insel Neuseen durch eine Brücke mit der Stadt verbunden hat. Was aber Menschen nicht vermochten, könnten unterirdische Gewalten thun, denn häufig, so erzählt uns die Geschichte, wankten plötzlich durch eine Revolution im Innern der Erde die Mauern und stürzten zum Theil selbst ein. Wer steht nun dafür, daß die unter ihr jetzt schlafenden vulkanischen Kräfte über Kurz oder Lang wiederum wach werden und die den Menschen trotzende Festung über den Haufen werfen? Doch fortwährend steht als Zeichen der Jungfräulichkeit Komorns, auf der nördlichen Ecke der Ringmauer eine steinerne Jungfrau, in der Rechten einen Lorbeerkranz und in der Linken eine Feige haltend.

Leider waren die Wälle so hoch, daß man von der übrigens schlechtgebauten Stadt nur die Thurmspitzen sah, und um so mehr that es mir deßhalb leid, daß unser Dampfschiff sogleich nach der Aufnahme von Passagieren und Waaren weiter fuhr. Die Umgegend der Stadt ist übrigens, mit Ausnahme der Insel Neuseen, langweilig, da kahle, ochergelbe, etwas erhöhte Ufer die Donau einschließen und außer armseligem Weidengestrüppe sich nichts Grünes den Augen darbietet.

Eine Stunde nordwärts von Komorn ergießt sich die Neutra in den Neuhäusler-Arm, und noch weiter oben nimmt er die bedeutende Waag auf. Wenn schon die Donau wegen ihrer Ueberschwemmungen von den Bewohnern der Ebene gefürchtet wird, so ist es noch in weit höherem Grade die Waag mit ihrem Eintritte in die fast nur ein

Kornfeld bildende Ebene. Der Deutsche, wie der Slawe und Madjar, findet schon in dem Namen des Flusses, den er mit dem Lateinischen vagus, vag, unstät, in Zusammenhang bringt, eine Andeutung an seinen unsichern, sich häufig verändernden Lauf. Eine Ableitung, die eben so hinkend ist, als die von Komorn, d. h. Komm morgen, was die steinerne Jungfrau jedem, der die Festung zu erobern versucht, zurufen soll. Der Ungar erzählt auch, als Gott den Lauf der Flüsse nach der Sündfluth wiederum geordnet habe, sei die Waag ganz und gar vergessen worden und irre nun seitdem vag umher, ehe sie sich mit der Donau vereinige.

Unterhalb Komorn beginnt wellenförmiges Land und damit erhält die obere ungarische Ebene ihr östliches Ende. Auf der rechten Seite ziehen sich die Höhen des Bakony-Waldes und auf der linken Ausläufer der Karpathen dahin, um sie hier zu begränzen. Der erstere beginnt eigentlich mit den Sandsteinhügeln von Neßmejl, auf denen einer der vorzüglichsten Weine Ungarns wächst und welches dem reichsten Magnaten Ungarns, dem Fürsten Esterhasy (Eszterhazy ung.), gehört.

Bei Neßmejl (Neszmely) vereinigt die Donau alle ihre Wasser zu einem großen und tiefen Strome, in dem nur ausnahmsweise unbedeutende Inseln sich vorfinden. Hohe Ufer, meist aus Sandstein-, später auf der rechten Seite aus Jurakalkfelsen gebildet, bieten dem Reisenden in abwechselnden Partien neue Ansichten dar, die um so romantischer und großartiger sind, jemehr man dem Flusse abwärts fährt. Besonders nimmt sich das plutonische Gestein des Porphyrs mit seinen eigenthümlichen Formen gut aus, aber auch auf der rechten Seite erscheinen die meist bewachsenen Höhen des hier endenden Bakonyer Waldes nicht weniger abwechselnd. Bei Gran springt der Karpathen-Porphyr auf die linke Seite der Donau und legt sich dem dortigen Jurakalk an. Hier sind auch die Stellen, wo die Wasser-

menge sich bei rascherem Strome so anhäufen kann, daß solche Ueberschwemmungen, wie sie im März 1838 Gran und eine Menge Ortschaften getroffen, entstehen können. Die damaligen Zeitungen schilderten mit den grellsten Farben das fürchterliche Unglück, was in wenig Stunden Tausende von Menschen obdachlos machte und ihre ganze Habe raubte. Von der eigentlichen, kaum 900 Häuser zählenden, sogenannten Freistadt, waren über 600 von den wüthenden Fluthen hinweggeschwemmt oder wenigstens unbrauchbar geworden. Nur wenige Familien haben sich seitdem einigermaßen erholt.

So gewichtig auch in früheren Zeiten die Stadt war, so hatte sie mit der Einnahme durch die Türken und der kurz vorher stattgefundenen Uebersiedelung des ersten Geistlichen, der übrigens seit der Krönung Elisabeth's, 1714, erst Fürst Primas genannt wurde, nach Preßburg, des Domkapitels hingegen nach Tyrnau, sehr verloren und vermag trotz der langen Zeit seit der Wiedereroberung erst jetzt, wo die alten günstigen Umstände sich wiederum einstellen, sich einigermaßen zu erholen. Der vorletzte Fürst Primas Rudnay begann 1822, mit Aufopferung eines großen Theiles seines Vermögens, auf dem vortheilhaft gelegenen und weithin sichtbaren Schloßberge den Bau einer Metropolitankirche, nach dem großartigen Style der Peter-Pauls-Kirche in Rom, und versetzte das Domkapitel wiederum nach Gran zurück. Seine fernere Absicht war, daß auch der Fürst Primas wiederum in Gran seine Residenz aufschlagen sollte, doch er starb vor der Ausführung seiner Pläne. Der Kaiser Ferdinand übernahm 1837 die Vollendung des angefangenen Riesenwerkes, und so wird, da nun auch die Uebersiedelung des Fürst Primas geschehen, die Stadt vielleicht ihren frühern Glanz wieder gewinnen.

Weiter abwärts von der Stadt fließt der Fluß Gran in die Donau, und die Gegend seiner Mündung bietet eine reizende Landschaft dar, die um so mehr Werth hat, als

Gran weder ein freundliches noch großartiges Ansehen darbietet.

Noch ein Mal erweitert sich der Strom und bildet zwei kleine Inseln, aber dann zwingen ihn hohe, schroffe Felsen, seine Wasser wiederum mehr zu vereinigen. Auf dem ganzen Wege bis zur großen ungarischen Ebene hinab ist, selbst zur trockensten Zeit, die Donau allenthalben tief genug, um auch das schwerste Schiff mit Leichtigkeit zu tragen. Es scheint bisweilen als wenn der Strom mit Gewalt sich durch die Felsen Bahn gebrochen hätte. Besonders ist dieses auf der Strecke zwischen den Dörfern Sebegeng (Zebegény ung.) und Dömösch (Doemoes) der Fall, wo auf dem linken Ufer die grotesken Felsenpartien sich dem Auge darbieten, und die ganze Gegend von Gran bis Waizen gehört, nächst den großartigen Partien am eisernen Thore, zu den schönsten und romantischsten Umgebungen im ganzen Donaugebiete. Fast mit jeder Viertelstunde erscheint ein anderes Bild. Lieblichkeit und Anmuth des einen Ufers kontrastiren häufig auf seltsame Weise mit dem wilden und romantischen Gewande der gegenüberliegenden Felsenpartien und die schönsten, allmälig emporsteigenden Weingärten, durch grünes, oft weithinreichendes Buschwerk unterbrochen, wechseln auf beiden Seiten mit unfruchtbarem, nur von mancherlei Flechten und sparsam wachsenden Gräsern und Kräutern bedecktem Gesteine ab. Die Höhen aber selbst sind mit dunkellaubigen Hainen und Wäldern dicht bedeckt, und wenn auch aus ihnen die Kastanien keineswegs sich eines besondern Wohlgeschmackes rühmen können, so erscheinen ihre Bäume den Augen um so wohlgefälliger.

Endlich erblickten wir die Ueberreste des selbst in Ruinen noch großartigen Wischegrad (Wisegrad). Da, wo einst 340 prunkvolle Gemächer im Stande waren, Tausende von fremden Gästen aufzunehmen, wo die schönsten Haine sich befanden und Gärten auf unersteiglichen Felsenterrassen Blumen, durch Farbenpracht und Wohlgerüche ausgezeichnet,

und seltene, mit zartem Laube versehene Bäume, aus Italiens mildem Himmel hierher verpflanzt, trugen, wo Spatziergänge im dunkeln Schatten weitgipfeliger Kastanien- und Eichenbäume, zwischen kühn aufgestellten Felsen, an sonderbar gestalteten Grotten und über liebliches Wiesengrün sich dahin zogen und an Abwechslungen reiche Landschaften den Blicken sich darboten, da wohnen jetzt nur Füchse und Wölfe, Fledermäuse und Eulen, um, den Tag scheuend, des Nachts mit Mordgedanken die Umgegend zu durchirren. Von all' dem Schönen, wodurch sich Wischegrad zur Zeit des Normannen Karl Robert und seines Sohnes Ludwig, sowie des aus schlichter Ritterfamilie der Hunjads (Hunyads) stammenden Mathias Korvinus auszeichnete, tritt nichts mehr dem spähenden Auge entgegen, und nur noch die traurigen Zeichen der Härte und Grausamkeit, die Burgverließe, Wacht- und andere Thürme scheinen dem Zahne der Zeit mehr widerstanden zu haben, denn noch stehen sie drohend wie vor 6 Jahrhunderten da, aber ihre schwarzgraue Farbe und die hier und da ausgefallenen Steine deuten auf ihr hohes Alter hin. Wahrscheinlich tragen auch sie zur Vervielfältigung und Verstärkung des hier sonoren Echo's nicht wenig bei. Eine große Anzahl Sagen werden hier aus älterer, aber auch aus neuerer Zeit erzählt, und es wäre wohl interessant, sie ein Mal vollständig zu sammeln, denn so fleißig sich der unermüdliche Mednyansky auch der Sammlung ungarischer Sagen unterzog, so sollen ihm doch, besonders in Betreff Wischegrads, noch viele entgangen sein. Am Allgemeinsten ist die von Klara Sai (Szah) bekannt. Als nämlich Karl Robert, groß durch Tapferkeit und Energie, aber auch durch Luxus oder Ueppigkeit und durch Grausamkeit, Polens König Kasimir als Gast beherbergte, erzwang dieser mit Hilfe seiner Schwester, Karl Robert's Gemahlin, von einem schönen Hoffräulein, Klara Sai, unerlaubten Genuß. Die verletzte Jungfrau entfloh dem Räuber ihrer Ehre und entflammte den greisen Vater zur wüthenden Rache. Aber schon

war der königliche Verbrecher abgereist, als jener mit gezücktem Degen in die Königsburg trat, um Tod und Verderben dem ganzen Herrscherhause zu bringen. Schon war der König durch die blinde Wuth seines Vasallen verwundet, es waren der Königin vier Finger abgehauen worden, und schon drang der keine Schonung Kennende erbarmungslos auf die unschuldigen Kinder ein, da warf ihn, von hinten kommend, der Hofmeister zu Boden und hieb den unglücklichen Vater in Stücken. Doch damit war der grausame König nicht zufrieden und seine volle Rache wendete sich dem ganzen Geschlechte dessen zu, der sich erkühnt hatte, an die heilige Person des Herrschers die freche Hand zu legen. Der unschuldigen, schon hinlänglich mit Schmach bedeckten Klara wurden zuerst Nase und Ohren abgeschnitten und dann schleifte man ihren ermordeten Körper durch die Straßen der Stadt. Noch nicht genug befahl der gemeine Wütherich, das ganze Geschlecht der Sai bis auf das letzte Glied auszurotten. Und als nur zu pünktlich sein Befehl ausgeführt war, ließ der Entsetzliche die Bekanntmachung: „So rächt ein König sich an seinen Feinden!“ durch alle seine Lande ergehen. Schmach über eine solche das Königthum nicht weniger als die ganze Menschheit höhnende Rache! Das sind die furchtbaren Greuel einer hie und da gerühmten guten alten Zeit, wie sie trotz der scheinbaren Blüthe alle Staaten, besonders außerhalb Deutschlands, in Menge aufzuweisen haben.

Mit dem Durchbruche bei Wischegrad wird die Donau breiter und die auf beiden Seiten mehr zurücktretenden Höhen erscheinen freundlicher. Der Fluß selbst theilt sich und schließt die 6 Stunden lange und 1/2 Stunde breite Insel des heiligen Andreas ein. Später setzen ihm die herabsteigenden Ausläufer der Karpathen ihre harten Felsen entgegen und zwingen ihn seine östliche Richtung in eine südliche zu verwandeln; aber trotz dem bleibt das Thal der Donau noch breit und bildet einen anmuthigen Kessel, dessen Höhen auf beiden Seiten dem Auge nirgends nacktes Ge-

stein darbieten. Allenthalben sieht man wiederum in den tiefern Regionen freundliche Weingärten und mehr nach oben dunkelgrünes Gesträuch oder selbst mittelmäßige Haine. Wie man aber bei Märosch (Maros) um die Ecke gebogen hat, bietet sich eine der lieblichsten und schönsten Landschaften des ganzen Donau-Bezirkes dar, die besonders noch dadurch gewinnt, daß die Stadt Waizen mit ihren freundlichen Häusern, den kuppelförmigen und spitzigen Thürmen und der freundlichen nächsten Umgebung den Hintergrund schließt. Je mehr man sich der Stadt nähert, um desto deutlicher treten die Konturen der noch fernen Gegenstände hervor, bis sich endlich Alles in der vollen Ausbreitung den Blicken der Reisenden darstellt.

Waizen zeichnet sich durch seine vielen und großen Gebäude vor andern Städten Ungarns aus und die Kathedrale zur Heimsuchung Mariä gehört zu den schönsten Kirchen. Auch hier hielten wir nur kurze Zeit an und fuhren dann rasch unserm Ziele Pesth zu. Die Gebirge treten von nun an auf der linken Seite allmählig zurück und es eröffnet sich die große ungarische Ebene gleich einem weiten Meere bis in das Unabsehbare den Blicken. Rechts hingegen laufen unbedeutende Dolomithöhen der Donau parallel, und auf und an einer solchen liegen die beiden kaum von einander geschiedenen Städte Alt- und Neu-Ofen. Beide Ufer aber gewinnen dadurch an Lebendigkeit und Anmuth, daß von Waizen an größere Kultur sichtbar wird und geschäftige Menschen harmlos sich neben einander bewegen. Je mehr man sich Ofen nähert, um so mehr vereinigt sich auch die Natur mit dem schaffenden Sinne des Menschen und beide vereint tragen zur größeren Mannigfaltigkeit unendlich bei. Der Anblick auf Ofen und auf seine bewohnten Höhen wird selbst um so reizender und pikanter, je deutlicher seine lieblichen Gärten und das bunte und unregelmäßige Häusergewirr den Augen erscheinen. Erst später tritt auf der andern Seite das schöne Pesth mit den großen Häusern und

freundlichen Straßen hervor und überrascht durch den eigenthümlichen Kontrast, den sein Anblick im Vergleich mit Ofen bildet. Nur die Einfahrt auf der Newa in Petersburg kann, meiner Meinung nach, dieser alle Beschreibungen übertreffenden Ansicht an die Seite gestellt werden. Während man jedoch auf der Newa herausfahrend eine Reihe prächtiger Paläste, auf der einen Seite den englischen Quai, auf der andern hingegen durch die schnell auf einander folgenden Linien der Wilhelmsinsel (Wasiljiostroff) ebenfalls nur Häuser-Abwechselungen vorgeführt erhält, bietet sich hier nach Pesth zu zwar ebenfalls eine Reihe palastähnlicher Gebäude den Blicken dar, aber diese stehen dem Ufer nicht so nah, sondern ein breiter Raum, auf dem dichtes Menschengewühl zu jeder Tageszeit sich durch und neben einander bewegt, stellt die massenhaften Werke des Menschen mehr in den Hintergrund. Die reiche Abwechselungen darbietenden Höhen auf der ofener Seite fehlen Petersburg ganz und gar. Eine solche reizende Umgebung gewinnt, von einer breiten Wasserfläche aus betrachtet, unendlich.

Alle wie Pesth im neuen großartigen, aber auch weitläufigen Geschmacke angelegten Städte kommen darin überein, daß, wenn man einige Stunden in den breiten, von hohen Häusern eingeschlossenen Straßen herum gewandert ist, man müde wird und sich endlich langweilt. Liegt nun gar noch die Stadt in einem andern Lande und man hält sich für berechtigt, Ansprüche auf andere Dinge, als man in unsern neuern Städten Berlin oder Karlsruhe täglich erblickt, machen zu können, so ruft das beständige Einerlei einer wenn auch noch so schönen Architektur sogar Unzufriedenheit hervor. Das Geradlinige ist dem Schönheitsgefühle zu sehr entgegen und es wird gewiß noch die Zeit kommen, wo eine Reform in dem Baue der Städte, ähnlich wie bei den Gärten, vorgenommen wird. Welcher Unterschied zwischen den unnatürlichen, streng unter der Zucht der Scheere gehaltenen Gärten des ältern französischen und italienischen Geschmackes

und den neueren, natürlichen englischen Anlagen! Die Freude, die der Anblick vom Ankerplatze des Dampfschiffes auf Pesth hervorgerufen hatte, verwandelte sich um so mehr in ein Gefühl des Unbehagens, jemehr wir uns in dem Einerlei der Straßen herumbewegten. Das Wetter trug freilich ebenfalls dazu bei, den Wunsch nach Veränderung in uns rege zu machen, und so zog ich einen der Empfehlungsbriefe aus meiner Tasche, um nach dem Hause des Hofrathes und Professors Schedius zu wandern. In großen Räumen bedarf man überhaupt mehr als sonst des gemüthlichen Umganges mit Menschen, und so wurden wir nach der freundlichsten Aufnahme wiederum für alles neu sich Darbietende empfänglich. Professor Schedius ergriff alsbald den Regenschirm, um uns trotz des unfreundlichsten Wetters mit den interessantesten Merkwürdigkeiten der Stadt bekannt zu machen. Ich bin zwar kein Freund von Häuser-Besehen, aber die beiden Gebäude, zu denen wir geführt wurden, nahmen wegen ihrer Großartigkeit unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch. Kaum unsere größeren Städte haben etwas aufzuweisen, was dem Neugebäude gleichgestellt werden könnte, und man muß nur bedauern, daß in der neuesten Zeit andere daneben gebaute Häuser einen vollen Anblick darauf nicht mehr gestatten. Das ganze Gebäude bildet ein Viereck, was einen gegen 10000 Klaftern enthaltenden Hof einschließt, und besitzt an seinen vier Ecken wiederum viereckige, querstehende, mit einem kleinen Hofe versehene Häuser, die mit Ausnahme des einen aus 4 Stockwerken bestehen. Man gebraucht das Neugebäude zur Niederlage der Munition und als Artillerie-Kaserne.

Nicht minder großartig, aber interessanter und schöner durch sein glanzvolles Aeußere, besonders durch die ausgezeichneten Façaden, ist das städtische Theater, das leider jedoch im Innern dem Aeußern durchaus nicht entspricht. Es wurde erst 1832 vollendet und soll die ungeheuere

Summe von 1,300000 Gulden Konv. gekostet haben. An Größe der Bühne (das Proscenium ist 51 Fuß breit) und an Höhe (5 Gallerien) wird es gewiß nur von wenig Theatern übertroffen. Leider sollen aber die Gesetze der Akustik zu wenig berücksichtigt worden sein, so daß die Schauspieler mit großer Anstrengung zu sprechen gezwungen sind und trotz dem oft nicht deutlich gehört werden. Nach der Donau zu ist ein Flügel angebaut, der unten ein Speise- und Kaffeehaus, oben hingegen den ebenfalls großartigen durch zwei Etagen gehenden Redouten-Saal enthält. Bei einer Länge von 100 und einer Breite von 60 besitzt der letztere eine Höhe von 80 Fuß. Auch hier ist der auf 6 Pfeilern ruhende Balkon und das Fronton schön.

Unser freundlicher Führer geleitete uns von hier aus zu dem Kasino, was auf der Donauseite eine prächtige Säulenhalle besitzt. Die Einrichtung ist großartig, und da es zu gleicher Zeit mit einem Lese-Museum versehen ist, das sich den besseren unserer Großstädte kühn an die Seite stellen kann, so entspricht es vollkommen seinem Zwecke und trägt zur allgemeineren Bildung der Einwohner beider Zwillingsstädte wesentlich bei. Vorherrschend waren politische Zeitschriften und Abhandlungen fast aller Länder Europa's vorhanden, aber es wäre wohl zu wünschen, daß das Rein-Wissenschaftliche, zumal Pesth zu gleicher Zeit die einzige und vielbesuchte (gegen 1600 Studenten) Universität Ungarns ist, nicht so sehr in den Hintergrund gestellt würde, als es hier der Fall ist.

Nicht minder macht das National-Museum den Ungarn Ehre, um so mehr, da dergleichen Anstalten in Deutschland, besonders in den kleinern Staaten, wohl noch so lange fromme Wünsche bleiben müssen, als Spießbürgerthum und Beschränktheit, die Folgen enger Gränzen, sich nicht im allgemeinen vaterländischen Bewußtsein verloren haben. Dieser Vorzug besteht keineswegs in einer kostspieligen Aufhäufung von Natur- und Kunstgegenständen aus allen Län-

dern, sondern im Gegentheil ist man mehr bemüht, die vaterländische Naturgeschichte und Archäologie durch Sammlungen aus Ungarns Bereiche aufzuklären. Es wäre nur zu wünschen, daß Männer an der Spitze ständen, die außer dem guten Willen auch hinlänglich Sachkenntniß besäßen, um der Wissenschaft zu nützen, und so liegen leider die dort aufgehäuften Materialien für uns übrige Europäer so gut wie todt da. Ungarns geistige Kraft beginnt freilich erst jetzt sich freier zu entwickeln und es wird gewiß bald die Zeit kommen, wo Ungarns Gelehrte sich dem regen Streben des übrigen Europa's in wissenschaftlicher Hinsicht anschließen. Man muß nicht zuviel auf einmal verlangen und bei der beginnenden geistigen Entwickelung eines jugendlichen thatkräftigen Volkes schon zufrieden sein, wenn man nur zunächst den guten Willen und Liebe zur Wissenschaft sieht. Haben wir doch mitten in Deutschland Sammlungen, die zum allgemeinen Nutzen und Frommen Einer hervorrief und nun von nicht berufenen Leuten bevormundet und noch weniger Berufenen gerade nicht zum Frommen der Wissenschaft, wohl aber zum Nutzen des Beutels anvertraut werden.

Die plötzliche nationelle Entwickelung der Ungarn und besonders der Madjaren hat etwas so Großartiges, daß die Geschichte kein zweites Beispiel an die Seite stellen kann. Seit kaum zwei bis drei Jahrzehenden beginnt ein Volk sich dem tiefen Stande seiner Kultur, die früher die der Völker Asiens wenig übertraf, zu entreißen und um so lohnenswerther ist dieses Streben gerade darum, weil der mit Vorrechten reichbegabte Adel, zum Theil wenigstens, auf diese freiwillig verzichtete, um zunächst dem gemeinen Manne eine höhere Bildung möglich zu machen. Bei einem solchen Streben darf es nicht wundern, wenn auch Mißgriffe geschehen, und vor allen andern gehört auch der dazu, daß vor Allem der Madjar bemüht ist, seinen Ursprung und die Wohnplätze, welche seine Vorfahren einst einnahmen, auf lächer-

liche Weise heraus zu finden. Nicht zufrieden mit der Geschichte, nach der die Madjaren freilich noch vor einem Jahrtausende im Norden des Kaukasus wohnten, suchen sie durch Sprach=Vergleichungen und mancherlei sonderbare Hypothesen ihren Ursprung bis in das graueste Alterthum hinauf zu verfolgen. Von dem Gedanken, die Ursitze des Volkes, von dem sie stammen, in Asien aufzufinden beseelt, zogen und ziehen noch einzelne Madjaren, ihrem Vaterlande und allen Bequemlichkeiten auf mehre Jahre den Rücken kehrend, in die weite Fremde, um ein eingebildetes Vaterland auszuspähen. Keine Mühe und keine Opfer wurden gescheut, um dem vermeintlichen Ziele so nahe als möglich zu kommen. Ihr ganzes Studium wendeten diese vom Patriotismus beseelten Männer der vergleichenden Sprachkunde zu, aber für Sprachforschung selbst zu wenig gebildet, waren sie bei ihren Untersuchungen mehr bemüht, das Gefundene ihrer Idee anzupassen, als vorurtheilsfrei zu forschen und dann erst zu urtheilen. So ließen sich die Meisten bei der Vergleichung der Sprachen durch bloße Wortähnlichkeiten leiten, so sehr auch der geistreiche Bopp, der Schöpfer unserer heutigen vergleichenden Sprachkunde, das Unstatthafte solcher Forschungen nachgewiesen hat. Bis zu dem Hochgebirge Thibets drang schon vor mehren Jahren ein Madjar rastlos vor und schwelgte, als er wirklich in der dortigen Sprache einige Wortähnlichkeiten fand, in dem süßen Wahne, das ursprüngliche Vaterland seiner Vorfahren entdeckt zu haben. Mit eisernem Fleiße arbeitete er eine thibetanische Grammatik und ein Wörterbuch, die beide schon vor ihm vorhanden waren, aus, da unterlag der Unglückliche den zahllosen Entbehrungen und sonstigen Leiden eines ungastlichen Landes. Von Neuem durchwandern jetzt Madjaren die weiten Steppen Sibiriens und wollen dann den unsichern Ländern des kaukasischen Isthmus ihre Aufmerksamkeit zuwenden.

Die Geschichte der rohen wilden Horden, bevor sie in Ungarns schönen Ebenen hervorbrachen, ist und bleibt das Lieblingsthema jedes selbst noch so ungebildeten Madjaren; eine Zeit möchte er enträthseln, die, wenn wir nur 1100 Jahre zurückgehen, seine Brust doch keineswegs mit Stolz erfüllen kann. Ich dächte die Schilderung der ugrischen und finnischen Völker durch die Byzantiner müßte bei den Madjaren eher den Wunsch rege machen, die frühere Geschichte dieser Barbaren für immer unserm Wissen zu verschließen. Freilich versteht der Madjar mit sonderbaren Hypothesen und noch lächerlicheren Behauptungen seinem Nationalstolze zu Hilfe zu kommen, und jede auch noch so widersinnige Abhandlung, wenn sie nur die Vorfahren weit hinauf führt und ihnen eine ehrwürdige Stelle in der ältesten Völkergeschichte anweist, erfreut sich des vollsten Beifalles, hat sogar oft eine Nationalbelohnung zur Folge. So erhält der Professor der Geschichte H. in Pesth von der Nation eine jährliche Belohnung von 2000 Gulden für seine Untersuchungen über die Geschichte der Madjaren vor ihrer Einwanderung, während man die nach ihrer Einwanderung kaum einer besonderen Berücksichtigung für werth hält. Mit einem wirklich beispiellosen Fleiße, von dem es nur leid thun muß, daß er zu so unnützen Dingen verschwendet wird, gibt sich Professor H. der Anfertigung einer Geschichte der Madjaren vor aller geschichtlichen Zeit hin. Seine an Geschichtswerken der ältesten und älteren Zeit bedeutende Bibliothek studirt er auf das Eifrigste, macht sich Haufen von Excerpten und setzt nun eine Geschichte zusammen, die keineswegs in einer kritischen Beurtheilung, sondern in einer Zusammenstellung nicht zusammengehöriger, sondern künstlich vereinigter Daten besteht.

Nach ihm gehören die Madjaren und Deutschen zu den ältesten Völkern und wohnten nach einander in Aegypten. Es versteht sich von selbst, daß beide Völker auch damals schon ihre jetzigen Sprachen redeten. Seine Behauptung

in Betreff der Madjaren gründet er einfach darauf, daß Aegypten früher Mißr oder Massar geheißen habe. Eine größere Uebereinstimmung aber als die Wörter Madjar und Massar, was außerdem vielleicht auch Madjar ausgesprochen wurde, besitzen, kann man nicht verlangen, um zu dem Schlusse befähigt zu sein, daß die heutigen Madjaren früher in Aegypten wohnten. Nach ihm hat Adam (was ursprünglich roth bedeutet) phönizisch gesprochen, denn das Wort Phönix hat mit Adam eine Bedeutung. Die alte phönizische Sprache aber haben nur unverständige Sprachforscher zum syrischen oder arabischen Sprachstamme gezählt, denn da die Ruthenen und Rutuler auch die Rothen bedeuten, so unterliegt es wiederum keinem Zweifel, daß ihre Sprache mit der russischen, wenn auch nicht zusammenfalle, doch ihr sehr nahe stehe. Man könnte demnach folgerecht weiter schließen, daß Adam eigentlich ein Russe gewesen sei und russisch gesprochen habe. Wie die Phönizier nach dem hohen Norden Europa's gekommen seien, wird ebenfalls mit triftigen Gründen bestätigt, denn sie trieben Bernsteinhandel und holten sich den Bernstein von Preußens Küsten. Wie leicht konnten nun Phönizier die damals gewiß unwirthlichen Gegenden mit ihrem schönen Vaterlande vertauscht haben?

Auch wir Deutsche werden bald in Betreff unserer Vorfahren mit einer eben so gründlichen Bearbeitung beschenkt werden. Bis jetzt sind unsere Geschichtsforscher darin übereingekommen, daß die Geschichte der Deutschen von Tacitus bis auf die Völkerwanderung außerordentliche Schwierigkeiten darbietet, und wagen sich gar nicht in die Zeit vor Tacitus hinaus. Dieser Furcht hat sie nun der gelehrte Madjare in Pesth enthoben, da das Manuscript für eine Geschichte der Deutschen vor Tacitus bereits fertig daliegt und diese bis fast auf Adam hinauf mitgetheilt wird.

Es scheint nun wirklich, als ob Unsinn anstecke, denn über die glücklichen Forschungen des Ursprunges der Madjaren neidisch, fangen auch die Slawen an, ihrem Volke ein

größeres Gewicht im Alterthume zu geben und ihr Streben geht auf nichts Geringeres hinaus, als den Beweis zu führen, daß die alten Griechen eigentlich Slawen waren. Von den jetzigen Bewohnern Griechenlands hat wohl Fallmereyer mit großer Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß sie größtentheils eingewanderte Slawen sind. Mit Stolz blicken Ungarns Slawen auf Homer und seine Helden, auf die glorreichen Perserkriege u. s. w., denn ihre Vorfahren waren es ja, die einst die größten Thaten ausgeführt haben. Man braucht wirklich eine lange Zeit, ehe man sich in die beiden miteinander über ihren Ursprung rivalisirenden Völker eines und desselben Landes findet, zumal er bei beiden nicht weit her ist, und es ist jedem Fremden in Ungarn zu rathen, sich ja nicht auf Widerspruch einzulassen, wenn er sich nicht größern Unannehmlichkeiten aussetzen will.

Den folgenden Tag benutzten wir größtentheils, um uns mit der gegenüberliegenden Stadt Ofen einigermaßen bekannt zu machen, und trotz dem man hier weder breite Straßen noch elegante Häuser vorfindet, so befriedigten uns die Wanderungen innerhalb derselben und in den nächsten Umgebungen weit mehr, als die gestrigen. Wir gingen über die 528 Schritt lange Schiffbrücke ohne Zoll zu bezahlen, denn unsere Kleidung schützte uns vor der Forderung. Nach den unnatürlichen Einrichtungen hat in Ungarn nur der gemeine Mann die Lasten der Abgaben zu tragen und so muß er auch diese entrichten, wenn er über die Brücke geht.

Gleich an der Brücke beginnt die Raizenstadt und zieht sich den Vorhöhen des Blocksbergs hinan. Unter Raizen versteht man einen serbischen Volksstamm, der jetzt zerstreut in Ungarn, doch vorzüglich in den Gegenden an der Donau wohnt. Im 18ten Jahrhunderte kamen viele unter den östreichischen Truppen nach Deutschland und zeichneten sich unter dem Namen Panduren, wie sie von einem bei Baja weiter unten an der Donau befindlichen Hauptdorfe genannt sein sollen, durch ihr wildes und rohes Wesen aus. Die

3*

Bade auf seine eigene Weise: der Eine springt wie toll in dem Bassin herum, der Andere kauert eine lange Zeit regungslos an derselben Stelle, ein Dritter hat sich auf dem Trottoir oder auf einer der Bänke ausgestreckt und ein Vierter reinigt seine schmutzige Wäsche. Doch schon bald genügt das Gesehene und man ist froh, wenn man wiederum den unsaubern Ort der Sauberkeit verlassen hat, um in Gottes freier Natur reine und gesunde Luft schöpfen zu können.

Da wir uns einmal an dem Fuße des Blocksberges, der übrigens nicht von Hexen, sondern von einem darauf befindlichen Blockhause den Namen erhalten hat, befanden, so wanderten wir an ihm hin, um an seiner östlichen Seite emporzusteigen. Dicht genug mit Humuserde bedeckt, bietet er Flora's freundlichen Kindern hinlängliche Nahrung und so erfreute ich mich hier zuerst wiederum an der südeuropäischen Papierblume, die mit dem ungarischen Erysimum, mehren Nelkenarten und dem wohlriechenden Quendel hauptsächlich den Boden bedeckte. Nur hie und da ragte ein nackter, aber schwarzgrau gewordener Felsen eines dem Kalktuff ähnlichen Kalkes heraus und kontrastirte gar seltsam mit der Kräuter- und Grasdecke. Je höher wir stiegen, um so mehr eröffnete sich vor unsern Augen eine Fernsicht seltner Art und endlich oben angekommen, wurde uns der großartigste Genuß eines reizenden Panorama zu Theil. Die fast drei Stunden umfassende Stadt Pesth und vor ihr noch die schöne Donau breiteten sich unter unsern Füßen aus. Welch ein Wohlstand muß in der betriebsamen Stadt herrschen, daß von der 1838 durch großes Wasser herbeigeführten Verwüstung, bei der drittehalbtausend Häuser einstürzten und ein Schaden von 30 bis 40 Millionen Gulden verursacht wurde, jetzt auch nicht die geringsten Spuren unsern Blicken sich zeigten. Im Gegentheil sah man allenthalben neue Häuser und man sollte kaum glauben, daß trotzdem die

Stadt in den letzten 6 Jahren im Vergleich zur Zeit vor 1838 so bedeutend zugenommen hat.

Hinter Pesth, doch mehr nach Westen, liegt das berühmte Feld Rakosch (Rakos), auf dem seit Ludwig I. glorreicher Regierung bis auf die Türkenherrschaft die allgemeinen Reichstage gehalten wurden. Hier unter dem Himmelsgezelte wurden alle Berathungen vorgenommen, und um den Vorschlägen und Angaben mehr Gewicht zu geben, erschien ein Jeder der Berather in der vollen Rüstung. Oft war freilich die Versammlung nur ein Zeichen des Bürgerkrieges und eben so häufig drohte der gesammte Adel in Verbindung mit der Geistlichkeit, den König in seiner Burg zu belagern, als er bereitwillig war, für seinen Herrn Gut und Blut zu opfern.

Weiter hinaus bis ins Unabsehbare zieht sich die große ungarische Ebene und wird nach Norden und Osten von dem Hauptzuge der Karpathen, deren Häupter man bei gutem Wetter sehen soll, umschlossen. Diese Ebene wird mit Recht zum Unterschiede von der vorigen die große genannt, steht jener jedoch an Fruchtbarkeit weit nach und wird besonders von der Theiß und ihren Nebenflüssen bewässert. Wie jene ist sie immerwährenden Ueberschwemmungen ausgesetzt und ein großer Theil des Landes besteht sogar aus Morästen und Sümpfen. In ihr wohnen besonders Madjaren, die hier dieselben Gegenden, als sie im Norden des Kaukasus verlassen hatten, wiederzufinden glaubten und eine lange Zeit ihr herumschweifendes Leben beibehielten.

Einmal auf der nicht unbedeutenden Höhe befindlich, gingen wir an der Sternwarte vorbei und um die Raizenstadt herum durch die Christinenstadt zur eigentlichen, romantisch gelegenen Festung. Auf dem ganzen Wege dahin wurde uns der Unterschied zwischen unserm Standpunkte und dem traurigen Sandfelde, auf dem Pesth liegt, in seinem ganzen Gewichte klar. Die größte Mannigfaltigkeit der Parthien, Abwechslungen jeder Art von dem Lieblichsten bis zum Gro-

tesken traten uns entgegen und man muß sich nur wundern, daß Spatziergänge hier nirgends bemerkbar waren. Auch die Festung selbst bot, besonders auf ihren jetzt Promenaden bildenden Wällen und auf den schroffen Abhängen, reizende Ansichten dar, die Häuser hingegen und die winkeligen engen Gassen erfreuten uns durch ihre größere Reinlichkeit. Die Hauptkirche ist ein herrliches gothisches Gebäude und das Schloß des hier wohnenden Erzherzog Palatin zeichnet sich nicht weniger durch Eleganz als durch Größe aus.

Ziemlich ermüdet traten wir unsern Rückweg an und gelangten auch alsbald wiederum nach unserm Wirthshause in Pesth. Ehe ich die Beschreibung unserer Weiterreise beginne, will ich doch etwas über die sonst so sehr gerühmten Wirthshäuser von Pesth sprechen. An Größe und innerer Eleganz in Betreff der Bauart zeichnen sie sich vor den meisten Gasthäusern Deutschlands aus, aber an Bequemlichkeit stehen die unsrigen, selbst die dritter Klasse, weit vor. Vor Allem habe ich die wünschenswerthe Reinlichkeit, von der ich so viel gehört hatte, nicht allein hier, sondern auf der ganzen Donau=Reise sehr vermißt. Auch ist die Bedienung, trotz dem es nicht an Kellnern, Lakaien und Hausknechten fehlt, herzlich schlecht und man kann oft Stunden warten, bevor man etwas erhält. Unangenehm zunächst ist es, daß unabhängigen Lohnbedienten die Bedienung des Zimmers, das Reinigen der Kleider u. s. w. übertragen ist, während der Kellner sich um die Herren im Zimmer eigentlich gar nicht bekümmert. Diesem ist seine Sphäre in dem meist prachtvollen Speisesaale angewiesen, aus dem er sich nie herausbegiebt, außer wenn er Speisen holt. Im Parterre befindet sich das für sich bestehende Kaffeehaus, in welchem man in der Regel wiederum eine andere Gesellschaft vorfindet. Zeitungen sieht man allenthalben in Menge und so auch hier, denn der Ungar beschäftigt sich mit nichts so gern als mit der Politik. So schön und geschmackvoll die innere Einrichtung in diesen Kaffeezimmern

ist, so fehlt auch hier Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe, die freilich bei dem anhaltenden und starken Rauchen der Gäste nicht leicht durchzuführen ist. In Vergleich zu Wien habe ich die Preise in Allem, trotz der weniger gut zubereiteten Speisen und Getränke, höher gefunden.

Am 15. Juni schon um 4 Uhr des Morgens befanden wir uns auf dem Dampfschiffe, um den langweiligen Weg von Pesth bis Semlin zurückzulegen. Es gehört Phantasie und stille Ergebenheit in alles Dargebotene dazu, um die sehr mittelmäßigen Schönheiten, die zudem im Vergleich mit dem früher Gesehenen weit in den Hintergrund treten, zwei lange Tage hindurch, wie ein Reisender es gethan, bewundern zu können. Es ist nicht zu leugnen, daß es auf dem langen Wege einige hübsche Punkte gibt, sie gleichen aber allenthalben einander so sehr, daß nur ein geschickter Maler im Stande wäre, für sämmtliche Ansichten ein reges Interesse hervorzurufen. Wenn man auch hier die Donau „den schönen Strom“ nennt, so hat man allerdings insofern Recht, daß ein breiter Fluß an und für sich schön ist; vergleicht man ihn aber mit anderen Stellen, so muß die Donau auf ihrer Wanderung durch die große ungarische Ebene auf das Prädikat „schön“ verzichten.

Der Rückblick auf die beiden größten Städte Ungarns, Ofen und Pesth, ist so großartig, daß er selbst in der Erinnerung die nun beginnende monotone Landschaft vergessen macht. Gleich unterhalb Ofen haben dessen Höhen mit dem sogenannten Eugenius-Vorgebirge und den unbedeutenden Hügeln von Albertfalwa, was nur von deutschen Tischlern bewohnt sein soll, ein Ende und damit beginnt auch auf dem rechten Ufer die endlose Ebene. Nur in weiter Ferne erblickt man die graulichen Gipfel des Bakony-Waldes.

Ohnweit der schönen Brüderstadt trennt sich die Donau in zwei Arme und schließt die 5 Meilen lange Insel Zepel (Czepel), auf der die Madjaren die ersten Häuser erbaut

haben sollen und ihr damaliger Führer Arpad begraben liegt, ein. Hier war es, wo an den verhängnißvollen Tagen im Jahre 1838 Eisberge sich bildeten und dem Entweichen des furchtbar angeschwollenen Wassers einen Damm entgegensetzten, der mehre Tage hindurch dem wilden Elemente trotzte. Die Insel selbst und die kleine Strecke bis Földwar bietet noch einige hübsche Ansichten dar, und der breite Strom mit seinen grünen Ufern und den von Wasser eingeschlossenen Inselhainen gleicht der Donau bei ihrer Wanderung durch das Marchfeld. Aber von Földwar bis zur Insel Margitta und selbst nur wenig besser bis Wukowar gibt es nicht leicht eine langweiligere Partie. Sandige oder morastige Ufer und auf ihnen zum Theil nur unbedeutendes Gesträuch ziehen sich weit hin, und die Fahrt wird jedem Reisenden dadurch noch mehr verleidet, daß sich der Fluß absichtlich Mühe zu geben scheint, so lange als möglich in der eintönigen Gegend zu verharren. Zuerst fließt er so langsam, daß es kaum bemerkt wird, und Segelschiffe sind bei einigermaßen konträrem Winde gezwungen, oft mehre Tage zu ruhen. Dann verursachen zahllose Krümmungen wo möglich noch größern Aufenthalt, so daß man einen Punkt, der sehr nahe liegt, erst nach geraumer Zeit erreicht, und es scheint bisweilen, als wenn man geradezu ringsherum gegangen wäre.

Die Gesellschaft war ebenfalls nicht im Stande, unsern Aufenthalt angenehmer zu gestalten. Lärm gab es zwar auf dem Verdecke und in den Kajüten genug, aber es war nur ein planloses Toben und Durcheinandertreiben, wie es kein Vergnügen macht. Dazu wurde noch das Verdeck so sehr mit Waaren beladen, daß mir zu meinen geliebten peripatetischen Wanderungen nur ein kleiner Raum übrig blieb; doch zum Glücke hat ein Naturforscher vor allen andern Menschen dadurch etwas voraus, daß er immer in seiner nächsten Umgebung etwas findet, was seine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen kann, und so mußte diesmal mir unsere

Gesellschaft willenlos zu meinen ethnographischen Studien dienen. Da der größere Theil der gebildeten und ungebildeten Reisegesellschaft deutsch sprach, so wurde es mir auch möglich, mein Urtheil über die Abstammung der betreffenden Personen von ihnen selbst verworfen oder bestätigt zu erhalten. Einige Mädchen aus der Tolnaer Gespannschaft, die sich auf der rechten Donauseite hinzieht, nahmen wegen ihres einnehmenden Wesens und ihrer seltenen Schönheit meine Aufmerksamkeit am meisten in Anspruch, und ihrem Ansehen nach gehören die Bewohner genannter Gespannschaft zu dem slawischen Völkerstamme.

Auf dem ganzen Wege bis zur Insel von Mohatsch (Mohacz) bieten auch die besonders auf dem rechten Ufer liegenden Dörfer, Märkte und Städte nichts Besonderes dar, und kaum verdienen Kalotza (Kalocza), Tolna und Baja eine Erwähnung. Kalotza ist der Sitz eines Erzbischofes, der im Range dem Fürst Primas folgt, und in Tolna wohnen vorzüglich Deutsche, von denen besonders Wein, Saflor und Tabak gebaut wird. Baja ist von den dreien der größte Ort und hauptsächlich wegen seiner Schweinemärkte berühmt. In seiner Nähe liegt das Raizendorf Pandur, von dem ich schon oben gesprochen habe.

Nicht weit von Baja trennt sich die Donau in zwei große Arme, welche sich erst nach vier Meilen wieder vereinigen, und dadurch wird die nur einen Wald darstellende Insel Margitta gebildet. Unser Schiff fuhr rechts ein und warf bei dem Städtchen Mohatsch (Mohacs) Anker, um sich mit neuen Kohlen zu versehen.

Trotz dem Mohatsch nicht so unbedeutend ist, denn es besitzt 1,100 Häuser und über 8,000 Einwohner, so ist es doch ein trauriger Ort, wie sie sich freilich nicht selten in Ungarn vorfinden. Ein entsetzlicher Schmutz, der uns gar nicht erlaubte, die rußigen, Baracken ähnlichen Häuser zu besehen, lag in den fast bodenlosen Straßen, und so kehrten wir von unserem versuchten Spaziergange schon bald

zurück. Durch zwei das Schicksal Ungarns entscheidende Schlachten hat Mohatsch einen großen Namen in der Geschichte, und nach der ersten, die am Tage der Enthauptung Johannes des Täufers (was Manche für ein böses Zeichen ansahen) am 29. August 1526 verloren wurde, überflutheten die Türken auch das jenseitige Ufer der Donau, um von fast ganz Ungarn Herr zu werden. Nach anderthalb Jahrhunderten rächte Karl von Lothringen die blutige Schmach, und auf derselben Stelle wurden die Türken, am 16. August 1687, so auf das Haupt geschlagen, daß das ganze nördlich und zum Theil auch südlich von der Donau liegende Ungarn wiederum in christliche Hände fiel.

Leider wird die Schifffahrt von hier aus unendlich schwierig, denn unterhalb der Insel Margitta, zwischen der Donau und Drau, werden die Ufer morastig und die Zahl der Inseln vermehrt sich. Wir warfen Anker und unser vorsichtiger Kapitän untersuchte auf einem Kahne das unsichere Terrain. Er hatte sich alsbald von den Gefahren einer Weiterfahrt bei eintretender Nacht überzeugt und so wurde beschlossen, hier den Tag zu erwarten. Die Gefahr, auf eine Sandbank zu gerathen, erfordert immer, selbst bei dem höchsten Wasserstande, dessen wir uns doch erfreuten, große Vorsicht. Auch diesen Aufenthalt suchte ich als Naturforscher zu benutzen, und da durch lange Bretter eine Kommunikation mit dem Ufer möglich wurde, so suchte ich mich mit der pflanzlichen Beschaffenheit des hiesigen sauren Bodens bekannt zu machen. Die Flora glich hier der der morastigen Gegenden Süd-Deutschlands, und nur durch die Anwesenheit des drüsigblättrigen Süßholzes (Glycyrrhiza glandulifera *W.* et *K.*) unterschied sie sich etwas.

Es herrschte eine drückende Hitze, die sich in der Nacht nur wenig abkühlte. Schaaren von Mücken wurden durch die weitscheinenden Lichter herbeigelockt und umgaben uns alsbald in solcher Menge, daß wir uns nur mit Mühe vor ihren brennenden Stichen wehren konnten. Noch schlimmer

wurde es des Nachts und nur Gesicht und Hände bedeckt war es möglich, sich einige Stunden dem erquickenden Schlafe zu übergeben. Wir priesen uns glücklich, als der erste Schein des kommenden Tages am Horizonte sichtbar wurde, und die Anker gelichtet, setzten wir die Reise fort. Der Einfluß der Drau, die hier eine Breite von 500 Schritten besitzt, war zeitig erreicht. Ringsumher ist das Land sumpfig. Gegen zwei Meilen landeinwärts liegt die starke ungarische Veste Essek, deren Thurmspitzen kaum sichtbar vor unsern Augen erschienen. In derselben Ebene fährt man noch eine Zeit und die lieblichen Höhen der Zwetschenberge (Frußka-Gora) machen endlich dem Monotonen ein Ende. Das Land zwischen Drau und Sau bildet das vormalige Herzogthum Sirmien, was schon den Alten als Sirmium bekannt war und dessen Name als ein Umwandlung des Wortes „Serbien" angenommen wird. Wukowar heißt der Hauptort der jetzigen sirmischen Gespannschaft, und nicht weit davon ändert die Donau wiederum ihren südlichen Lauf in einen östlichen um.

Mit Wukowar ändern sich, wie gesagt, die nächsten Umgebungen der Donau, wenigstens ihres rechten Ufers, und die ebengenannten Zwetschenberge begleiten den Fluß bis zur Aufnahme der Sau, bewachsene Höhen in reichlicher Anzahl bis an das Ufer sendend. Punkte, wie sie bei Illok, Kamenitz (Kamenicz), Peterwardein und Karlowitz (Karlowicz) geboten werden, können den übrigen, selbst den schönern Ansichten des Donaugebietes an die Seite gesetzt werden, und sie nehmen um so mehr unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, als eine bedeutende Kultur der Obst- und besonders der Zwetschenbäume, also die thätige, schaffende Hand des Menschen den ursprünglichen Reizen der dortigen Natur nicht allein nicht Abbruch thut, sondern im Gegentheile sie erhöht. Schon die Alten kannten die Fruchtbarkeit des freundlichen Höhenzuges und nannten das unbedeutende Gebirge „almus mons."

Die Ausdehnung der Zwetschengärten, die dem ganzen, vorzüglich aus Serpentin bestehenden Gebirge den Namen gegeben haben, ist so bedeutend, daß allein jährlich 40,000 Eimer des bekannten Zwetschen-Branntweines (Sliwowitza), gewonnen werden. Dabei wird der Ertrag des Weines ebenfalls auf nicht weniger als 250,000 Eimer angegeben.

Außer ihrer weitgerühmten Fruchtbarkeit haben aber auch die Zwetschenberge durch die auf ihnen befindlichen 12 Klöster des heiligen Basilius, der zuerst die unglückliche Idee des Mönchsthumes ins Leben rief, Bedeutung erhalten. Die Mönche, Kaluger (καλὸς γέρων, d. i. guter Greis) genannt, sind ihrem Stifter treuer als die meisten andern geblieben und zeichnen sich vor den übrigen privilegirten Nichtsthuern der Christenheit durch thätiges und einfaches Leben aus. Bei den kargen Einkünften ihrer Klöster sind sie gezwungen, mit ihrer Hände Arbeit einen Theil ihrer Bedürfnisse sich selbst zu verdienen. Es ist Schade, daß uns noch kein Reisender mit dem, in jeder Hinsicht so merkwürdigen Sirmien vertraut gemacht hat, und nur dem Journale „das Ausland," Jahrgang 1837, verdanken wir eine Beschreibung.

Der Anblick Peterwardeins von dem anmuthigen Kamenitz aus ist ausgezeichnet und wird um so großartiger, je näher man dem Schlüssel Ungarns kommt. Es scheint, als wenn die Festung selbst sich dem Weiterfließen der Donau entgegengesetzt hätte, denn sie liegt auf einem schroffen Serpentinberge, den zu umgehen, selbst die stolze Donau gezwungen ist. Die weißen Mauern und Basteien stechen gar wunderlich gegen die graugrünen, gerademporgerichteten Felsen ab. Oben liegt die eigentliche Festung, unten hingegen die ebenfalls mit einer Mauer umgebene unbedeutende Stadt. Eine Schiffbrücke führt nach dem gegenüberliegenden größern Neusatz, was jetzt eine Einwohnerzahl von nicht weniger als 24,000 zählen soll.

Peterwardein soll seinen Namen von dem Kreuzfahrer Peter von Amiens erhalten haben, denn hier verschanzten

sich die armen Ungarn gegen die wilden Banden des Kreuzheeres, die das Grab unseres Heilandes aus dem Besitze der Ungläubigen befreien wollten. Neusatz hingegen verdankt ihn seiner erst 1738 erfolgten Erbauung, wo Deutsche, wie häufig in Ungarn, den ersten Grund legten.

Vor Neusatz warfen wir Anker und hielten uns in der vielthurmigen Stadt eine Zeit lang auf. Eine Menge Lumpengesindel, lauter Serbier, kam uns in der Hoffnung entgegen, den vertriebenen Fürsten Milosch zu finden oder wenigstens die Nachricht zu erhalten, daß Oesterreich den Fürsten Michael mit Gewalt wiederum einsetzen werde. Wie gewöhnlich wurden die Armen getäuscht. Gegen 1,000 Anhänger der Familie Milosch waren mit Michael aus dem empörten Serbien geflohen und nährten, durch eitle Vorspiegelungen bethört, die Hoffnung, bald im Triumphe ihr Vaterland wieder zu betreten. Hunger, Elend und Verzweiflung sprach sich auf den meisten Zügen der hagern Männer aus, denn die unbedeutende Unterstützung des Fürsten Michael reichte täglich kaum für die nöthige Nahrung.

Ohngefähr zwei Meilen unterwärts Peterwardein ergießt sich die vielleicht 600 Schritte breite Theiß in die Donau und lange fließt ihr blaugrünliches Wasser unvermischt in derem Bette. Sie ist der Hauptfluß der großen ungarischen Ebene und geht von Norden nach Süden. In ihrem mittlern Gebiete, zwischen ihr und der Donau, wohnen die einzigen Ueberbleibsel der einst in der Geschichte gewichtigen Kumanen, mit denen, trotz dem sie so nah uns wohnen, uns ebenfalls noch kein Reisender bekannt gemacht hat. Es scheint fast, als wenn die Theiß die Donau bestimmt hätte, ihren östlichen Lauf wiederum in einen südlichen zu verwandeln, denn diese Richtung nimmt der Hauptstrom von nun an und setzt sie bis weit über Semlin hinaus fort.

Allmälig nehmen die Berge an Höhe ab und verschwinden vollständig in dem Winkel der Donau und Sau. In

ihm liegt Semlin, und vor dieser Stadt hielt das Dampfschiff eine kurze Zeit an. Die neuen Umwälzungen in Serbien und das nahe Belgrad waren, zumal wir auch mit dem nächsten Dampfschiffe unsere zurückgebliebenen Effekten erwarteten, uns Ursache genug, einige Tage in Semlin und seinen interessanten Umgebungen zu verweilen.

Zweites Kapitel.

Belgrad und die Donauengen.

In einem leidlichen, aber theuern Wirthshause, in dem mehr für Essen und Trinken, als für sonstige Bequemlichkeiten gesorgt war, fanden wir auch nur ein leidliches Unterkommen, und unser Aufenthalt wurde um so interessanter, als mehrere Honoratioren der Stadt sich daselbst einfanden, uns Näheres über die in Topdschi-Dereh bei Belgrad befindliche Volksversammlung mittheilend. Am andern Morgen sollte die abermalige Wahl des Fürsten vor sich gehen, und so nahmen wir das freundliche Anerbieten eines Beamten an, uns in aller Frühe schon mit einem Erlaubnißscheine für Belgrad und die ganze Umgegend zu versehen. Ein sogenannter Ueberreiter stand bereits um 7 Uhr am andern Tage zu unserer Verfügung, und so eilten wir mit ihm nach dem nahen Ufer der Donau, um auf einem sogenannten Tschaik, mit vier Tschaikisten versehen, nach Belgrad zu rudern.

Mit der größern Anzahl von Reisenden, die die Dampfschifffahrt jetzt bringt, hat die humane österreichische Regierung auch Sorge getragen, die entgegentretenden Schwierigkeiten, welche einem Besuche in Belgrad, das doch schon in der Türkei liegt, entgegentreten, so viel als möglich wegzuräumen, und so ist es Jedermann erlaubt, ohne Quarantaine auf dem Rückwege halten zu müssen, in Begleitung eines Beamten die wichtige Festung zu besichtigen, sobald er vor Sonnenuntergang zurückkommt. Die Begleitung des

Beamten, der den Namen Ueberreiter führt, ist dem Fremden weniger eine Last, als vielmehr eine angenehme und nothwendige Zugabe, da diese Leute in der Regel nicht ungebildet sind, die dortigen Verhältnisse genau kennen und häufig auch die serbische Sprache verstehen. Das Trinkgeld steht mit den geleisteten Diensten in gar keinem Verhältnisse, und schon ein Gulden Konv. erregte bei unserm Begleiter große Zufriedenheit, trotz dem er doch einen vollen Tag mit uns herumgelaufen war. Ebenso freundlich erlaubt die Regierung den Reisenden, sich zur Ueberfahrt der sogenannten Tschaiken, großer Boote, mit vier Ruderern bemannt, zu bedienen und man zahlt wiederum für die Benutzung derselben auf den ganzen Tag nicht mehr als 1½ Gulden (gewiß ein mäßiger Preis), die in eine allgemeine Kasse gethan, dem ganzen Institute zu Gute kommen. Einige Kreuzer Trinkgeld außerdem, was aber keineswegs gegeben werden muß, erhöhen die Thätigkeit der Bootsleute und machen sie um so dankbarer und freundlicher.

Semlin liegt dicht an der Donau, und so fuhren wir auf ihr hinab bis an die Stelle, wo die Sau von ihr aufgenommen wird, um gegenüber in Belgrad an das Land zu steigen. Die Zeit der Ueberfahrt dauert drei Viertelstunden. In dem guten Wirthshause, was ein Deutscher hält, frühstückten wir auf deutsche Weise und wanderten dann in Begleitung unseres Ueberreiters nach der Polizei, um uns Erlaubniß nach Topdschi-Dereh auszuwirken. Zum Glück für uns sprach der Polizei-Sekretär auch deutsch, und so wurde nach einigen Bedenklichkeiten unser Wunsch gewährt. Die häufigen Versuche der Anhänger an Milosch's Familie, die jetzige Regierung zu stürzen, und die Forderungen Rußlands hatten das ganze Land in eine große Spannung gesetzt und dadurch ein allgemeines Mißtrauen hervorgerufen, so daß Fremde nur mit besondern Erlaubnißscheinen in das Bereich der Volksversammlung zugelassen würden.

Leider nahmen wir uns vor, erst nach Tische nach Topdschi-Dereh zu fahren, und versäumten auf diese Weise die Gelegenheit, den eigentlichen Berathungen beizuwohnen. Während des Vormittags beschauten wir uns die Stadt und die Festung. Die erstere liegt am Fuße des Festungsberges und zieht sich rund herum und diesen selbst aufsteigend eine geraume Strecke hinan. Auf der westlichen Seite des Berges an der Sau und hinter ihm befindet sich die Serbenstadt mit ihren unregelmäßigen Straßen, entgegengesetzt hingegen das Viertel der Moslimen. Im Allgemeinen ähnelt die erstere den Städten zweiten Ranges in Ungarn oder Polen. Der ziemlich große Basar ziehet sich auf der hinteren Seite herum und zeichnet sich durch Mannigfaltigkeit der dort dargebotenen Gegenstände aus. Die Häuser bestehen größtentheils aus Holz oder Lehm, und nur in der neuesten Zeit sind auch steinerne Gebäude entstanden. Unter ihnen stehen das Schloß des abgedankten Fürsten Michael, die Buchdruckerei und das Haus eines Schlossers obenan. Auch der Gerber Wukfitsch (denn dieses Geschäft treibt der bekannte Parteiführer) hat sich schön eingerichtet und eben so verdient das Brauhaus mit dem dabei befindlichen Wirthshause in der Vorstadt einer Erwähnung. Auf der andern Seite des Berges und an der Donau liegt, wie schon gesagt, die Türkenstadt mit ihren weißen Moscheen und Minareh's und zeichnet sich durch die in ihr herrschende Stille und Ruhe vor der sehr belebten Serbenstadt aus. In ihren engen Straßen sah ich auch kaum einige Türken, aber hier an der äußersten Gränze gegen das übrige civilisirte Europa noch in der alten türkischen Kleidung mit Turban, Jacke und Unterrockshosen. Die Moscheen waren klein und ihr Inneres verdient ihrer großen Einfachheit wegen kaum einer Berücksichtigung.

Ich glaube wohl, daß die Straßen Belgrads bei schlechtem Wetter schmutzig sind, denn nur wenige sind gepflastert, aber trotz dem herrscht hier eine größere Reinlichkeit, als

4*

in den meisten Städten der Türkei und wie sie kaum in den mittlern Städten Ungarns vorhanden ist. Wenn daher andere Reisende den Schmutz und die Unsauberheit in Belgrad mit grellen Farben schildern, so haben sich entweder in der Zeit die Umstände geändert, oder, was wahrscheinlicher ist, man urtheilte nach unseren Städten, hatte aber keine anderen der Türkei und Asiens gesehen. Mit deutschen Städten verglichen, ist der Abstand freilich groß, aber fast eben so groß ist er zwischen Belgrad und einer anderen türkischen Stadt. Die Behörden geben sich viel Mühe, die Hauptstadt und jetzige Residenz des Fürsten zu verschönern, und den Serben selbst ist keineswegs, wie den Türken und übrigen Asiaten, Gemeinsinn abzusprechen. Schmutz und sonstiger Unrath darf nicht mehr auf die Straße geworfen, sondern muß an bestimmten Stellen außerhalb der Stadt aufgehäuft werden. Dadurch sind auch die Hunde, welche früher in zahllosen Rudeln Belgrad durchliefen, unnütz geworden und die einst angegebene Zahl von 5,000 hat sich vielleicht auf nicht mehr als 50 reducirt.

Von der Serbenstadt aus erstiegen wir die auf dem Gipfel des Berges gelegene Festung und kamen zuvor auf den durch Volksversammlungen berühmten Platz Kalimaidan, von dem aus sich die schönste Aussicht über Belgrad und seine reizende Umgebung darbietet. Ringsherum ziehen sich Gräben und Wälle, denen man die Verwüstung nicht weiter ansieht, als daß hohe Kräuter mit üppigem Wuchse auf ihnen wuchern. Durch das Thor eingetreten, sahen wir nur Ruinen oder wenigstens dem Verfalle nahe Mauern und Gebäude. Die ausgezeichneten Kasematten sind jetzt Kröten und Unken zur Wohnung angewiesen, und man darf gar nicht wagen, in ihre Räume einzutreten, ohne zugleich der Gefahr ausgesetzt zu sein, von schädlichen Ausdünstungen umfangen zu werden. Der Anblick des Ganzen wird um so trauriger, je näher man den jetzigen Zustand kennen lernt. Alle die schönen Gebäude, die Prinz Eugen innerhalb der

Festung aufführen ließ, sind verschwunden und haben elenden, hölzernen Baracken Platz gemacht. Schierling und Siegmarskraut (Malva Alcea *L.*), von der Größe oft eines Mannes, nahmen den Hofraum ein und enge Wege führten durch das Kräutergebüsch nach der hölzernen Wohnung des Pascha's und nach der rußigen Moschee, die beide in traurigem Zustande sich befinden. Eine Menge langer, eiserner Kanonen, die man um vieles Geld von den Oesterreichern gekauft hat, liegen an der Flußseite, um die Donau zu beherrschen, aber gewiß sind sie nicht im Stande, einen selbst schwachen Feind abzuschrecken und scheinen deßhalb mehr die Türken, die sich vor der Größe fürchten, in gehörigem Respekte erhalten zu sollen. Den traurigsten Anblick boten jedoch die jämmerlichen Gestalten der Wache haltenden Soldaten mit ihren einfältigen, ja selbst blödsinnigen Gesichtern dar. In einer Ecke des Thores lehnte der zerlumpte Wächter der Gränzfestung, die Flinte neben sich gelehnt, und sperrte, bei fast geschlossenen Augen, den großen Mund weit auf, gleichgültig gegen Alles, was um ihm vorging. Das ist also Belgrad, die Festung, die in seltener Größe und Schönheit durch den großen Eugen mit einem Aufwande von 4 Millionen Gulden erbaut wurde und aller Macht Trotz bieten konnte. Ein im Jahre 1739 schimpflich abgeschlossener Frieden übergab sie mit Serbien und der Wallachei von Neuem den nichtsnutzigen Türken. Hundert Jahre sind seitdem vergangen, aber noch ein Mal fiel sie in christliche Hände, um dem Erbfeinde der Christenheit auf immer übergeben zu werden. Dahin ist der hohe Glanz und die Stärke des einst stolzen Belgrad, deren sich keine zweite Festung rühmen konnte! Daß sein großes Werk so schmachvoll untergehen würde, hat Eugen wohl nie geahnt.

Betrübten Sinnes wendete ich mich von den Trümmern einer untergegangenen Größe und stellte mich vorn auf die Seite, wo die Donau tief unter meinen Füßen sich dahinzog und das grünliche Wasser der nur wenig mindermächti-

gen Sau sich allmälig mit dem lehmgelben Hauptstrome vereinigte. Die Aussicht ist wunderschön, und über das weitläufige Semlin mit seinen deutschen Dörfern nach Sirmien und Ungarn hin schweifen die Augen in eine unabsehbare Ebene. Nur Schade war es, daß die beiden Ströme nicht so belebt waren, als man hätte glauben sollen, denn nur einzelne Kähne bewegten sich auf dem weiten Gewässer.

Nächst der Aussicht erfreute mich noch ein wohlerhaltenes Grabmahl dicht bei den Kasematten des Einganges, und ich erfuhr darüber, daß hier die schöne Tochter eines Pascha's begraben liege. Als der wilde Kara-Georg, der Vater des jetzigen Fürsten, Belgrad 1806 eroberte, fiel die Unglückliche in seine Hände und sollte gezwungen werden, ihren Glauben abzuschwören und Christin zu werden. Hartnäckig weigerte sie sich dem ungerechten Ansinnen und wurde mitten auf dem freien Platze hingerichtet. Neun Jahre später rächte sich das Geschick an 36 Serbiern, und auf derselben Stelle erlitten die Unglücklichen die grausamsten Martern, ehe der Tod sich ihrer erbarmte. So straft oft das fürchterliche Geschick! Der Märtyrerin wurde ein prachtvoller Katafalk errichtet, und während alle übrigen Bauten der Festung jetzt dem Untergange entgegengehen, wird er allein gepflegt. Alljährig kommen Tausende frommer Muselmänner an das Grab und beten inbrünstig an heiliger Stätte und ohne Vermittler zum höchsten Gotte.

Auf einem schmalen und gefährlichen Pfade, von dem aus von Neuem die schönste, schon oben angedeutete Aussicht sich den Blicken darbietet, geht man abwärts, um nach der unteren, sogenannten Wasserfestung zu gelangen. Hier befanden sich einst die Zeug- und Proviantháuser, jetzt hingegen werden nur noch leere Räume von wankenden Mauern eingeschlossen und geben wiederum ein treues Bild von dem Zustande des türkischen Reiches. Auf der äußersten Ecke, hart am Zusammenflusse der Donau und Sau, steht der einst furchtbare Thurm, aus dem Leichen wie Lebende in die

Donau geworfen wurden. Der entsetzliche Jammer hat ihm aus Hohn den Namen „Ne bais seh!“ d. h. „Fürchte dich nicht,“ gegeben. In ihm saß Milosch's Bruder, Jephrem, eine lange Zeit an eiserne Ketten geschmiedet und bis an die Brust im Wasser befindlich gefangen, bis er endlich durch seines Bruders Tapferkeit gegen einen Pascha ausgelös't wurde.

Ermüdet traten wir endlich den Rückweg nach unserem Wirthshause an und fuhren bald darauf auf einem kleinen Wagen dem eine Meile entfernten Topdschi-Dereh zu. Der Weg geht nicht weit von der Sau dieser aufwärts durch eine wenig angebaute Gegend nach dem lieblichen Thale, was nach einer dort früher befindlichen Kanonengießerei den Namen Kanonen-Thal, Topdschi-Dereh erhalten hat. Der reizenden Lage halber pflegte Fürst Milosch auch hier seinen Sommeraufenthalt aufzuschlagen und besitzt noch daselbst eine Korduanfabrik. Auf den prächtigen Wiesen des hier kesselartig erweiterten Thales hatten sich einige Tausende der freien Serbier versammelt, um zu berathen, was in der Noth des Vaterlandes zu thun sei. Eine schwache Umzäunung sperrte den Ort der Versammlung ab und einer daselbst ausgestellten Wache hatten wir unsern Erlaubnißschein vorzuzeigen. Innerhalb des bezeichneten Raumes stand ein zweiter Posten, der jeden nicht legitimirten Fremden zurückwies. Wir stiegen ab und erfreuten uns alsbald des seltsamen Schauspieles. Die eigentliche Berathung war zu Ende und in vielfachen Gruppen lag die große Menge zerstreut unter Zelten oder unter weitschattigen Eichenbäumen. Jedermann war bewaffnet und hatte in seinem breiten Gürtel wenigstens eine Pistole und einen Dolch. Allenthalben brannten Feuer und große Kessel hingen mit Fleisch, Wasser und verschiedenen gewürzhaften Kräutern angefüllt über den Flammen. Daneben waren auch glühende Kohlenhaufen, und über ihnen bereitete einer der großen und schönen Gestalten Spießbraten, bald in kleineren Stücken über

einander gesteckt, bald aber auch ganze Keulen oder Rückenstücke langsam drehend. Eine Art Marketender hatten Buden mit allerhand Getränken und Speisen errichtet. Die Pferde standen entfernter an eigends dazu verfertigten Halten angebunden und trugen ebenfalls dazu bei, die an und für sich schon große Mannigfaltigkeit zu vermehren. Ein in Belgrad erhaltener Empfehlungsbrief verschaffte uns einen Cicerone, der ebenfalls der deutschen Sprache mächtig war, und mit ihm gingen wir durch das interessante Lager, um uns auf alles Wichtige aufmerksam machen zu lassen. Hier schwelgten Einige mehr in Speisen, als in Getränken, und mit dem Gebrauche der Gabeln und Messer nicht bekannt, verstanden sie, mit meisterhafter Geschicklichkeit den Braten mit den Fingern zu zerlegen und die Knochen herauszuschälen. An einer andern Stelle saß ein dichter Haufen bei einander und man sah den erhitzten Gesichtern an, daß das Gespräch, was aber eher einem Geschreie gleichkam, wichtige Gegenstände abhandelte. Nicht weit davon hatten sich einige Serbier in das schöne, mit Kräutern aller Art gemengte Gras gelegt, um nach der lebendigsten Berathung in Morpheus Armen sich von Neuem zu stärken.

Die Häupter der Versammlung machten es sich bequemer und hatten ein Gebäude, was dem Fürsten Milosch gehörte, eingenommen. Leider waren sie sämmtlich nicht sichtbar, und ihre zahlreichen Diener schienen uns nicht für wichtig genug anzusehen, um ihren Herren unsere Ankunft anzuzeigen. So mußten wir uns mit der Besichtigung der uns gleichgültigen Räume begnügen.

Bei dieser mir so günstig dargebotenen Gelegenheit wurde es mir leicht, den den Serbiern eigenthümlichen Habitus herauszufinden, und diesem nach können sie ihre slawische Abstammung durchaus nicht verleugnen. Die Serben sind große, breitschultrige und kräftige Gestalten mit einem nervigen Gliederbau. Der rundliche Kopf steht auf einem mittelmäßigen, starken Halse und trägt ein dunkelkastanien-

braunes Haar. Von den Tausenden, welche ich hier versammelt sah, bemerkte ich nicht einen Einzigen, der blondes oder schwarzes Haar gehabt hätte. Das volle, abgerundete Gesicht ist keineswegs markirt, und alle seine Theile sind normal ausgebildet. Nur die Augen, ebenfalls von rundlicher Form, erscheinen groß, Homer's ächte Boopes, d. i. Ochsenaugen, darstellend. Dichte Brauen ziehen sich in Form leichter Bogen über ihnen dahin. Von dem weiblichen Geschlechte wage ich nicht zu sprechen, da mir, außer in dem gemischten Belgrad, weder Mädchen noch Frauen zu Gesichte kamen. Mit keinem Volke haben die Serbier mehr Aehnlichkeit, als mit den Mingreliern. Auch die Griechen gleichen ihnen hinsichtlich der Form, sind aber kleiner. Die ächten Groß-Russen kommen ihnen ebenfalls nah, haben aber blondes Haar und damit zusammenhängend, einen helleren Teint.

Nicht weniger hervorstechend sind ihre psychischen Eigenschaften, und Alles, was ich von ihrer Nüchternheit, Gastfreundschaft und züchtigem Lebenswandel hörte, nahm meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Diebstahl soll fast nie bei ihnen vorkommen und Treubruch in jeder Hinsicht gehört zu den ihnen unbekannten Lastern. Durch Tapferkeit haben die Serbier sich von jeher vor allen osteuropäischen Völkern ausgezeichnet, und im ganzen Mittelalter spielten sie eine nicht minder wichtige Rolle, als in der neuesten Zeit. In ihren undurchdringlichen Wäldern und unzugänglichen Schluchten erhielten sie sich das Gefühl nach Freiheit, was sie so sehr auszeichnet, und so begannen sie unter günstigen Umständen zu Anfange dieses Jahrhunderts, zuerst von dem schwarzen Georg (Kara-Georg) geleitet, den Kampf gegen die türkische Herrschaft. Was dieser begonnen, setzte Milosch ruhmvoll fort. Mit dem Frieden zu Hunkiar-Skelessi ward ihre theilweise Selbstständigkeit unter türkischer Oberhoheit und russischem Schutze anerkannt. Bald darauf legte das auf seine Freiheit eifersüchtige Volk seinem Herrscher eine seine Rechte sichernde Verfassung vor und zwang ihn,

selbige zu beschwören. Doch Milosch, so sehr er auch für das Wohl seines Vaterlandes beseelt war, vermochte nicht lange die Fesseln, die man seinem eisernen Willen geschlagen, zu tragen und suchte diesen mit Gewalt wiederum zum Grundgesetze zu erheben. Sein Versuch mißglückte nicht allein, sondern er wurde sogar gezwungen, zu Gunsten seines Sohnes Milan abzudanken. Dieser starb sehr bald, und sein schwacher Bruder Michael gelangte zur Regierung. Anhänger des Milosch bemächtigten sich unter ihm der Leitung der Staatsgeschäfte, und das Volk, von zwei schlauen Männern, Wukfitsch und Petrowitsch, geleitet, glaubte schon die mit seinem Blute errungene Freiheit wiederum zu verlieren. Ein Aufstand, der nur die Entfernung der schlechten Minister aus der nächsten Umgebung des Herrschers bezweckte, brachte diesen so außer Fassung, daß er sich schnell auf östreichisches Gebiet flüchtete. Das Volk, über die unzeitige Flucht und die dabei bewiesene Feigheit empört, erklärte den Michael für unwürdig, länger zu regieren und wählte sich in dem jugendlichen Sohne des schwarzen Georgs einen neuen Herrscher. Die hohe Pforte bestätigte die Wahl, aber Rußland widersetzte sich als Schutzmacht, mit dem Vorgeben, daß die Wahl nur von einigen Parteiführern und nicht vom Volke ausgegangen sei. Es verlangte eine andere Wahl und Entfernung der beiden ebengenannten Hauptführer. Aus Nah und Fern strömten Tausende nach Topdschi-Dereh und Wukfitsch selbst schlug die neue Wahl vor. Aber Alles war umsonst, da die ganze Menge einstimmig von ihrem Rechte überzeugt war und jedes Ansinnen einer neuen Wahl unwillig zurückwieß. Wenige Tage vor unserer Ankunft erschienen 140 wohlberittene Serbier in der oberen Festung, um dem Pascha den festen Entschluß, ihren bereits von der Pforte bestätigten Fürsten mit Gut und Blut zu vertheidigen, mitzutheilen. Dasselbe erklärten sie später dem russischen Abgeordneten, Fürst Lieven, der so lange tauben Ohren predigte, bis er ihnen mehrmals wieder-

holt hatte, daß sie ihren Fürsten wieder erwählen könnten, jedoch mit der Bedingung, daß die beiden Volksführer Wukssitsch und Petrowitsch, als Urheber der ungesetzlichen Revolution, verbannt werden müßten. So eilten die 140 berittenen Abgeordneten zurück nach dem Kanonenthale. Ein furchtbarer Tumult über die vermeintlichen Anmaßungen Rußlands entstand, und nur den Bemühungen Wukssitsch's gelang es, einigermaßen Ruhe wiederherzustellen. Er brachte die Versammlung selbst dahin, daß sie am 17. Juni, an dem Tage, wo wir in Belgrad waren, die gewichtige Angelegenheit von Neuem berathen wollte. Mit bewunderungswürdiger Beredsamkeit sprach er über die möglichen Folgen eines dauernden Widerstandes und rieth von ganzem Herzen die neue Wahl an, da es ja mit der größten Gewißheit vorherzusehen sei, daß Kara-Georgewitsch (der Sohn des Kara-Georg) wiedererwählt werde. Man solle eben dadurch Rußland zeigen, daß nicht er mit seinem Freunde, sondern das ganze Volk den früheren Beschluß gefaßt habe. Er wolle gern, wenn das Wohl seines Vaterlandes es verlange, mit seinem Freunde eine andere Stätte suchen, wo er in Ruhe sein müdes Haupt niederlegen könnte, sobald er nur seine geliebten Mitbürger glücklich wisse. „Es ist besser," setzte er im orientalischen Gleichnisse redend hinzu, „daß aus einem Walde zwei Bäume, die ein mächtiger Sturm bedroht, von selbst entfernt werden, als daß sie bei dem gewissen Sturze viele andere mit niederreißen und dem Untergange entgegenführen." „Wohl ist es wahr," schrie mit einem Male der ganze Haufen, „aber die anderen Bäume sind stark genug, um den Fall ihrer beiden Mitbrüder aufzuhalten. Vereint kann ein Wald dem Sturme trotzen, aber von Euch verlassen, gleichen wir einem Menschen, dem man mit dem Herzen auch den Impuls aller Unternehmungen geraubt hat." Man sieht hieraus, wie selbst ungebildete Menschen (Wukssitsch soll weder lesen noch schreiben können), wenn ihnen nur der moralische Werth geblieben ist, in be-

geisternder Rede ihre Ansichten mittheilen können. Derselben natürlichen Beredsamkeit bei den noch tiefer stehenden Tscherkessen habe ich schon bei einer anderen Gelegenheit Erwähnung gethan, und wir sehen nach den letztern Zeitungs=Nachrichten ein Gleiches in der neuesten Geschichte Algiers.

Hätten mich nicht andere Pflichten weiter gerufen, so wäre ich gern eine Zeit lang in Serbien geblieben, um dem interessanten Ausgange selbst beizuwohnen. Nach den Zeitungen haben bald darauf Wukſitſch und Petrowitſch Serbien verlassen, und Kara=Georgewitsch hat nach der wiederholten Wahl von Neuem seine treuen Freunde zu sich gerufen.

Sehr befriedigt kehrten wir gegen Abend zurück und fanden am Ufer der Sau unsere uns sehnlichst erwartenden Tschaikisten. Vor uns im fernen Horizonte hatten sich schwarze Wolken aufgethürmt, und alsbald ertönte entsetzliches Krachen eines weithin rollenden Donners. So sehr wir uns auch beeilten und unsere emsigen Ruderer mit den breiten Stangen das Wasser peitschten, fielen doch alsbald große Tropfen. Eiligst stiegen wir ans Land und nahmen in einer Tscherdake (Czerdake) unsere Zuflucht.

Unter Tschardake oder Tscherdake versteht man ein auf 4 Pfählen oder einem steinernen Unterbaue ruhendes, nur aus einem Zimmer bestehendes hölzernes Häuschen, was den Gränzern als Wachthaus dient und deßhalb mit einer ringsherum gehenden Gallerie versehen ist. Die Südslawen und vor Allem die Serbier verstehen darunter jedes luftige Lusthaus oder eine Sommerwohnung, bisweilen auch einen Söller. Das Wort selbst ist persisch und bedeutet Vierdach. In Konstantinopel sind es Bretter=Gerüste auf dem Hause, auf denen man besonders Abends frische Luft schöpft. Auch trocknen hier die Frauen die Wäsche. In Persien und Kurdistan erscheinen sie als luftige und reinliche Zimmer, in denen die ganze Familie den düsteren und

feuchten Gemächern des eigentlichen Hauses während der wärmern Jahreszeit entflieht. Sechs bis acht sogenannte Gränzer bewohnen eine Tscherdake und bewachen die Gränze, damit sie kein Türke überschreite, bis zum nächsten Wachtposten, der in einem gleichen Wachthause seine Wohnung aufgeschlagen hat. Wo der Boden nicht morastig ist, sind sie wie die russischen Erdhäuser (Semljanken) oder grusischen Wohnungen (Sackli's), von denen ich in der Beschreibung meiner vorigen Reise gesprochen habe, beschaffen und befinden sich demnach halb in der Erde oder sind an Erhöhungen angelehnt. Man nennt sie nun Kullen.

Zur Verständigung des eben Gesagten muß ich hinzufügen, daß wir uns schon seit Peterwardein innerhalb der sogenannten Militärgränze, die sich längs der ganzen türkisch-östreichischen Gränze hinzieht, befanden. Unter diesem Namen hat man eine militärisch besetzte Gränzlinie, wie sie ebenfalls auf der kaukasischen Linie vorhanden und von mir im ersten Theile meiner Reisebeschreibung (Seite 179 bis 218) beschrieben worden ist, zu verstehen, und sie war es selbst, die Peter den Großen im Jahre 1711 und noch mehr Katharina II. 1777 bestimmten, auf gleiche Weise die südlichen Provinzen gegen die häufigen Ueberfälle der Tscherkessen und übrigen Kaukasier zu schützen. Trotzdem die Einfälle türkischer Horden in der neuesten Zeit nur noch sehr selten vorkommen, so hat man doch das Institut der Militärgränze in derselben Weise beibehalten und verwendet nun die Soldaten, Gränzer genannt, zur ferneren Bewachung der Gränze gegen Schmuggler und Pest. Besonders als Schutz gegen das Eindringen der Pest muß sich ganz Europa zu großem Danke gegen Oesterreich verpflichtet fühlen. Während vor der Errichtung der Militärgränze die Pest häufig Ungarn verheerte, hat sie seitdem, so sehr und so oft sie auch in den türkischen Provinzen wüthete, die Gränze nie wieder überschritten.

Die frühere Organisation der Militärgränze mag sich

wohl nur wenig von der der Linien-Kosaken am Kaukasus unterschieden haben, allein seit dem Jahre 1807 hat sie eine Verfassung erhalten, die sich durch Jurisdiction und Administration so sehr auszeichnet, daß die kaukasische Linie nicht mit ihr verglichen werden kann. Der ganze 863 Geviertmeilen umfassende Flächenraum gehört der Krone, die ihn zum Theil als Lehn unter die Familien vertheilt, zum Theil sich zur weiteren Verfügung vorbehalten hat. Was die Familie, hier Hausgemeinschaft genannt, als Lehn erhalten, ist ihr unveräußerlich; was sie aber als sogenanntes Ueberland außerdem noch besitzt, steht zu ihrer Verfügung, darf jedoch nur an Gränzer verkauft werden. Ebenso ist jeder Hausgemeinschaft eine gewisse Menge Vieh, das stets vorhanden sein muß, vorgeschrieben. Eine Trennung findet nur dann statt, wenn die Anzahl der Glieder einer Hausgemeinschaft sich sehr vergrößert hat, und der abgelößte Theil erhält, unabhängig von dem älteren, ein neues Lehn. So lange der Vater lebt, bleiben auch die verheiratheten Söhne in derselben Hausgemeinschaft und wenn er stirbt, tritt der älteste Sohn in die Rechte, insofern er sich durch reinen Lebenswandel ausgezeichnet hat. Er führt nun den Namen Hausvater (Hospodar) und hat alle Geschäfte zu leiten, während seiner Frau, der Hausmutter (Hospodaritza), die häuslichen Sorgen obliegen. Alle männlichen und gesunden Glieder der Hausgemeinschaft vom 18ten bis 60sten Jahre sind als Gränzer eingeschrieben und haben in jeder dritten Woche den Dienst zu besorgen. Die Unter- und Oberofficiere bleiben aber 16 Tage im und eben so viele außer Dienst. Auf diese Weise sind in Zeiten des Friedens und des gesunden Zustandes der angränzenden türkischen Provinzen täglich 4200 Gränzer im Dienst; wenn die Pest aber in der Nähe ist, vergrößert sich nach den obliegenden Umständen die Zahl.

Die Hausgemeinschaften bilden wiederum Kompagnien, Bataillone und Regimenter, doch so, daß jede Kompagnie

ihre besonderen Einrichtungen hat. Da auch Frauen und Kinder mit eingerechnet werden, so klingt es sonderbar, daß es auch Kompagnie-, Bataillons- und Regiments-Hebammen giebt, die förmlich dem ärztlichen Personale untergeordnet sind.

Trotz der beschwerlichen Wachtdienste haben die Gränzer eine nicht unbedeutende Kopfsteuer, die freilich zum allgemeinen Besten verwendet wird, zu entrichten und müssen außerdem die militärischen Transporte und alle das öffentliche Wohl betreffenden Arbeiten umsonst übernehmen. Dagegen erhält der dienstfähige Mann jährlich 12 Gulden Konv. und die nöthigen Waffen und Munition.

Zu den Gränzern gehören auch die oben genannten Tschaikisten, welche in früheren unruhigen Zeiten die Bewachung der Donau, Sau und Theiß über sich hatten. Jetzt liegt ihnen nur der Wassertransport ob. Sie bilden ein Bataillon von ohngefähr 1000 Mann.

Nachdem das Gewitter sich abgetobt hatte, setzten wir unsere Rückreise weiter fort und langten alsbald vor der weitläufigen Quarantäne an. Unser freundlicher Begleiter eröffnete uns den Weg und so kamen wir zur rechten Zeit, als eben die Sonne untergegangen war, wiederum in Semlin an, erfreut, den Tag über so viel Neues gesehen zu haben.

Zwei volle Tage mußten wir noch warten, ehe ein neues Dampfschiff ankam, um uns abzuholen, und so versuchten wir uns den Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Die Stadt bildet eine sogenannte Militär-Kommunität, deren Bewohner gegen eine größere Abgabe vom Militärdienste befreit sind und mit städtischen Gewerben sich beschäftigen. Nur zum Theil verdient Semlin den Namen einer Stadt, da außer einigen breiten und gepflasterten Straßen und darin befindlichen hübschen Häusern nur erbärmliche Hütten vorhanden sind und ein trauriges Ansehen darbieten. Die schlechtesten deutschen Dörfer würden

bei einem Vergleiche gewinnen, und unser Vieh selbst könnte sich schämen, solche Spelunken zu bewohnen. Auf der Lehm-Terrasse wird es freundlicher, und die gränzenlose Unreinlichkeit verliert sich allmählig. Man sieht wiederum deutsche Ordnung und freut sich an den hübschen Häusern der deutschen Vorstadt Franzensthal. Schöne Maulbeerbäume mit roth-schwärzlichen und weißlichen Beeren bilden liebliche Alleen, welche die mit dem Giebel nach vorn herausstehenden Häuser noch freundlicher machen. Leider sind die Straßen sehr breit und es ist bei Regenwetter schwierig, über den schlüpfrigen Lehmboden auf die andre Seite zu gelangen.

Der erste Tag unseres Aufenthaltes in Semlin war ein Sonntag und so wurde uns auch Gelegenheit gegeben, mit dem geselligen Zustande der halbdeutschen Stadt bekannt zu werden. Die Kaffeehäuser der Hauptstraße sind zwar auch in den Wochentagen sehr besucht, zeichnen sich aber am Sonntage durch größere Reinlichkeit aus. Leider verdient das Getränk, was mit Obers, d. h. Sahne, als Kaffee dargeboten wird, nicht den Namen Kaffee, sondern ist ein trauriger Absud von gerösteten Möhren und Cichorien. Und doch ist es, wenigstens in den Wirthshäusern von ganz Ungarn so theuer, daß man in Wien, wo man die Bereitung des arabischen Getränkes so vorzüglich kennt, für dasselbe Geld die doppelte, ja dreifache Menge erhält. Die hohen Rechnungen der Wirthshäuser in Ungarn vertragen sich überhaupt nicht mit der Wohlfeilheit aller Nahrungsmittel, und in Semlin mußten wir für die Flasche Wein gerade soviel bezahlen, als was der halbe Eimer dem Wirthe gekostet hatte. Eben so wurde uns für die Portion Schöpsenbraten fast eben so viel angerechnet, als dem Wirthe der ganze Schöps (ohne Fell) zu stehen kam. Am allertheuersten sind die kleinen, kaum mehr als das Bett fassenden Zimmer und in der Regel muß man für ein solches täglich einen Gulden, selten nur zwei 20Kr., bezahlen. Von der Wohlfeilheit der Lebensmittel in Ungarn hat man bei uns

gar keinen Begriff und selten bezahlt man für einen Hammel mehr als einen Gulden. In demselben Verhältnisse stehen die Preise des Brodes und Weines und die Leute sind schon zufrieden, wenn es ihnen nur gelingt, ihre Produkte verkaufen zu können. Es ist unbegreiflich, warum die Ungarn nicht selbst sich Handelswege eröffnen, auf denen sie ihre zahlreichen Produkte gegen andere Bedürfnisse austauschen könnten.

Der einzige und vorzüglichste Belustigungsort in Semlin ist Spirta's Garten, ein Etablissement, dem bei uns jede Dorfschenke mit ihrer Umgebung an die Seite gesetzt werden kann. So schön der Lage und Fruchtbarkeit halber der Garten hätte sein können, so verwildert war er trotz seiner großen Trompeten- (Catalpa syringifolia *Sims.*) und Papier-Bäume (Broussonetia papyrifera *Vent.*). Mehr interessirte mich die daneben befindliche Seidenraupenzucht, wenn auch die Anstalt keineswegs den Anforderungen entsprach.

Anhaltendes Regenwetter erlaubte uns nicht, in der nächsten Umgebung weit herumzuschweifen und so waren wir vorzugsweise auf die Stadt beschränkt. Mehr als einmal besuchten wir den sogenannten Zigeunerberg, an dem zwar der schlechteste Theil der Stadt sich befindet, der aber eine interessante, wenn auch unbedeutende Ruine auf seinem höchsten Punkte besitzt. Hier starb der größte Held Ungarns, Johann Hunjadi (Hunyady), erschöpft von den Mühen und Anstrengungen eines langjährigen Krieges, im Jahre 1456. Selbst der mit Lorbeern bekränzte Eugen kann sich nicht im Kampfe gegen die stets stärkern Türken solcher Heldenthaten rühmen, als Johann Hunjadi, der tapfere Vater des glorreichen Königs Matthias Korvinus, vollbracht hat.

Eben so sehr wie die geschichtlichen Erinnerungen nahm die herrliche Aussicht mich in Anspruch. Die breite Donau lag vor uns in ihrer seltenen Größe, wie sie eben das reiche Gewässer der Sau in ihrem Schoße aufnahm. Jenseits der letztern befand sich Belgrad mit seiner selbst noch im Verfalle

großartigen Festung, reich mit Basteien und Brustwehren versehen. Aus der Türkenstadt ragten viele Minarehs hervor und hatten mit ihrer durch Kalküberwurf hervorgerufenen weißen Farbe ein gegen die übrigen Gegenstände abweichendes Ansehen.

Kanonenschüsse verkündeten uns am 19. Juni Abends die Ankunft des Dampfschiffes und so eilten wir nach der Donau, um unsere Reise fortzusetzen. Leider befand sich mit uns Rifaat-Pascha auf demselben, und so angenehm es mir war, diesen türkischen Staatsmann persönlich kennen zu lernen, so wurde doch die Anwesenheit seiner zahlreichen und zum Theil arroganten Dienerschaft mit der Zeit langweilig. Rifaat war eben von seinem Gesandtschaftsposten in Wien abgerufen worden, um die Stelle eines Ministers der äußeren Angelegenheiten zu übernehmen. Er ist ein Mann in seinen besten, d. h. zwischen den vierziger und funfziger Jahren, und besitzt eine untersetzte, etwas korpulente Figur, die ohne Zweifel mongolisches Blut vermuthen läßt. Die kurzen, etwas gekrümmten Beine deuten ebenfalls darauf hin. Sein im Verhältniß zum Körper stehender großer Kopf hat ein volles, ich könnte sagen, aufgedunsenes Gesicht, aus dem kleine Augen hervorlugen. In ihm lag jenes Indolente, was, mit wenigen Ausnahmen, jedem Türken zukommt.

Auch der russische Gesandte Titoff und der russische Generalkonsul für die Wallachei, Daschkoff, befanden sich auf unserem Schiffe und ersterer stach durch seine Einfachheit gegen seinen türkischen Kollegen gar wunderlich ab. Gegen die russische Sitte hatte er von einem einzigen Bedienten begleitet die ganze Reise nach Wien und zurück gemacht. Titoff besitzt eine schmächtige, mehr kleine Figur, aber ein im hohen Grade geistreiches Gesicht, was wegen seines dunkeln Teints und den damit zusammenhängenden Eigenthümlichkeiten keineswegs den Typus der russischen Physiognomie trägt.

Kanonen gaben das Zeichen, die Anker zu lichten, aber unausgesetzter Kanonendonner ertönte, als wir in die

Nähe Belgrads kamen. Lächerlich erklangen dagegen unsere drei Schlüsselbüchsen, die immer von Neuem mit Pulver versehen wurden, um nur einigermaßen die erhaltene Ehre zu erwiedern. Es war ein schöner Anblick, als wir langsam Belgrad vorbeifuhren, zumal uns leidliches Wetter begünstigte. Das ganze türkische Militär stand unter Waffen auf den Basteien und Brustwehren, besonders der unteren Festung, und Janitscharen-Musik erschallte von dem dicht mit Menschen besetzten türkischen Ufer nach unserem ruhig dahingleitenden Schiffe. Die Töne schienen aus höheren Regionen herunter gestiegen zu sein, um auf dem durch kein Lüftchen bewegten stillen Wasserspiegel in freundlicher Harmonie liebliche Reigen aufzuführen. Der Kanonendonner war durch das Wasser in seiner unangenehmen Stärke gedämpft und so hatte sich Jupiter selbst mit Apollo vereinigt, um etwas Großartiges zu fördern. Leider wurde meine Freude bald getrübt, denn als ich den Stand des Luftdruckes an einem meiner Barometer beobachten wollte und das Instrument deßhalb umkehrend in seine nöthige Lage brachte, zeigte mir schon vorher ein Rollen des Quecksilbers an, was geschehen sei. Die starken Erschütterungen hatten die Glasröhre zerbrochen.

Von Belgrad an hält sich das Dampfschiff auf der linken Seite der Donau, da es ihm nicht mehr erlaubt ist, mit dem gegenüberliegenden türkischen Ufer zu kommuniziren. Wir waren bis Pankschowa (Pancsowa) gekommen, als Nacht einbrach, und unser Kapitän hielt es für besser, Anker zu werfen, als in der Nacht einem Unglücke entgegen zu gehen. Pankschowa ist ebenfalls eine Militär-Kommunität und Hauptort des banatischen Gränzregimentes. Wie alle mittleren ungarischen Städte (sie zählt über 10,000 Einwohner) hat sie zwar nicht gepflasterte Straßen, besitzt aber bessere Häuser, als sonst dergleichen Städte in Ungarn. Sie liegt an der Temesch (Temes), dem Hauptflusse des ungarischen Banates.

In aller Frühe am andern Morgen (20. Juni) fuhren wir weiter und gelangten bald an die Stelle, wo ein unbedeutender Arm, die Donawitza, von dem Hauptstrome sich abtrennt und erst 5 Meilen weiter unterwärts sich wieder mit ihm vereinigt. Die dadurch gebildete Insel ist im hohen Grade morastig und hohe Schilfwälder, aus denen in den bestimmten Zwischenräumen die Tscherdaken heraus ragen, nehmen den größten Theil derselben ein. Anmuthiger sind die gegenüberliegenden, mit Eichenwald dicht bedeckten, unbedeutenden Höhen des serbischen Ufers und bieten manchen hübschen Anblick dar. Bald erblickten wir die zahlreichen Thürme und Basteien der Festung Semendria, die ihrem Erbauer Ehre macht. Wir hielten leider nicht an und so sahen wir nur, daß die Jessawa, der nördliche Ausfluß der Morawa, Serbiens Hauptfluß, ohnweit der Festung sich mit der Donau vereinigt. Dieser mit seinem oberen Gebiete deutsche Fluß nimmt hier eine ungeheure Breite an, und nach der Angabe unseres Kapitäns soll sie nicht weniger als 6000 Fuß betragen. Von Neuem trennt sich aber der Fluß in zwei gleiche Arme, die die 3 Meilen lange, ebenfalls mit Tscherdaken besetzte Insel Ostrowa (slaw. die Insel) einschließen. Die Wälder auf der linken Seite der Donau werden dichter und wahrscheinlich hat hier seit mehren Jahrhunderten die Axt des Menschen nicht gehauset. Majestätische Eichen sind es fast allein, welche nicht nur Serbiens Ufer bedecken, sondern auch sich tief ins Land hineinziehen. Sie sind die Ursache der vielen und vorzüglichen Schweine in Serbien und es scheint als wenn das ganze Land nur der Schweinezucht obläge. „Giebt es gute Eicheln!“ vertritt bei den Serbiern unseren „guten Tag!“ Die Ausfuhr der Schweine soll jährlich nicht weniger als 10 Millionen Stück betragen.

Je mehr man nun vorwärts kommt, um so großartiger wird die Umgebung. Noch ist es möglich, die hier absteigenden banatischen Karpathen und die serbischen Gebirge in

ihrer seltenen Größe zu überblicken. Auf dem rechten Ufer der Donau hätten die wenn auch unbedeutenden Höhen gar nicht aufgehört, während auf der linken Seite die banatische Ebene sich nordwärts zog. Mit dem Ende der Insel Ostrowa erheben sich aber auch hier steile Ufer gerade empor und werden um so höher, je weiter man kommt. Noch besitzt aber die Donau ein breites Bett von ohngefähr 4600 Fuß im Querdurchmesser und erweitert sich sogar Basiasch (Bazias) gegenüber zu einem nicht unbedeutenden Kessel, in dessen Mitte die äußerst romantische Insel Nowagaia liegt. Hier bricht oft gegen Sonnenuntergang aus der unteren, den Fluß beengenden Gebirgsspalte ein furchtbarer Sturmwind, der seine Kraft in einem weiter unten gelegenen zweiten Kessel geholt, mit solcher Macht hervor, daß die Donau selbst in ihrem Laufe aufgehalten und das Wasser weit in das Land getrieben wird. Augenzeugen konnten nicht genug mit grellen Farben den grausenhaften Anblick schildern, wenn die hoch empor gerissenen Wassermengen laut heulend durch das Felsenthor sich zwängen und in dem breiten Kessel blitzesschnell sich ausdehnen. Man nennt diesen Sturm Koschowa (Kosowa). Auch von der entgegengesetzten Seite kommt bisweilen ein Sturm, Gorniak genannt, der Donau entlang herab, erreicht aber nie die Stärke des Ostwindes.

Hat man die Insel Nowagaia passirt, so rücken die gegenüberstehenden Felsen des grauen Uebergangskalkes näher und lassen ohnweit Gradischte kaum einen Raum von 500 Fuß übrig. Eine überraschende Ansicht, die im ganzen Donau-Gebiete nicht ihres Gleichen hat, bietet sich hier dar. Es beginnt ein neuer Kessel, in dem die Insel Moldawa liegt, und auf beiden Seiten erheben sich bewachsene oder vom Alter grauschwarz gefärbte Felsenberge, von denen über alle auf der linken Seite der majestätische Alibei hinwegragt. Alles übertrifft die Aussicht nach vorn. Mitten im Wasser steht ein schroffer Fels, Babakai, hinter dem auf

steilen Felsenkuppen erbaut, die alte neunthurmige Veste Golubatz (Golubacz) sichtbar wird. Man begreift lange nicht, wie die Menschen dahin gekommen sind. Ihr links hat sich mit vieler Mühe die Donau durch die Felsen eine Bahn gebrochen und senkrechte Mauern begleiten sie auf beiden Seiten.

Man kommt dicht vor dem Insel-Felsen Babakai vorbei und nur zu schnell hat man ihn im Rücken. Die Sage geht, daß ein mächtiger Fürst seine Frau, Babakai mit Namen, hier ausgesetzt habe. Die Unglückliche hatte in blinder Eifersucht ihren einzigen blühenden Sohn, der mit ihrer schönen Dienerin in vertrautem Umgange lebte, während einer nächtlichen Zusammenkunft in dem Wahne ermordet, ihr Gatte sei es, der die nur ihr gehörige Liebe an einer Nebenbuhlerin vergeude. Doch kaum war das blutige Verbrechen geschehen, so wurde sie sich auch ihres schrecklichen Irrthums bewußt und Verzweiflung wüthete in ihren Adern. Zu den Füßen ihres Gemahls warf sie sich, die ungeheure That gestehend, und bat mit von Reue zerfleischtem Herzen um die verdiente Strafe. Da bestieg noch in derselben Nacht der trauernde Gatte mit der, die ihm erst den geliebten Sohn geboren, einen Nachen und nach dem vereinzelten Felsen hin fuhr er, um die Gattin und Kindesmörderin daselbst auszusetzen. Viele Jahre betrauerte sie in nie unterbrochener Einsamkeit ihr entsetzliches Beginnen, und der keiner Freude sich mehr hingebende Gatte brachte ihr selbst am frühen Morgen die karge Nahrung für den ganzen Tag. Da erdröhnte es eines Abends mit furchtbarer Heftigkeit in den Schluchten des Alibei und mit Sturmessausen ergoß sich ein Orkan über den breiten Spiegel der Donau. Der greise Fürst warf sich auf seine Kniee, den Höchsten um Erhaltung der reuigen Mörderin zu bitten, doch als er wie gewöhnlich am frühen Morgen Speise und Trank nach dem Felsen trug, fand er ihn leer. Es geht nun die Sage, daß sie als Geist noch zur Mitternachtsstunde auf dem Gipfel

des Felsens gesehen werde, und wenn sie dann mit gefalteten Händen erscheine, breche am andern Morgen der Koschowa aus den Bergen hervor.

Je näher man dem Felsenvorsprunge kommt, auf dem die Ruinen von Golubatz befindlich sind, um desto mehr treten die merkwürdigen Ueberreste einer sonderbaren Bauart hervor. Die Burg besteht aus 9 Thürmen, von denen drei zum Theil sogar im Wasser stehen, drei auf hervorragenden Seitenfelsen und drei auf dem Gipfel erbaut sind, und einer Mauer, die sie gegen die Landseite hin schließt. Wenige Menschen sind im Stande die zerklüftete und zackige Burg gegen das größte Heer zu vertheidigen. Ihre Entstehung soll in die Zeit der byzantinischen, noch Andere meinen, in die der römischen Kaiser hinaufreichen und wahrscheinlich ist es, daß die griechische Kaiserin Helena hier gefangen gehalten wurde. Der Name Golubatz oder Golumbatz soll mit dem lateinischen Columba, d. i. Taube, zusammenhängen und der jetzt türkische Name Gögerdschinlik, d. i. Taubenschlag, spricht allerdings dafür. Eine Menge Sagen, die aber schon vielfach erzählt sind, spielen in den merkwürdigen Räumen der Burg.

Endlich verließen wir den Kessel und fuhren zwischen seltsamen Felsenpartien im beengten Donauthale weiter. Gleich im Anfange wurde mir eine Höhle gezeigt, mit dem Bemerken, daß der heilige Georg hier herein den Kopf des getödteten Drachen geworfen habe. Ungeheure Schwärme bösartiger Mücken erzeugten sich besonders in warmen Frühjahren seitdem in der Höhle und fielen mit entsetzlicher Blutgier über das Vieh, das, von ihren Stichen getroffen, oft in wenig Stunden todt niederfalle, her. So sollen im Jahre 1783 nicht weniger als 613 Stück verschiedenen Viehes durch diese Mücken umgekommen sein. Man übertreibt übrigens ohne Zweifel in den Berichten, denn die Mücke kommt auch bei uns nicht selten vor. Sie gehört freilich zu den empfindlicher stechenden Kriech-Mücken (Si-

mulium) und mag in sumpfigen und wärmeren Gegenden allerdings lästiger werden. In die Höhlen flüchtet sich die Mücke nur, wenn es schlecht Wetter ist, und es hat dann den Anschein, als würden sie in den Höhlen erzeugt. Das Zumauern einiger derselben konnte deßhalb zu keinem Resultate führen. Wo keine andere Zufluchtsorte sind, versammeln sich die Mücken an anderen hinlänglich schützenden Stellen, besonders der Eichenbäume, und bilden an diesen wie die Bienen bisweilen ganze Knäuel.

Hinter dem Dorfe Golubatz erweitert sich die Donau wieder etwas und sie mag wiederum bis nach Drenkowa eine Breite von 7—800 Fuß besitzen. Dicht am Ufer erheben sich jäh aufsteigende Berge, über und über mit freundlichem Laubholze bedeckt. Nur hie und da erblickt man nackte Felsenwände in steiler Richtung oder einzelne hervorragende Riffe. Besonders wo Bäche aus dem Gebirge hervorkommen, bildet sich in diesem eine schluchtähnliche Ebene und auf ihr haben sich dann Menschen angesiedelt, um ein friedliches Dorf zu bilden. Im Anfange fließen die Wasser der Donau zwar schon rasch, doch noch ohne Geräusch dahin, bald aber deuten Wirbel den unebenen Boden des Bettes an. Da nun die sogenannten oberen Katarakten beginnen, über die ein größeres Schiff nur bei dem höchsten Wasserstande wegfahren kann, so hält man in der Regel bei dem erst seit der Dampfschifffahrt 1836 entstandenen Orte Drenkowa an und vertauscht das große Fahrzeug gegen mehre Kähne. Früher geschah dieses schon bei Moldawa, weil aber der von dem Alibei heruntertosende Koschowa oft so entgegenweht, daß ein Weiterfahren nicht möglich ist, so geht jetzt das Dampfschiff, ausgenommen bei sehr niedrigem Wasserstande, bis Drenkowa.

Zwei oder drei bedeckte Barken nehmen in Drenkowa die Reisenden auf und Menschenhände vertreten bis Orschowa (Orsowa) die Stelle des Dampfes. Im Vergleiche mit der früheren Fahrt geht es nun langsam vorwärts, allein eben

deßhalb erhält man Gelegenheit, die dargebotenen Schönheiten mit Muße zu betrachten. Leider war der Wasserstand der Donau sehr hoch und viele der sonst mitten in der Donau sich darbietenden Schönheiten gingen uns dadurch verloren. Dieß mochte wohl die Ursache sein, warum ich mich in meinen Erwartungen, die freilich durch Alles das, was ich hierüber gelesen und gehört hatte, den höchsten Grad erreicht hatten, getäuscht fühlte. Nur die höchsten Felsen ragten aus den Fluthen heraus, und die so sehr gerühmten Stromschnellen und Wirbel hatten sich ebenfalls deßhalb mehr oder minder so ausgeglichen, daß nur noch die bedeutenderen sichtbar waren. Im Anfange traten auch die Umgebungen im Vergleiche zu den andern schönen Punkten in den Hintergrund, trotzdem waren und bleiben sie reizend, unterscheiden sich aber nur wenig von denen, wie ich sie vor Drenkowa beschrieben habe.

Gleich unterhalb besagten Ortes beginnen die ersten Schnellen, und ohne daß wir auf der Oberfläche der Donau etwas bemerken konnten, fuhr unsere Barke durch sie rasch dahin. Der bergartige Fels Treschkowatsch (Treskowacs) tritt nun entgegen und steigt aus der Tiefe des Wassers senkrecht in die Höhe. Hier soll man bei weniger Wasser schon das Tosen der Brandung an den quer durchgehenden Felsenriffen, die den Namen Jslasch (Jzlas) führen, vernehmen, doch wir waren dießmal schon in seiner nächsten Nähe, bevor wir das Anschlagen des brausenden Wassers deutlich hörten. Die Kunst des Schiffers wird hier auf die Probe gestellt und er läßt ein Dankgebet emporsteigen, wenn er glücklich die Klippenreihe passirt ist. Man nennt gewöhnlich die Stelle die Scylla. Hat man die Klippen hinter sich, so beginnen wiederum ganze Reihen von Wirbeln und dadurch hervorgerufene Schnellen. Am gefährlichsten ist es am Felsen Tachtali, denn faßt hier die Kraft des Wassers ein unglückliches Boot, so wird es mit Macht an den Felsen geschleudert und zertrümmert. Da zeigt vom

Neuen der Schiffer seine Kunst, wenn er auch glücklich die Charybdis vermieden hat. Weiter tritt plötzlich ein Felsenkamm, der deßhalb den slawischen Namen Greben besitzt, weit in den Fluß hinein und verengert sein Bett bis auf eine Breite von 360 Fuß. Drüben setzt eine senkrecht absteigende Felsenwand eine Gränze. Die aus dem Innern der Erde mitten im Wasser emporgetriebenen plutonischen Felsen verschwinden nun, dadurch gewinnt aber das Bett an Tiefe und mit reißender Schnelligkeit stürzt das Wasser durch die auch hinter dem Greben sich noch eine Zeit lang fortsetzende Schlucht.

Auf beiden Seiten weichen die Berge wiederum auseinander und die Gewässer nehmen fast den ganzen dadurch entstandenen Kessel ein. Flache Ufer setzen sich eine Strecke fort und auf ihnen sieht man links und rechts freundliche kleine Dörfer. Aber auch in der Mitte des Wassers ragt ein großer schöner Hain heraus und bildet die freundliche Insel Poretz (Porecz), die, obgleich unter türkischer Oberhoheit, doch kein Muselmann betreten darf. Fürst Milosch soll hier die lieblichsten Anlagen gemacht haben.

Damit beginnt ohne Zweifel der Glanzpunkt im ganzen Donaugebiete. Die Berge ziehen sich wie noch nie vorher zusammen und bilden eine bedeutende Schlucht, die den Namen Kasan führt. Die Donau, gezwungen, ihr reiches Gewässer plötzlich zusammen zu ziehen, tobt furchtbar heulend zwischen den ihr trotzenden senkrechten Felsen hin. Neue Gefahren bieten sich dem Schiffer dar und er muß seine ganze Aufmerksamkeit darauf lenken, von dem blitzesschnellen Strome nicht an die Felsen geworfen zu werden. Feder und Pinsel vermögen das Großartige und Mannigfaltige, was sich hier in einem kurzen Raume darbietet, selbst nicht mit den geringsten Ansprüchen wieder zu geben. In den schönsten Gruppirungen erscheinen die Felsenpartien und während mehr unten am Wasser Mauern dieses einzudämmen scheinen, nehmen sie weiter oben, sich verschiedenartig zertheilend, die sonder-

barsten Gestalten an. Nicht minder trägt die üppige Vegetation zur Verschönerung bei. Wo nur eine Spalte, wenn auch noch so klein, erscheint, wuchern Felsenblumen: Alpenglocken, Schleifenblumen, Nelken, Silenen u. s. w., in seltener Fülle. Zeigt aber das Gestein einen Absatz, oder ist es irgendwo mit fruchtbarer Humuserde bedeckt, so steigt freudig-grünes Laub- oder melancholisches Nadelholz empor, und seine Stärke richtet sich nach der zum Theil spärlich dargebotenen Nahrung.

Später treten die senkrechten Felsenwände wiederum etwas zurück, und ihnen hat sich, schräg aufsteigend, anderes dicht mit Buschwerk allerhand Art besetztes Gestein angelagert. Ueber ihm sieht man den Eingang zu einer Höhle, in der die Oestreicher zweimal tapfer sich gegen die Uebermacht der Türken vertheidigten. Auf meine Bitten ruderten unsere Matrosen dem Ufer zu, und ich stieg nebst einigen Fremden aus, um mich mit der interessanten Umgebung vertrauter zu machen.

Dicht am Ufer zieht sich eine schmale Straße hin und stellt die Verbindung der oberen und unteren Donau her. Auch sie verdankt ihre Entstehung dem Grafen Stephan Setschenji (Széchenyi István), der soviel für Ungarn gethan hat und hier selbst bei den wichtigsten Arbeiten gegenwärtig war. Die meisten Schwierigkeiten boten sich in der Schlucht Kasan dar, aber trotz der fast unüberwindlich scheinenden Hindernisse gelang es den unermüdlichen Arbeitern, sich mitten durch die senkrechten Felsen einen Weg zu bahnen.

Ein schmaler und beschwerlicher Pfad führt zu der Höhle mitten durch das dichte, aus Haselstauden, Hartriegel, Weißbuche u. s. w. bestehende und von wilder Weinrebe, Waldrebe und Epheu umrankte Gebüsch. Vor Allem nahm die Weinrebe meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch, zumal sie glücklicher Weise in Blüthe stand. Die Untersuchung der letzteren zeigte auch nicht den geringsten Unterschied

von unserer kultivirten, wohl aber zeigten sich sämmtliche übrige Theile so sehr verschieden, daß die Pflanze eher der nordamerikanischen Rebe (Vitis Labrusca *L.*), als der unserigen ähnlich sah. Ich habe sie später, besonders im pontischen Gebirge, auch im Fruchtzustande viel beobachtet, und darnach bin ich gewiß, daß diese Art die eigentliche Mutterpflanze aller unserer kultivirten Weinsorten ist. Die Frucht stellt eine kleine, vollkommen trockene Beere dar; Ranken waren nur wenige vorhanden und die Blätter erschienen sämmtlich auf der Unterseite filzig. Diesen Filz auf der Unterseite habe ich später bei der verwilderten Weinrebe in genauem Zusammenhange mit der Trockenheit der Beere gefunden, und jemehr die Unterseite an Glätte und Unbehaartheit zunahm, um so mehr vergrößerte sich die Saftigkeit der Beeren. An einer andern Stelle werde ich noch weitläufiger über diese wilde oder verwilderte Weinrebe sprechen und verweise daher Botaniker dorthin.

Bald waren wir an dem Eingange der Höhle. Sie gehört zu den unterirdischen Räumen, wie sie in dem ganzen Gebirge des grauschwarzen Uebergangskalkes häufig vorkommen und nicht selten von bedeutender Ausdehnung sind, und besitzt eine horizontale Lage, durch senkrechte Felsen auf beiden Seiten und querliegende Steinmassen nach oben geschlossen. Sie stellt ein großes Gewölbe von mehren hundert Fuß Umfang, an das sich noch einige kleinere Räume anschließen, dar. Eine nach oben und vorn sich befindende Spalte führt dem Innern sparsames Licht zu. Gegen 5—600 Menschen haben in ihr geräumigen Platz. Schon die Römer waren auf sie aufmerksam geworden und gebrauchten sie befestigt zur Vertheidigung der Donau. Ihren Ruhm erhielt sie aber erst gegen das Ende des 17. Jahrhunderts durch General Veterani, nach dem sie auch den Namen der Veteranischen Höhle erhielt. Er ließ sie befestigen, und unter ihm hemmte Hauptmann d'Arman 45 Tage lang die Schifffahrt auf der Donau. Nicht minder ruhmvoll war ihre an-

dere zwei Monate dauernde Vertheidigung fast 100 Jahre später durch Major Stein, und beide Male kapitulirten die Belagerten nur, nachdem alle Nahrungsmittel aufgezehrt waren. Mauern schließen noch zum Theil den Eingang, und auch im Inneren sieht man Ueberreste der früheren Befestigung.

Unterhalb der Veteranischen Höhle treten auf der linken Seite die Berge zurück, und eine der lieblichsten Buchten wird sichtbar. Dieselben Felsenpartien und Wände, mehr oder weniger bewachsen, ziehen sich aber auf der rechten Seite hin. Hier befindet sich auch die berühmte Trajanstafel. An einem der dortigen, der Zeit und ihren Verwüstungen trotzenden Felsen verewigte Trajan, einer der größten Kaiser Roms, im Jahre 105 n. Ch. G. seinen ruhmvollen Feldzug nach Dacien durch eine Inschrift. Wir hielten einen Augenblick an. Leider haben weniger die Zeit, als der Muthwille und die Gleichgültigkeit des Menschen, die Inschrift so beschädigt, daß man nur mit Mühe die geflügelten Genien, welche die Tafel halten, zwei Delphine und den römischen Adler erkennt. Von der Inschrift konnte ich gar nichts sehen. Zum Verderben dieses Denkmales befindet sich unter ihm eine Vertiefung, in der serbische Fischer oft ein Feuer anbrennen, dessen Rauch die ganze Umgebung geschwärzt hat.

Hier sieht man auch Spuren des Pfades, den die Römer auf dieser Seite der Donau entlang führten und zum Theil selbst in den Felsen einhauen ließen. Wenig oberhalb Drenkowa soll auch noch eine Inschrift, die darauf hindeutet, vorhanden sein. Deutsche und Ungarn haben dem Pfade den Namen der Treppelgänge beigelegt.

Die Ufer auf der linken Seite sind flach, da der Fuß des emporstrebenden Gebirges sich zurückgezogen hat, und schöne Wiesen breiten sich bis Alt-Orschowa (Orsowa) aus, einem reizend gelegenen Orte, an dem wir Halt machten. Bis zur Weiterreise blieben uns einige Tage Zeit, und so

beschlossen wir, selbige in den Bädern ohnweit Mehadia zuzubringen. Orschowa, ein kleines, freundliches Städtchen, ist der letzte östreichische Ort, in dem die deutsche Sprache, eben so gut wie in jeder ungarischen Stadt, die herrschende ist. In einem, auf deutsche Weise eingerichteten Wirthshause, erhielten wir ein gutes Unterkommen. Soviel uns der Tag noch erlaubte, gingen wir in den freundlichen Umgebungen spatzieren.

Man gibt die Entfernung der Herkulesbäder, wie man gewöhnlich die Schwefelquellen bei Mehadia nennt, von Orschowa gewöhnlich zu vier Stunden an, allein da wir mit raschen Pferden soviel Zeit gebrauchten, so beträgt sie gewiß weit mehr. Der Weg dahin geht nordwärts in dem anfangs breiten Thale des Schwarzwassers (Tschorna-Woda, Czerna-Woda) nach dem auch die Quarantaine-Anstalten besitzenden Dorfe Schupanek. Hat man aber dieses im Rücken, so rücken die Kalkberge näher zusammen und das anfangs liebliche Thal wird romantischer. Die abgerundeten Berge sind mit hohem Buschwerk, weiter oben auch mit baumartigem Gehölz bewachsen, und nur hier und da blicken schroffe Felsenwände hervor, in deren Spalten manches seltene Kräutlein wächst. Auf der Hälfte des Weges steht man noch deutlich die Spuren einer, wahrscheinlich römischen Wasserleitung in verschiedenen Zwischenräumen. In der Nähe des Dorfes Toplet ist sie noch am Meisten erhalten, und 11 Bogen auf dicken, abwechselnd aus Kalk und Backsteinen erbauten Pfeilern lehnen sich an den felsigen Berg. Der Weg hat hier viel Mühe gekostet und ist oft hart am Schwarzwasser vorbei in den Berg eingegraben, so daß das wilde Wasser lautbrausend unten dahin fließt, als könnte es kaum die Zeit erwarten, um sich mit der Donau zu vereinigen.

Bald theilt sich das Thal. Der Fluß nimmt zur Linken den weißen Bach, Bela-Reka, auf, und an diesem liegt eine halbe Stunde weiter oben das romantisch gelegene

Städtchen Mehadia, nach dem, dazu gehörig, auch die Bäder genannt werden. Das Thal der Tschorna wird hiermit enger und erscheint kaum noch gegen 2—300 Schritte breit. Bei dem Dorfe Petschenjeschka (Pecsenyeska) führt eine leicht und doch dauerhaft gearbeitete eiserne Brücke, die aus der rühmlichst bekannten Fabrik der Gebrüder Hoffmann zu Ruskberg hervorgegangen ist, über das Schwarzwasser, und hiermit ist man schon bei den eigentlichen Bädern, einer einzigen nur aus den zum Bade gehörigen Häusern bestehenden Straße, angekommen.

Sämmtliche Bäder (9 an der Zahl) gehören der Regierung, die es sich im hohen Grade angelegen sein läßt, für die Bedürfnisse und Bequemlichkeit der Gäste zu sorgen. Große Gebäude, sowohl zum Baden, als auch zum Wohnen, hat sie, keine Kosten scheuend, aufgeführt und dafür bereits die hohe Summe von fast einer Million Gulden ausgegeben. Trotzdem nun die jährliche Einnahme durchschnittlich nur aus 15,000 Gulden besteht, so trägt die Regierung doch für Verbesserung und Verschönerung fortwährend Sorge. Obgleich die Bäder sich sehr heilsam gezeigt haben und nicht viele andere in ganz Europa so viele Naturschönheiten darbieten, so werden sie doch keineswegs so besucht, als sie es verdienten. Nur 500 Badegäste fanden sich bei unserer Anwesenheit vor. Die Ursachen der Vernachlässigung Mehadia's liegen wohl einzig darin, daß seine Bäder noch nicht wie andere modern geworden sind.

Auf gleiche Weise geht es fast mit den kaukasischen Bädern, die, gegen alle Bemühungen der russischen Regierung, in der neuesten Zeit mehr ab- als zunehmen. Unsicherheit der Umgegend und Mangel guter Straßen können am Kaukasus Ursache der geringen Frequenz, nicht aber in Mehadia sein, wo keine feindlichen Bergvölker in der Nähe sind und eine Dampfschifffahrt die Bäder direkt mit Wien verbindet. Ich bin überzeugt, würden nur einige Male große Herren der Monarchie, oder gar Glieder des kaiserlichen Hauses sich

entschließen, nach Mehadia zur Badezeit zu gehen, so würden die Herkulesbäder allmählig gerade so sehr in die Mode kommen, als es jetzt mit dem früher so vernachlässigten Kissingen der Fall ist.

Alle Quellen haben zunächst ihren Ursprung in einer granitenen Unterlage, brechen aber meistens aus dem darüber liegenden grauschwärzlichen, zum Theil viel Thon enthaltenden Kalke hervor. Sie sind so mächtig, daß in einer einzigen Stunde fast 6,000 Kubikfuß Wasser an die Oberfläche befördert werden. Die mächtigste ist die Herkulesquelle, indem sie allein $^{5}/_{6}$ der Gesammtmasse liefert. Sie allein besitzt keinen Schwefelwasserstoff, wodurch sich die übrigen Quellen auszeichnen, ist aber besonders reich an Kohlensäure und salzsauren Alkalien, welche Bestandtheile übrigens auch den anderen Quellen zukommen. Die Temperatur ist bedeutend, und an einigen Stellen beträgt sie sogar 52° R. In allen chronischen Leiden, bei denen die Ernährung nicht auf ordentlichem Wege vor sich geht, besonders bei Stockungen des gesammten Lymph- und Drüsensystems und der ersten Wege, und bei Absonderungen abnormer Stoffe, vorzüglich in den Gelenken, haben die Bäder erfreuliche Folgen gehabt.

Da sämmtliche Zimmer in den Privat- und Wirthshäusern bereits besetzt waren, erhielten wir in dem geräumigen Gebäude des Karolinenbades ein bequemes Logis, dicht über der tief unter uns rauschenden Tschorna. Außer einem Tische und einigen Stühlen fanden wir aber nur noch ein leeres Bettgestelle darin. Ungarn und Siebenbürgen gehören zu den Ländern, wo man, wie in Rußland, gezwungen ist, sich auf Reisen, wenn man des Nachts weich liegen will, mit Betten zu versehen. Zum Glücke hat aber wiederum die Regierung Sorge getragen, daß Leute, welche mit der Aufwartung beauftragt sind, auch einen Vorrath von Matratzen, Kissen, Decken und Weißzeug besitzen, um selbige den Gästen gegen ein Billiges abzutreten; dadurch wird aber der Preis des Logis wesentlich erhöht, und man zahlt

nun täglich für ein bequemes Zimmer 1—1½ Gulden. Die Bäder von Mehadia waren ohne Zweifel schon den Römern bekannt, und diese nannten sie wohl wegen des außerordentlichen Wassergehaltes der Hauptquelle Thermae Herculis, d. i. Herkulesbäder. Außer der schon oben erwähnten Wasserleitung findet man noch eine Menge Spuren aus den altrömischen Zeiten, und vor Allem interessirten mich die Ueberbleibsel der oben schon erwähnten und hier beginnenden Wasserleitung. Der Anfang besteht aus gebrannten Röhren, die in einer Mörtelmasse liegen und dadurch gegen Zerbrechlichkeit und andere äußere Einflüsse mehr geschützt waren; auch der Mörtel erschien mir anders, als gewöhnlich, da er nicht allein eine außerordentliche Festigkeit besaß, sondern anstatt des sonst beigemischten Sandes Stücken zerschlagener Backsteine enthielt.

Von den mit Inschriften und andern Skulpturen versehenen Steinen und sonstigen Denkmälern der Vorzeit, welche hier früher aufgefunden wurden, sind die schönsten nach Wien abgeliefert worden, und was man jetzt hier noch in den erneueten Mauern eingefügt findet, ist unbedeutend. Am Meisten interessirte mich in dem heißen Armenbade, was sich besonders als Nachkur bei Syphilitischen von besonderer Wirkung gezeigt hat, die alte Inschrift auf einem Steine: „Mercurius Veneri (Merkur der Venus)“ als wenn die Alten geahnt hätten, welches Specifikum einst Merkur, d. i. Quecksilber, gegen Ausschweifungen in Venere sein werde, sobald es nur zeitig, besonders durch warme Schwefelbäder wiederum aus dem Körper entfernt wird.

Von den ursprünglich gebräuchlichen 9 Quellen werden nur noch 8 benutzt, da das 1838 das südliche Osteuropa durchziehende Erdbeben auch hier Spuren seiner Verwüstung hinterlassen hat, denn das Wasser der sonst mächtigen Karlsquelle hat sich seitdem auf ein Minimum reduzirt. Ueber die Quellen läßt sich nichts weiter sagen, als daß sie eben wie andere hervorströmen; nur die Herkulesquelle imponirt

durch ihre Mächtigkeit und mit einem starken, einem unterirdischen gedämpften Donner ähnlichen Geräusche quillt sie, zwei Fuß im Durchmesser enthaltend, aus einer bedeutenden Felsenspalte mit einer Temperatur von 48° R. hervor.

Der ganze Badeort besteht aus zwei Reihen Häusern, die einen breitern Raum, den sogenannten Marktplatz einschließen und bietet, trotz der Kleinheit, einen im hohen Grade freundlichen Anblick dar. Die Tschorna fließt hinter der einen Häuserreihe und es ist deßhalb Schade, daß ihr rasch über Stock und Stein fließendes Wasser dadurch den Blicken entzogen und ihr lautes Gemurmel nicht vernommen wird. Nur den in den hintern Zimmern, besonders des großen Karolinenbades wohnenden Gästen ist sein Anblick vergönnt, und zu jeder Zeit fühlte ich mich nach dem Fenster hingezogen, unter dem im tiefen Bette der lauttosende Bach dahinfloß. Selbst am heißen Mittage war es hier kühl, denn der dichte, bis fast an den Rand des Flusses reichende Wald gestattete der Sonne zu keiner Zeit, ihre Strahlen bis zur Tiefe des Wassers herabzusenken. War die Aussicht auch noch so beschränkt und reichte sie kaum 100 Schritte weit, so bildete doch der schmale Raum bis zu dem hier aufsteigenden Domoglett eine wahrhaft malerische Landschaft. Ueberhaupt sind die auf beiden Seiten des engen Thales aufsteigenden Berge mit ihren dichten Weiß- und Rothbuchenwäldern prächtig anzuschauen, und bieten mit ihrem freundlichen Grün, durch das nur an einzelnen Stellen Felsengruppen durchlugen, schöne Ansichten dar.

Mit diesen reizenden Umgebungen steht leider das gesellige Leben in grellem Widerspruche und es scheint, als wenn hier die Natur allen Einfluß auf die Menschen verloren hätte, oder diese selbst für alle höheren Schönheiten stumpf geworden wären. Ich habe dasselbe schon früher in den kaukasischen Bädern beobachtet, aber hier muß es Einen um so mehr wundern, da alles Schöne und Erhabene so bequem als möglich dargeboten wird, so daß

man nur eine Viertelstunde auf dem bequemsten Wege gehen oder selbst nur die Augen zum Sehen aufschlagen darf, um allerhand Reize der Natur zu erschauen, wornach man bei uns Tage und selbst Wochen lang geht. Man sollte es kaum glauben, daß von allen Badegästen Niemand die Höhe des weithin blickenden Domoglett, oder den Felsenweg oberhalb Zosna, von denen ich sogleich mehr berichten werde, besucht hatte und doch war es leicht, zu Fuße oder zu Pferde dahin zu gelangen.

Wie in den kaukasischen Bädern, so können auch hier die Gäste kaum die Zeit erwarten, wo sie die interessante Gegend wiederum verlassen, und so verstreicht in gränzenloser Langeweile ein Tag nach dem andern. Sobald der Tag beginnt, begibt sich der Kranke ins Bad und legt sich hierauf wieder in sein Bett, um besser zu transpiriren. Kranke, die spät einschlafen, was bei einer großen Anzahl der Fall ist, besitzen deßhalb wenig, oft sogar keine Nachtruhe und verlieren außerdem noch den schönen Morgen, an dem Spatziergänge gewiß heilsam sind. Nach Tische ruht man wiederum, weil man meint, es wäre zu heiß, um in der freien Luft zu sein; allein die Hitze ist keineswegs so groß, als sie meistens angegeben wird und allenthalben gibt es kühlenden Schatten. Vor 6 Uhr Abends sieht man nur wenig Menschen außerhalb der Häuser und erst, wenn die Militärmusik beginnt, öffnen sich die Fenster oder Thüren, und im letzteren Falle promeniren Einige eine halbe oder ganze Stunde. Ueber den sogenannten Marktplatz geht man nur selten hinaus, da es allein die Musik ist, welche den meist abgelebten und für alles Höhere abgestorbenen Gästen etwas Interesse abzugewinnen vermag. Den übrigen Theil des Abends bringen die Herren in der Regel spielend zu und zerstören dabei wiederum die wohlthätigen Einwirkungen der freien Natur, deren Luft sie eben eingeathmet hatten. Wie sehr das Spiel zur Leidenschaft werden kann, sieht man hier noch mehr, als in den bekannten Bädern Deutschlands, wo

es schändlicher Weise noch geduldet wird, denn Gichtbrüchige, die den Fuß nicht mehr vorsetzen können, haben doch Kraft genug, um die Karten zu halten. Bei den Meisten beginnt die Spielzeit gleich nach Tische und dauert oft ununterbrochen bis spät in die Nacht. Wie bei solchen Verhältnissen ein Kranker genesen soll, sehe ich nicht ein, und wenn demnach Viele die erhofften Resultate nicht erhielten, so lag wirklich nicht die Schuld an den heilbringenden Wässern. Früher kamen wallachische und moldauische Bojaren in großer Menge nach Mehadia, und das gesellige Leben hatte durch den fröhligen und heitern Sinn dieser halbzivilisirten Menschen gewonnen. Da ergriff auch sie die Spielwuth, und in kurzer Zeit nahmen ihnen die pfiffigen Bankführer ihre sämmtlichen Gelder ab, so daß sie alsbald nach ihrer Ankunft und meist noch ohne Pferde und Wagen abreisen mußten. Seitdem verschmähen Wallachen und Moldauer die verderblichen Freuden Mehadia's.

Das prächtige Wetter begünstigte unsern Aufenthalt in Mehadia, und so versuchten wir an einem freundlichen Morgen den hoch über uns herabschauenden Domoglett zu ersteigen. Ich liebe nicht in solchen Fällen die einmal betretenen Pfade zu verfolgen, denn sie machen in der Regel große Umwege, und dann führen sie meist an den schönsten Punkten nicht vorbei. Bisweilen ist das Steigen selbst an anderen Stellen bequemer und häufig ist es mir in der Schweiz ergangen, daß ich zu entfernteren Hörnern leichter und sicherer den Weg fand, als weit und breit berühmte Wegführer. Bei solchen Gelegenheiten suche ich mir zunächst einen Ueberblick zu verschaffen und gehe dann einem entworfenen Plane nach. Fast nie habe ich mich geirrt. Freilich gibt es nur wenig Felsen, die für mich unerreichbar gewesen wären. So versuchten wir denn auch das Aufsteigen sogleich auf dem jenseitigen Ufer der Tschorna zu beginnen, und daß es zum endlichen Resultate führte, wird die weitere Erzählung lehren.

Weißbuchengebüsch nahm uns gleich im Anfange auf, und es wurde bald so dicht, daß wir nur mit Noth durchdringen konnten. Es versteht sich von selbst, daß hier die Weißbuche nur strauchartig erscheint, trotzdem oft erst mehre Fuß über dem Erdboden das Zertheilen in mehre Aeste begann und man den Hauptstamm bis an das oberste Ende verfolgen konnte. Das ursprüngliche Wachsthum der Weißbuche geschieht mehr in die Breite, und schon dadurch läßt sie sich von Weitem von der schlanken Rothbuche unterscheiden. Wenn schon Rothbuchen kein Unterholz und selbst nicht die das Dunkel der Wälder suchenden Kräuter dulden, so ist es noch mehr bei Weißbuchen der Fall, und vom besonderen Glücke hat man zu sagen, wenn man eine Erve, ein Hunds-Veilchen, das Wald-Habichtskraut u. s. w. findet. Mein Suchen war bis hoch hinauf vergebens. Selbst die wilde (oben weiter beschriebene) Weinrebe konnte nur da gedeihen, wo anderes Gehölz einen streng abbegränzten Raum erzwungen hatte, und da sah man den stumpfblättrigen Ahorn, den Wallnußbaum oder die spitzblättrige Esche, welche letztere schon hier beginnt und sich mit unserer gemeinen weit nach Osten hinzieht.

Endlich wurde es um uns lichter und ein Felsenkamm, wie er allen Arten des vielfältigen Kalkes zukommt, zieht sich quer durch den ganzen Höhenzug. Wo er am Meisten vorspringt, bildet er eine Gräte, die genau unter der nächsten höheren liegt und ebenfalls durch einen Vorsprung mit ihr in Verbindung steht. Dadurch werden auf den Seiten abschüssige Vertiefungen erzeugt und diese von Oben nach Unten herabgehende Rinnen bilden den Sammelplatz alles Wassers, was herunterfällt, Geröll aller Art mit sich fortreißend. Ich nenne solche Rinnen, da sie besonders in Schwaben und Thüringen dazu dienen, aus höheren Stellen ohne Gefahr Holz in die Thäler herunter zu bringen, mit dem daselbst gebräuchlichen Namen Schleifen.

An den vorspringenden Felsen oder Gräten ändert sich die Vegetation, indem sie nicht allein durch die Felsen bedingt, einen neuen Charakter annimmt, sondern in der Regel auch dem bisher vorherrschenden Gehölz eine Gränze setzt. Es erschien nämlich in großer Menge der Perückenstrauch in zwergiger Form, der südliche Brombeerstrauch mit seinen filzigen Blättern, dichten Blüthenrispen und rosafarbigen Blumen (Rubus sanctus *Schreb.* und in fast allen Floren und Pflanzenaufzählungen des Südens mit einem besonderen Namen aufgeführt) und die filzige Zwergmispel. An den Felsen wucherte, sich dicht anschließend, der Epheu in der kleinblättrigen, Europa angehörenden Form. Ueber dem Vorsprunge trat die Region der Rothbuche ein, und diese selbst neigte sich in ihrem Wuchse schon zu der eigenthümlichen Cypressenform, in der sie in allen Gebirgsgegenden des kaukasischen Isthmus fast allein vorkommt. Die Bäume waren nicht stark und hatten im Durchschnitte kaum mehr, als die Dicke eines Fußes.

Wieder setzte eine Gräte unserem Emporklimmen sich entgegen und bald darauf kam eine neue. Die Schwarzföhre und der Pinaster erschienen nun zwischen den Felsenspalten, und an den sonnigen Stellen seidenglänzende Cytisus-Arten. Je höher wir kamen, um so urwäldlicher sah es aus. Die Rothbuchen nahmen an Stärke zu und hie und da hatte ein Sturm die altersschwachen Bäume erfaßt und niedergeschmettert. Endlich vermehrten sich die Felsen, und das Steigen wurde in hohem Grade beschwerlich, so daß wir uns mehr an den Zweigen emporhoben, als daß wir gingen. Endlich erreichten wir die höchste, aus emporgerichteten Felsen bestehende Spitze und ruhten lange von unserer beschwerlichen Wanderung aus. Die Rothbuche war allmälig in den Hintergrund getreten und das Gehölz mannigfaltiger geworden. Alle bis hierher aufgeführten Gehölze erschienen in freundlicher Nachbarschaft und zu ihnen gesellte sich noch der wohlriechende, leider jetzt aber schon verblühte Flieder.

Auch an Kräutern, größtentheils in schönster Blüthe stehend, war große Mannigfaltigkeit vorhanden und sie alle gehörten zur alpinen Region.

Die Aussicht war von dem hohen Standpunkte aus unvergleichlich und jäh vor uns herabsehend, blickten wir auf einen Theil des Marktes, auf dem die Menschen klein wie Ameisen sich bewegten. In dieser höhern Sphäre fühlte sich der Geist auch höher und mit innerem Wohlgefallen schauten wir vor uns, unsere Blicke weithin sendend. Wenn schon die nächste Nähe großartig erschien, so waren es fast noch mehr die entfernteren Höhenzüge mit ihren kuppelförmigen Spitzen, denn die ganzen banatischen Karpathen, die in vielen Bächen der Temesch (Temes) ihren Ursprung geben, breiteten sich weithin aus. Wohin man schaute, trat das freundliche Grün der Laubhölzer entgegen und nur wenige Kuppeln waren mit Kräuter-Matten bedeckt. Nur rechts von uns (also nördlich) war eine Spitze, die uns um etwa 100 Fuß überragte, und dorthin die Aussicht sperrte; links hingegen schien der ganze Höhenzug allmälig abzunehmen, bis er in dem imposanten Alion bei Orschowa von Neuem sich erhob. Dadurch wurde es aber möglich, den Blick bis zum breiten Bette der Donau zu senden, und einer silberglänzenden Verzierung gleich trug sie viel dazu bei, die Ansicht zu erhöhen.

Hinter uns befand sich eine herrliche Alpenwiese, die von drei Höhen gegen rauhe Winde geschützt, indem sie selbst tiefer liegend, die Verbindung zwischen denselben herstellte, eine solche Ueppigkeit entfaltete, daß wir auf ihr 2 bis 3 Fuß hoch von mannigfaltigen Kräutern umgeben waren. Die blendend weiße und blaurothe Farbe herrschte in duftenden Blumen vor. Von dieser Wiese aus führt ein angenehmer Pfad allmälig hinab in die Tiefe des Thales und er ist um so bequemer, als er den steilen Domoglett ganz umgeht. Gern wären auch wir auf diesem Wege zurückgekehrt, allein der Magen mahnte mächtig daran, daß

die Mittagszeit längst vorüber sei, und so gingen wir einer jener Schleifen zu, von denen ich früher gesprochen habe. Den starken Stock, aus junger Weißbuche selbst verfertigt, seitwärts anstemmend, betrat ich die tiefste Stelle der Rinne, und das Gerölle unter mir wich, allmälig der Schwere meines Körpers nachgebend. Das Herabsteigen geschah auf diese Weise schnell, und nur wo große Steine das Geröll bildeten, war mein Gewicht doch zu gering, um ein Herabdrücken derselben zu bewirken. Bald kamen wir unten an, und unsere Bekannten schüttelten mit Bedenken den Kopf, daß wir an einem jener heißen Tage, von denen man hier so viel fabelt, ein solches Wagniß ausgeführt hätten. Wir erfuhren dabei, daß die hiesigen gemeinen Slawen von Zeit zu Zeit den Berg ersteigen, um nach der Donau und ihrem frühern ebenern Vaterlande (Ungarn) sehnsüchtig zu blicken; deßhalb würde der Berg auch Blick nach Hause, Domoglett, genannt.

Am andern Tage besuchten wir die Räuberhöhle. Sie befindet sich kaum 100 Fuß hoch und dicht über der Herkulesquelle und ein bequemer, leider nur schmaler Pfad führt bis an die Oeffnung. Es ist hier derselbe grauschwarze Uebergangskalk, wie er durch die ganzen banatischen Karpathen vorzuherrschen scheint, und unterirdische Gewalten haben in den ursprünglich horizontalen Schichten des Gesteins eine solche Verwirrung bei den Hebungen hervorgebracht, daß nur ein Theil in seiner ursprünglichen Lage verharrt ist und nun die gebildeten Spalten wie eine Decke verschließt. Die Räuberhöhle ist übrigens klein und kann mit der Veterani-Höhle gar nicht verglichen werden. Wie 200 Räuber, wie man erzählt, in ihr Platz gehabt haben, ist mir unbegreiflich.

Von allen Umgebungen wird die Räuberhöhle von den Badegästen am Meisten besucht und man sah noch allenthalben Spuren, daß der Mensch auch in dieser Entfernung nicht weniger eitel, als bei uns ist. Wie in dem Kuhstalle der

sächsischen Schweiz, oder an einer anderen besuchteren Stelle, alle Felsen und Wände mit Namen beschrieben sind, so nicht weniger hier, und damit die Inschriften der Nachwelt ja nicht verloren gehen, haben Viele sich Leitern holen lassen, um sie an unzugänglichen Stellen einzugraben. Andere aber darüber ärgerlich, brannten unten Reissig an und suchten mit dessen Rauche die Buchstaben unleserlich zu machen.

Schon die nächste Nähe ist in hohem Grade reizend, da die Felsengruppe, zu der die Höhle gehört, senkrecht in die Höhe steigt und an einzelnen Stellen zerklüftet, eine mit verwittertem Gestein und Humus-Erde bedeckte Spalte bildet, aus der allerhand Gebüsch, meist in abgerundeten Formen, herausgewachsen ist. Wendet man sich aber nach dem Thale zu, so bietet sich ein weit größerer Genuß dar, zumal ein Vorsprung vor der Höhle eine freie Aussicht erlaubt. Zu Füßen liegt die brausende Tschorna in dem engen Thale und ihr grünliches Wasser tobt von einem Felsenstücke zum anderen, sich ganz mit Schaum bedeckend. Etwas weiter oben wird man auch einen Wasserfall gewahr, der gerade groß genug ist, um die Gegend noch pikanter zu machen. Die Bergreihe auf der gegenüberliegenden Seite ist hier romantischer, als vom Marktplatze aus gesehen, weil die Felsenpartien mehr hervortreten und in ihren Formen mannigfaltiger werden. Die Natur schien sich in wunderbaren Schönheiten erschöpfen zu wollen, um noch nie Gesehenes darzustellen. Etwas schräg steigt der Fuß des Berges aufwärts und ist mit dichtem Gehölz bewachsen, bis eine groteske Felsenreihe mit den abenteuerlichsten Gestalten erscheint. Nun wiederholt sich der Wald, und eine eben so großartige Felsenreihe folgt. Beides kehrt zum dritten Male wieder, und endlich beginnen die Spitzen, in Form eines abgestutzten Kegels, oder einer aus Felsen zusammengesetzten Pyramide. Oft ragt ein ungeheuerer Felsblock noch weit heraus und scheint seine nächste Umgebung bewachen zu wollen.

Am dritten Tage gingen wir mit Sonnenaufgang aus, um uns mit dem schönen Thale der Tschorna weiter bekannt zu machen. Ein bequemer Weg für die Badegäste führt rechts eine kleine halbe Stunde aufwärts, und man sollte kaum glauben, daß während der drei Tage, an denen wir ihn aufwärts gingen, kein Mensch uns begegnete. Der eigentliche Pfad geht dann auf der linken Seite aufwärts, und wenn er auch oft für zwei Menschen nicht breit genug ist, so erschien er doch im ganzen Verlaufe unserer Wanderung bequem genug, um von Damen benutzt werden zu können. Ueber die Mannigfaltigkeit des Dargebotenen ließe sich, sowohl in Betreff der Felsenformen, oder der seltsamen Tinten in dem Grünen des Laubes und dem Bunten der Blumen, oder endlich in Betreff des melodisch über Stock und Stein dahin murmelnden Wassers, viel sagen, wenn es hier nicht zu weit führte und auch die gelungenste Beschreibung nur andeuten könnte, was in der Wirklichkeit vorhanden war. Jede hundert Schritte brachte uns eine neue und nicht minder reizende Aussicht, und bald war sie lieblicher bald romantischer. Eine eigentlich wilde Parthie trat uns nirgends entgegen. Die Weißbuchen waren längs des Schwarzwassers vorherrschend; nach einer Stunde Weges erschienen auch Rothbuchen, aber nie in ihrer schlanken, imponirenden Gestalt, wie die Wälder Mingreliens und auch Deutschlands sie zeigen, sondern kaum als mittelmäßige Bäume auftretend, und waren bis an das Ende unserer Wanderung am Häufigsten vorhanden. Hier und da erschien ein freier Platz und Kräuter und Gräser wucherten, wie auf unseren südlichen Waldwiesen, in üppiger Fülle, doch nicht so großartig, wie ich es auf dem Domoglett beschrieben habe. Bisweilen nahm auch der Adlerfarrn, oft von bedeutender Höhe, große Strecken ein, und er scheint im Süden des östlichen Europa's und in den Kaukasusländern unsere Besenheide (Calluna vulgaris *Salisb.*) zu vertreten. Nach einiger Zeit kamen wir an eine Stelle, wo Granit das ganze Flußbett

nicht allein eingenommen hatte, sondern sogar hohe Felsenufer bildete. Einige nicht unbedeutende Schwefelquellen kamen aus Spalten hervor, und der Geruch nach Schwefelwasserstoff hatte sie uns schon lange vorher angezeigt.

Nicht weit davon sah es etwas urwäldlich aus. Der Fluß erlaubte uns nicht, neben ihm weiter zu gehen, und so gingen wir, von schönen Rothbuchen beschattet, auf einem geebneten Pfade an der Seite des Berges. Ein umgestürzter Baum nahm uns Müde auf seinem Stamme auf, und indem ich in der morschen Rinde herumwühlte, entdeckte ich ein ganzes Lager kleiner, schwärzlicher Skorpionen. Schnell sprangen wir beide auf und setzten unsere Wanderung fort. Endlich kamen wir an der Gränzstation Zosna an, und sprachen bei dem freundlichen Feldwebel ein, um uns weiter zu erkundigen. Mit großer Bereitwilligkeit gab uns der gutmüthige Oestreicher einen sogenannten Gränzer mit, um uns auf die Höhe des Gebirges zu der großartigsten Stelle der ganzen Umgebung führen zu lassen. Es ist hier die Gränze und um die Verbindungen der einzelnen Wachtposten leichter zu machen, hat man selbst an den schwierigsten Stellen einen auch für die nächtlichen Patrouillen bequemen Weg gebahnt. Ich habe schon früher gesagt, daß die ursprüngliche Bedeutung dieser Gränzwächter, Ueberfälle und Räubereien zu verhüten, aufgehört hat; hier hebt sich aber auch noch, durch Errichtung einer Quarantäne von Seiten der drei Donau-Fürstenthümer die Obliegenheit auf, die Monarchie gegen das Eindringen der Pest zu schützen, und so dauert die Gränzbewachung nun allein als Zolllinie fort. Man sollte kaum glauben, daß die Türkei ein Fabrikat oder sonst etwas besäße, was in den östreichischen Staaten eingeschmuggelt zu werden verdiente, und so ist es auch nur das Salz, was in der Wallachei dreimal wohlfeiler, als im Banat und Siebenbürgen ist. Früher, als die Regierung das Salz um einen niedrigen Preis (für ein Drittel) verkaufte, holten sich die Bewohner der drei Fürstenthümer

ihren Bedarf aus Siebenbürgen, während es sich jetzt umgekehrt zu verhalten scheint. Die Erhöhung der Salzpreise war wohl nur von Seiten der Regierung ein Coup, um dem steuerfreien Adel zu Gunsten des nur besteuerbaren Bauernstandes wenigstens indirekt eine Abgabe aufzulegen.

Im Zickzack durch gelichtete Wälder, in denen ich hie und da den Heidelbeerstrauch mit seinen blauen Beeren und seltener Erdbeeren fand, stiegen wir ohne Beschwerde aufwärts und immer weitumfassender entfaltete sich das Panorama vor unsern Blicken. Je höher wir kamen, um so romantischer wurde es, bis endlich die Gegend einen wilden Charakter annahm. Kalkfelsen erhoben sich von 30 bis 50 Fuß senkrecht in die Höhe und das jetzt mit blaugrauen und orangengelben Schüsselflechten bedeckte Gestein mag wohl schon manches Jahrtausend unverändert dagestanden haben. Die Spitze zerklüftete sich oft in Zacken und wo irgend eine Spalte oder sonst ein Theil mit Erde bedeckt war, wucherten blaue Glockenblumen, röthliche Silenen und weiße Kreuzblüthler in gedrängter Fülle. War der Raum größer, so erschien auch Laubholzgebüsch oder verkrüppelter Pinaster mit seinen sparrigen Aesten und dem melancholischen Grüne seiner Nadeln. An diesen Felsen führt der Weg auf die Höhe und mit ungeheurer Mühe und vielen Kosten hat man ihn bisweilen mitten durch das dichte Gestein gebahnt. Schaudernd standen wir oft vor einem jähen Abgrunde und doch war der Eindruck, den die großartigste Natur hier auf uns machte, mächtiger und größer als das ängstliche Gefühl, was sich beim Herabblicken unserer bemächtigen wollte. Mitten in dieser grotesken, aber doch auch lieblichen Wildniß begegnet man einer einfachen Hütte und in ihr steht Tag und Nacht ein Gränzer, gleichgültig für die Naturschönheiten seiner reizenden Umgebung. Seine spähenden Blicke sendet er nur nach Schmugglern aus. Wie gern hätte ich dem Manne auf eine Woche Gesellschaft

geleistet oder gar ihn vertreten, doch es trieb mich mächtig nach dem fernen Osten!

So führt der Weg über das ganze Gebirge und über den Alion nach Orschowa und gern wären wir weiter gegangen, wenn wir in den Bädern nicht Sachen gelassen hätten. Mit schwerem Herzen trennten wir uns von dem Schönen und kehrten nach Zosna zurück.

Bei dem freundlichen Feldwebel angelangt, war ich wiederum Zeuge der östreichischen Gutmüthigkeit, die mir so oft im Leben entgegengetreten ist. Der gute Mann hatte Forellen fangen und uns zubereiten lassen. Eine ärmliche, uns aber nichts desto weniger mundende Suppe mit hölzernen Löffeln genossen, ging vorher. So traten wir aufs Neue gestärkt, auf demselben Pfade unsern Rückweg an und gelangten, rasch vorwärts schreitend, nach drei Stunden wiederum nach den Bädern von Mehadia.

Trotzdem unser Aufenthalt nur 3½ Tage gewährt hatte, so waren wir doch mehr als alle Badegäste mit der Umgebung vertrauter geworden und es kam uns ganz sonderbar vor, daß Leute, die mehr Wochen als wir Tage hier zugebracht hatten, noch nicht weiter als bis zur Räuberhöhle gekommen waren. Als ich Einigen, noch von dem Gesehenen voll, den hohen Genuß schilderte, regte es sich doch in ihrer Brust und sie nahmen sich vor, in den nächsten Tagen Ausflüge — wenigstens zu Pferde — zu machen. Wir hingegen, um das erwartete Dampfschiff nicht zu versäumen, reisten nach Orschowa zurück.

Da einige eben erst angekommene Fremde die Bäder in Mehadia besehen wollten, so fand sich auch die Direktion der Dampfschifffahrt in Orschowa bereit, mit dem Abgange der Boote noch einen Tag zu warten. So that es uns leid, daß wir nicht noch einen Tag in Mehadia geblieben waren. Mehr als irgendwo wird auf den Donauschiffen auf die Reisenden Rücksicht genommen und leider geht dem, der an Pünktlichkeit und Ordnung gewöhnt ist, dadurch

manche Zeit verloren. Nicht genug, daß nach dem Wunsche einiger Reisenden die Abfahrt einen Tag aufgeschoben wurde, trug der Schiffssekretär am frühen Morgen noch Sorge, daß keiner der Reisenden zurückbliebe, und schickte sogar nach den Fehlenden. Mehre derselben hatten trotz der langen Zeit vergessen, ihre Pässe in Ordnung zu bringen und mit großer Freundlichkeit war auch hier die Direktion bereit, noch so lange zu warten, bis Alles gehörig besorgt war. Bei solchem Aufenthalte darf es nicht wundern, wenn die festgesetzte Zeit der Abfahrt wiederum um nicht weniger als drei Stunden hinausgerückt wurde.

Da uns auf diese Weise für Orschowa noch anderthalb Tage übrig geblieben waren, so benutzten wir die müßige Zeit, um uns mit seiner schönen Umgebung noch bekannter zu machen. Längs der Donau und auf die ersten Vorhöhen des bewachsenen Allion machten wir mehre Spatziergänge. Die ganze Umgebung bietet fruchtbares Land in Menge dar, aber fleißigen Anbau sucht man vergebens. Selbst Wiesen und Triften waren nur zum Theil benutzt und so wurde es mir möglich, Vergleichungen mit ihnen anzustellen. Sie unterscheiden sich wesentlich von den unsrigen dadurch, daß sie schon einen südlichen Charakter angenommen haben. Man kann den ganzen Süden Europa's durchwandern, ohne die Lieblichkeit und harmonische Vereinigung des verschiedenartigen Grüns und der übrigen bunten Farben wie auf unsern Wiesen zu finden. Gräser und Kräuter bieten sich in unsern kälteren Klimaten die Hand, um eine gleichmäßige freundliche Decke des Bodens hervorzurufen. Im Süden treten die Gräser zurück oder nehmen sogleich, nur aus einer oder wenigen Arten bestehend, große Flächen ein. Haargras-, Trespen- und Hafer-Arten spielen in diesem Falle die Hauptrolle. Die Kräuter, selbst die häufigen Kleearten, sind entweder nur klein und verlieren sich unter den Gräsern, oder sie erheben sich in nicht gefälligen Formen zu einer bedeutenden, mit den übrigen Kräutern nicht im Einklang stehenden Höhe.

Wenn auch Pflanzen, wie die pyramidenförmige Natterzunge, der Alant, Centaureen u. s. w., bei uns in Gärten sich gut ausnehmen, so macht man doch bei einer freien Vegetation andere Ansprüche und verlangt vor Allem eine innigere Verschmelzung des Einzelnen mit dem Ganzen.

Da die Umgegend vorzüglich von Wallachen bewohnt wird, so wurde mir auch Gelegenheit gegeben, dieses Volk näher kennen zu lernen. Wahrscheinlich sind sie die ursprünglichen Bewohner des Landes, was einst einen Theil Daciens bildete, und stehen dem slawischen Völkerstamme nahe, ohne ihm jedoch anzugehören. Man ist hier und da geneigt, sie für Lateiner zu halten, und darnach wären sie die Ueberbleibsel der Kolonien, welche Trajan in großer Menge in Dacien anlegte. Den Hauptbeweis sucht man aus der wallachischen Sprache zu führen, allein sie ist der lateinischen keineswegs so ähnlich, als manche behaupten, und wenn ich aufmerksam ihren Gesprächen zuhörte, so wurde es mir im Gegentheile leichter, slawische Wörter zu unterscheiden. Die Wallachen sind mehr klein als mittelmäßig, und in ihrem Baue erinnerten sie mich an die äginetischen Krieger der Münchner Glyptothek. Der Kopf ist rundlich und die regelmäßige Physiognomie hat keine markirten Züge. Das Auge erscheint länglich und nähert sich deßhalb mehr dem der Deutschen, als dem der slawischen Völker. Unter der mittelmäßigen Stirn entspringt die Nase aus einer unbedeutenden Vertiefung und läuft mit abgerundetem, jedoch keineswegs breiten Rücken, vielleicht einen halben Zoll von der senkrechten Linie abweichend, nach der Oberlippe, auf die sie in einem rechten Winkel herabfällt.

Die Kleidung der Frauen hat merkwürdiger Weise zum Theil eine Aehnlichkeit mit der der Hochschotten, und die buntwürfeligen mit Fransen dicht behängten Schürzen erinnerten mich lebhaft an deren Plaids. Ein langes, weites Hemd, ein Unterrock und jene vorn und hinten getragenen Schürzen bilden in der Regel die ganze Kleidung, und nur an kältern

Tagen tragen sie noch einen kurzen Pelz, der allerhand bunte Verzierungen aufgenäht besitzt. Das schwarze, aber auch kastanienbraune Haar hat eine bedeutende Stärke und wird in langen Flechten getragen. Die Frauen winden diese um ihren Kopf, die Mädchen hingegen lassen sie, jedoch mit aufwärts gerichteter Spitze, nach unten hängen. Da die Schönheit eines Mädchens hauptsächlich nach den Flechten beurtheilt wird, so ist man auch darauf bedacht, deren Länge künstlich zu vergrößern, indem fremdes Haar und selbst auf das Beste gefärbter Flachs eingeflochten wird. Die bis in das Knie und selbst noch tiefer herabreichenden Flechten setzten mich anfangs in Verwunderung, bis ich endlich durch Zufall den Betrug erfuhr.

Es war schon spät am Morgen des 26. Juni, als endlich die Weiterreise erfolgte. Die Gefahren der Donaufahrt sollten noch nicht beendet sein, da das sogenannte eiserne Thor noch zu passiren wäre. Aus dieser Ursache fuhren wiederum Boote die Reisenden bis nach Skella=Kladowa, um dort endlich von Neuem das Dampfschiff zu besteigen.

Die Fahrt auf der Donau führt dicht bei der Festung Neu=Orschowa vorbei. Diese liegt auf einer Insel und beherrscht den ganzen Fluß. Wie Belgrad, so verdankt auch sie ihre Entstehung zu Anfang des vorigen Jahrhunderts den Oestreichern und sie wurde auf eine unverzeihliche Weise mit diesem zugleich den Türken übergeben. Ihr Anblick ist in hohem Grade freundlich, soll aber im Widerspruche mit der Erbärmlichkeit im Innern stehen. Die dauerhaften Kasematten, die jedem Beschießen von den Bergen aus Trotz bieten sollen, haben noch ein gutes Ansehen und werden wohl noch lange der Zeit widerstehen, so sehr sich die Türken auch bemühen, den Verfall zu beschleunigen.

Auf der serbischen Seite steht das Elisabeth=Fort zum Schutze der Festung und an ihm führt die Landstraße mitten durch einen diese sperrenden Thurm vorbei. Daß Alles hier sich noch in gutem Zustande befand, macht

dem Erbauer alle Ehre. Wie man den Alion, der eine Art Vorgebirge in die Donau schickt, umschifft hat, beginnt auf der linken Seite die Wallachei.

Ich hatte vielfach gehört, daß die Fahrt unterhalb Orschowa nicht allein gefahrvoller, sondern auch interessanter wäre, aber so sehr auch meine Aufmerksamkeit rege war, so suchte ich doch auf dem ganzen Wege des Passes vergebens die verheißenen Gefahren und die gepriesenen Schönheiten. Auf jeden Fall ist die Landschaft, wenigstens des oberen Donaupasses, unendlich schöner als die, die sich eben vor unseren Blicken entfalten sollte. Der Fluß, wenn auch beengt, hat hier an den schmalsten Stellen immer noch eine Breite von 6—800 Fuß und die ihn einschließenden Berge sind zwar lieblich, aber keineswegs so großartig als weiter oben. Nackte Felsen erscheinen weniger und schroffe Wände, wie sie senkrecht in den Fluß herabsteigen und von denen ich dort gesprochen habe, kommen gar nicht vor.

Der hohe Wasserstand mag wohl zunächst Ursache gewesen sein, daß unser Boot leicht und sicher dahinfuhr. Vergebens horchte ich, um das Tosen der Brandungen zu vernehmen, denn es sollte so stark sein, daß die Schiffer selbst sich nicht mehr verständen. Ich horchte noch, als ich schon das eiserne Thor passirt war, aber nirgends vernahm ich selbst nur das geschwätzige Gemurmel der Waldbäche. Bei der ersten Reihe von Felsenriffen, die sich quer durch die Donau ziehen und den Namen Gornje Belega führen, angekommen, bemerkte ich im Flusse weder Gestein, noch zeigte die Oberfläche des Wassers auch nur die geringste Veränderung oder Unruhe. Erst als wir der Donje Belega, wo ein zweiter und mächtigerer Felsenriff sich quer durchzieht, uns näherten, beobachtete ich allerdings die eiligere Fluth und die damit zusammenhängende schnellere Fahrt, aber keineswegs war der Vergleich eines Bergstromes passend. Herausragende Felsen, von denen bei tiefem Wasserstande der größte den Namen des großen Räubers (Roß-

boinik weliki) führt, sah ich hier ebenfalls nicht. Leider verstanden unsere wallachischen Schiffer nur ihre Sprache und so wandte ich mich vergebens an sie, um von ihnen darüber näheren Aufschluß zu erhalten. Vielleicht sind auch die gefährlichsten Riffe bei tiefem Wasserstande abgesprengt worden, denn nach den Zeitungen wollte man vor einigen Jahren einen Versuch machen, um hier eine leichtere Schifffahrt herzustellen.

So waren wir das berühmte eiserne Thor, ein Name, der übrigens vielen Engpässen im Oriente zukommt, passirt und eilten nun dem wallachischen Städtchen Skella-Kladowa zu. Von Orschowa bis hierher hatten wir drei Stunden nöthig. Der Blick wurde hiermit freier und besonders auf der linken Seite der Donau begann eine unabsehbare Ebene, die sich wenig unterbrochen bis an das schwarze Meer hinzieht. Die Donau, ihrer mächtigen Banden ledig, breitet sich weit aus und bildet wiederum die ersten beiden Inseln, von denen die größere, Ostroffgol, einen freundlichen Anblick gewährt. Als wir auch sie im Rücken hatten, lag das elende wallachische Städtchen Skella-Kladowa mit seinen freundlichen Quarantäne-Gebäuden vor uns. Hier hielten wir mit unserem Boote an.

Drittes Kapitel.

Reise durch die Donau-Niederungen und auf dem schwarzen Meere.

Trotzdem man die Waaren schon früher hierher geschickt hatte, so mußten wir doch noch eine geraume Zeit warten, bevor das Dampfschiff abfahren konnte. Leider waren unsere Reise-Effekten, derenthalber wir in Semlin gewartet, wiederum in Orschowa liegen geblieben, und um nicht neuen Aufenthalt zu haben, beschlossen wir ohne dieselben weiter zu gehen, zumal man uns die feste Versicherung gab, Alles mit der nächsten Fahrt nach Konstantinopel zu senden. Da Rifaat-Pascha sich mit seinem Gesindel ebenfalls wiederum eingefunden hatte, so war das Schiff mehr angefüllt, als es sonst der Fall sein soll und die türkischen Zudringlichkeiten und Anmaßungen verleideten uns die Reise bis Tscherna-Woda nicht wenig.

Unterhalb genannten Stapelortes befindet sich noch ein viereckiger unbedeutender Thurm, der bei den Wallachen und Türken den Namen Severusthurm führt. Von ihm aus sieht man mehre Pfeiler in den Fluß hinein gehen und man glaubte früher deßhalb, daß hier die berühmte Trajansbrücke gestanden habe; nach neueren Untersuchungen jedoch befand sich diese weiter unten und hier wurde unter Konstantin, dem ersten christlichen Kaiser, als dieser gegen die Gothen und Sarmaten einen Feldzug eröffnete, von Severus, dem nachmaligen Mitkaiser, eine Brücke erbaut.

48865?

Von nun an verliert die Donaureise ihre Annehmlichkeiten; auf der Nordseite hat die ununterbrochene Ebene bereits begonnen und auf der Südseite zieht sich ein Höhenzug noch eine Zeit lang fort, verliert sich aber immer mehr. Wenn schon früher die Dörfer nicht immer einen freundlichen Anblick darboten, so entzogen sie sich jetzt fast ganz unseren Blicken, trotzdem wir bisweilen nahe an ihnen vorbeifuhren. Es beginnt nämlich schon hier der asiatische Typus des Häuserbaues, nach dem die menschlichen Wohnungen sich mehr unter als über der Erde befinden. Ein wallachisches oder bulgarisches Dorf hatte vom Schiffe aus betrachtet mehr Aehnlichkeit mit Maulwurfshügeln, wie sie sich oft auf unsern Wiesen oder Triften dicht bei einander befinden, oder noch mehr mit Termitenhaufen, deren Bewohner jedoch, die sogenannten weißen Ameisen, mehr Kunstfertigkeit und Geschmack an den Tag legen, als mit unseren schlechtesten Dörfern und Weilern. Man trauet kaum seinen Sinnen, wenn man statt Thiere, Menschen aus diesen elenden Löchern hervorkriechen sieht. Unsere Viehställe mancher Bauern würden dagegen den Wallachen für Paläste gelten.

Mit der Ebene beginnt die Donau, wie gesagt, sich auch wieder auszubreiten und sie erhält die ansehnliche Breite von 1/2 bis 3/4 Stunde, die leider jedoch keineswegs der unbedeutenden Tiefe entspricht. Wie in der ungarischen Ebene verlangt die Schifffahrt Vorsicht und wie dort, so bieten auch hier Sandbänke, die vielleicht erst seit wenigen Tagen der Oberfläche nahe gekommen sind, nicht geringe Gefahren dar. Neben den alten mit Rohrwäldern dicht besetzten Inseln bilden sich neue nur mit Sand bedeckte und ihre Anzahl vermehrt sich mit dem vorwärtsschreitenden Jahre.

Wir erreichten sehr bald die Gränze von Serbien und der Bulgarei und ein nicht unbedeutender Gebirgsrücken schiebt sich daselbst vom Balkan aus vor. Von der bulgarischen Morawa zum Theil durchbrochen, bildet er die

Wasserscheide zwischen der serbischen Morawa und dem kleineren, aber wasserreicheren Timok.

Da die Bulgarei selbst nicht den Schein einiger Selbstständigkeit, die die drei Donau-Fürstenthümer: Serbien, Wallachei und Moldau sich in der neuesten Zeit mit Hilfe Rußlands errungen, besitzt und demnach auch keine selbstständige Quarantäne errichten konnte, so ist jede Verbindung mit ihr von Seiten genannter Fürstenthümer untersagt. Um aber doch den größeren Städten der rechten Donauseite die Wohlthat der Schifffahrt angedeihen zu lassen, so ist die Einrichtung getroffen, daß die Schiffe abwechselnd nur mit dem linken oder rechten Ufer kommunizíren. Wir waren auf die rechte oder bulgarische Seite gewiesen, während das nächste Mal die Uferstädte Bulgariens ausgeschlossen und umgekehrt die der Wallachei, der Moldau und Bessarabiens bevorzugt sind.

Gegen Abend kamen wir nach Widdin und hielten daselbst über zwei Stunden an. Eine Deputation der Stadt hatte uns schon längst erwartet und erschien sogleich auf dem Verdecke, um dem Rifaat-Pascha ihre Huldigungen darzubringen. Die Deputirten waren sämmtlich schöne Männer von einem edeln Anstande, der mit ihrer sklavischen Höflichkeit und gemeinen Kriecherei in grellem Widerspruche stand. Der schöne kastanienbraunhaarige Kopf hatte eine imposante griechische Physiognomie und war weniger rund geformt; als bei den Serbiern. Wenn die Anwesenden als Norm für das ganze bulgarische Volk gelten, so sind die Bulgaren ohne Zweifel das schönste Volk des großen slawischen Stammes.

Wir benutzten die müßige Zeit, um die Stadt und Festung Widdin uns näher zu betrachten. Der äußere Anblick einer türkischen Stadt läßt immer mehr erwarten, als man in ihrem Innern findet, und so traute ich kaum meinen Augen, als ich in den über alle Maßen schmutzigen Straßen der nicht unbedeutenden, gegen 25,000 Einwohner

zählenden Stadt spazierte. Ich hätte fast gewünscht, auf dem Schiffe geblieben zu sein, denn das freundliche Bild, das Widdin, und besonders seine 25 schlanken Minareh's und die imposante Festung hervorriefen, zerfloß allmählig in der elenden Wirklichkeit. Die Menschen mit ihren Lumpen harmonirten mit ihrer elenden Umgebung. Alles gestaltete sich um so erbärmlicher, als man den mittelmäßig hohen Häusern, die in Rauch gehangen zu haben schienen, ansah, daß sie einstens freundlicher gewesen sein mußten. Zigeuner, das elendeste Volk auf Gottes weiter Erde, trugen dazu bei, unsere Umgebung noch ekelhafter zu machen. Knaben von 12 bis 14 Jahren, ohne alle Kleidung, und Mädchen, die eben zur Jungfrau heranwachsen sollten, nur mit schmutzigen Fetzen behängt, liefen herum, um die Reisenden auf die lästigste Weise zu quälen. Wie hungrige Wölfe mit gleich gierigen Blicken stürzte sich die Schaar der Bettler über die Kupfermünzen her, die die Fremden dem Bodensatze des menschlichen Geschlechtes zuwarfen, und wem es glückte, ein Stück zu erhaschen, der war noch lange Zeit den Anfechtungen der andern ausgesetzt. Ich glaube kaum, daß das Elend in dem Judenviertel Prags oder in den ärmlichsten Quartieren von London oder Paris, größer und das menschliche Gefühl höhnender sein kann, als es mir in Widdin und fast in jeder Stadt der großen Türkei entgegentrat.

In Widdin war es auch, wo mir die Schädelbildung der türkischen Lastträger zuerst auffiel. Diese meist großen und schlanken Leute, denen man die Körperkraft, die ihnen nothwendig sein muß, gar nicht ansieht, sind im Stande, Lasten auf ihrem keineswegs breiten Rücken zu tragen, die unsere Träger und Ablädер kaum von der Stelle bringen könnten. Ihr Kopf steht mit dem übrigen Körper in keinem Verhältniß und ist sehr klein. Der eigentliche Schädel, d. h. die drei das Gehirn nach oben und hinten deckenden Knochen erheben sich und schließen eine eiförmige Höhle ein.

In ihr haben bestimmt die Organe des Gehirns eine andere Entwickelung erhalten oder sind zum Theil selbst mehr oder weniger geschwunden. Den Erkundigungen zu Folge, die ich in Konstantinopel und sonst noch eingezogen habe, sollen auch ihre geistigen Fähigkeiten nur gering sein, und in ihrem Benehmen und den Gelüsten hätten sie eine wahrhaft thierische Natur, aus der sie sich nie erheben könnten. Wie das Packpferd oder das Rindvieh ruhig schwere Lasten sich aufladen läßt, so murrt auch der türkische Träger nie, sobald er nur im Stande ist, wenn auch mit der größten Kraftanstrengung, die Last zu tragen. Es wäre eine belohnende Aufgabe eines Konstantinopolitaner Arztes, den ganzen Kopf eines türkischen Trägers anatomisch zu untersuchen.

Unterhalb Widdin mehren sich die Inseln der Donau und machen die Fahrt wiederum schwierig. Das Schilf erreicht auf ihnen eine außerordentliche Höhe, so daß es einem Walde nicht unähnlich wird. Als ich ein Jahr später den Kuban bis zu seinem Ausflusse verfolgte, traten auch dort mir dieselben Schilfwälder entgegen. Mit der völligen Dunkelheit waren wir wieder gezwungen, mitten in dem Flusse Anker zu werfen.

Am andern Morgen fuhren wir in der einförmigen Gegend weiter. Selbst das rechte Ufer, an dem sich fortwährend Erhöhungen hinzogen, bot einen traurigen Anblick dar, denn der graugelbe Boden war oft auf weite Strecken nur mit wenigen Kräutern oder Gestrüpp, deren Grün sich in unserer Ferne ganz verlor, bedeckt. Das einfarbige, gleichmäßige Schilf erquickte demnach sogar die Augen, wenn sie lange auf dem unfruchtbaren Uferrande geruhet hatten.

Gegen Mittag kamen wir an die Stelle, wo Trajan seine berühmte Brücke über den Fluß schlagen ließ, und noch deutlich sieht man die Spuren des großartigen Werkes. Das Dorf Tseleff liegt in der Nähe und von ihm aus soll man noch die berühmte Via Trajana verfolgen können.

Nach 1½ Stunden erreichten wir Nikopoli, was sich in einer kahlen Lehmschlucht hinaufzieht und für die Gegend einen freundlichen Anblick darbietet. Die Siegesstadt war zwei Mal Zeuge einer blutigen und für das Land verhängnißvollen Schlacht. Der große Trajan besiegte hier den tapfern König Decebalus von Dacien und breitete die römische Herrschaft zum ersten Male bis über die Donau aus. Große Heeresmassen trafen hier von Neuem 1396 zusammen und furchtbar wütheten Menschen gegen Menschen. Der Halbmond trug über das Kreuz den Sieg davon und der grausame Bajazeth I. schlachtete in seinem Tigergrimme noch 10,000 gefangene Christen ab, um seine blutdürstende Rache zu kühlen.

Der nächste bedeutendere Ort, bei dem wir sogar anhielten, war Sistoff. Die Stadt zieht sich an dem hohen, aber ebenfalls kahlen Ufer hinan und bietet nur als solche eine interessante Ansicht dar. Die noch so kleinen Minareh's verleihen dem Anblicke einer türkischen Stadt etwas Eigenthümliches. Im Innern ist Sistoff, wie jede andere Stadt in der Türkei, wiederum schmutzig und erbärmlich. Vergebens suchte ich die Cypressen und Platanen, die andere Reisebeschreiber hier gefunden haben, und ebensowenig fand ich den großen Wald, welcher sich längs der Donau hinziehen soll. Die ganze Umgebung besitzt mit ihrem kahlen Boden und den bisweilen schroffen Lehmwänden, die oft durch Regen zerrissen erscheinen, gar keine Schönheiten.

Gegen Abend hielten wir bei der Stadt und Festung Rustschuk ½ Stunde an und die kriechende Deputation der Einwohner wurde nur kurz empfangen. Die Festung liegt vorn auf der weißen (wahrscheinlich Kreide-) Anhöhe, und hinter ihr zieht sich die weitläufige, 6,000 Häuser und 30,000 Menschen zählende Stadt, die ebenfalls von einer Mauer umgeben ist, dahin. Der Anblick gewährte mir wahrscheinlich mehr Vergnügen, als wenn ich sie auch im Innern beschaut hätte. Die Russen haben zwar die Stadt

im Jahre 1811 verbrannt, allein noch in demselben Jahre waren die ärmlichen Lehmhäuser wie früher wiederum hergestellt.

Rustschuk gegenüber liegt die wallachische Stadt Giurgewo (Jerköi türk.) und vermag, weil ihr die Minareh's fehlen, trotzdem die Häuser nicht schlechter sind, mit nichts zu imponiren. Die Anzahl ihrer Bewohner soll nicht weniger als 20,000 betragen. Da sie in direkter Verbindung mit Bukarescht (Bukarest), der Hauptstadt und Residenz der Wallachei, steht und an der Donau liegt, so gedeiht sie von Jahr zu Jahr mehr.

Nicht weit von hier erweitert sich die Donau zu einem nicht unbedeutenden See und schließt eine Menge keineswegs kleiner Inseln ein. Trotzdem hier die Tiefe im Allgemeinen hinlänglich ist, um selbst Meerschiffe zu tragen, so warfen wir doch Anker, als die Nacht hereinbrach, und warteten ruhig und still den kommenden Morgen ab.

Der schöne Wasserspiegel, der selbst unterhalb der seeähnlichen Erweiterung die Breite einer Stunde besitzt, und seine anmuthigen Inseln machen die Umgebung wieder interessanter. Die Ufer, obgleich vollkommen eben, bieten den traurigen Anblick der Dürre und Unfruchtbarkeit nicht mehr dar, da sie allenthalben mit grünen Kräutern und Gesträuch bedeckt sind. Langweilig bleibt aber stets die Fahrt, da den ganzen Tag nicht die geringste Unterbrechung erscheint.

Gegen Mittag hielten wir bei Silistria an und vergebens suchte ich die durch den letzten russisch-türkischen Krieg berühmt gewordene Festung, denn sie liegt nicht, wie man glaubt, dicht an der Donau, sondern hat sich hinter einem unbedeutenden Hügel verborgen. Man hält sie allgemein für die größte türkische Donaufestung, nirgends jedoch sah ich Vorwerke, die darauf hindeuteten. Und doch versuchten im Jahre 1828 die Russen vergebens, sie trotz des neunmonatlichen Bemühens einzunehmen. Erst im nächsten Jahre

wurde Diebitsch, aber auch wieder erst nach sechswöchentlicher Belagerung, Herr von der Festung, und damit war das größte Bollwerk der Türkei gefallen. Die Beute war bedeutend. Erst 1836 übergaben die Russen die Festung wiederum den Türken.

Von hier aus theilt sich die Donau in zwei oder mehre Arme und schließt große, sumpfige Inseln ein. Wir blieben auf dem Hauptstrome, der sich südlich hinzieht, und kamen schon gegen 4 Uhr in Tscherna-Woda an, um die Donau ganz zu verlassen.

Da unser Schiff mit den Städten der rechten Donauseite kommunizirt hatte, so wäre die weitere Fahrt über Braila und Galatz (Galacz) und die Verbindung mit beiden Städten ohne Quarantäne unmöglich gewesen; es ist deßhalb die Einrichtung getroffen, daß die Reisenden von Tscherna-Woda aus gleich die große Steppe Dobrudsche zu Wagen quer durchfahren und bei Küstendje am schwarzen Meere wiederum ein Dampfschiff besteigen. Die Waaren bleiben liegen und gehen mit der nächsten Gelegenheit durch die Donaumündungen nach dem Meere, oder werden ebenfalls auf Wagen, mit Ochsen bespannt, nach Küstendje gebracht. Die Reisenden erhalten zur Fahrt leichte und für diese Entfernung bequeme Wagen und legen die ganze Strecke, zwei Stunden Aufenthalt eingerechnet, in acht Stunden zurück. Durch diesen Landweg gewinnt man zwei volle Tage und man rechnet deßhalb von Wien über Dobrudsche 11, über Braila und Galatz hingegen 13 Tage bis Konstantinopel. Die Donau verändert nämlich schon einige Stunden oberhalb Tscherna-Woda ihre östliche Richtung in eine nördliche, und erst nachdem sie über einen Grad so gelaufen ist, wendet sie sich etwas oberhalb Galatz wiederum östlich. Noch anderthalb Grade muß sie nun durchfließen, bevor sie im schwarzen Meere, in viele Arme zertheilt, ihr Ende erreicht.

Da es schon zu spät am 28. Juni war, um unsere Reise noch bis Küstendje zu vollenden, so wurde der übrige

Theil des Tages gerastet. Man bedurfte auch wirklich eine lange Zeit, bevor die Menge von Waarenballen auf die Wagen gepackt und weiter befördert wurden.

Tscherna-Woda ist ein elendes Dorf, was an einem langsam fließenden, denselben Namen (d. h. schwarzes Wasser) führenden Wasser, etwa $1/4$ Stunde landeinwärts liegt, und wird auf der Landseite von unbedeutenden Höhen halbmondförmig umgeben. Die Ebene war wohl früher mit Wasser bedeckt und trat erst nach und nach aus den Fluthen hervor; hier und da erscheint sie deßhalb noch sumpfig.

Mein erster Blick fiel in der Ebene auf ein weißes Zelt, auf dem eine Flagge mit dem preußischen Adler flatterte. Verwundert, das vaterländische Zeichen in dieser Steppe zu sehen, frug ich nach der Ursache und erfuhr, daß Prinz Adalbert von Preußen, von seiner ägyptischen Reise zurückkehrend, vor wenigen Stunden hier eingetroffen sei, um bis Giurgewo das Dampfschiff zu benutzen. Die Sehnsucht nach dem theuren Vaterlande trieb ihn über Bukarescht, quer durch die Wallachei und Galizien nach Schlesien. Unwillkürlich gedachte ich der Zeit, wo auch ich den großen Gefahren und vielen Mühen entronnen, der lieben Heimath wiederum zueilen konnte.

Wenn man das Schwarzwasser genau verfolgt, so wird es wahrscheinlich, daß es früher zu einem schiffbaren Kanale erweitert war, und weiter oben nach den großen Sümpfen zu, aus dem der Fluß seinen Ursprung nimmt, wird die gerade und bestimmte Richtung, durch Menschenhand angegeben, noch deutlicher. Auf jeden Fall verdankt der Kanal dem großen römischen Kaiser Trajan, der soviel für die Donauländer that, seine Entstehung. Möglich ist es, daß er nur bis zu den Sümpfen ausgeführt wurde, denn darüber hinaus geht alle Spur verloren. Man hat in der neuern Zeit seine Existenz ganz ableugnen wollen und seine Behauptung darauf gestützt, daß ohnweit der Sümpfe eine, aber unbedeutende Wasserscheide vorhanden sei, als wenn

eine solche Erhöhung eine Kanalisirung nicht zuließe und nicht durchgegraben werden könne.

Wie ein Oestreicher es war, der das Direktorium der Dampfschifffahrt auf den näheren Weg aufmerksam machte, so hat auch im vorigen Jahre ein östreichischer Ingenieur wiederum die Möglichkeit nachgewiesen, die Donau längs des Schwarzwassers direkt mit dem schwarzen Meere zu verbinden; weitere Untersuchungen haben sich jedoch leider dagegen ausgesprochen.

Am anderen Morgen sah ich einige kleine deutsche Wagen und dabei Männer in blauen Leinwandjacken und blauen Beinkleidern. Es waren Schwaben, die lange Zeit schon Bessarabien bewohnt hatten und sich nach mehrjährigem Mißwachse veranlaßt fühlten, von Neuem auszuwandern, und nun die Türkei zu ihrem Vaterlande erwählten. Gegen 300 Familien (so erzählten mir wenigstens die Männer) hätten sich mit der Bitte um Land an die türkische Regierung gewendet, und wären zunächst Willens gewesen, die leere Steppe Dobrudsche, deren Namen (mit dobrij, gut, zusammenhängend) schon auf große Fruchtbarkeit deutet, anzubauen, allein die thörigte türkische Regierung, blind für ihre eigenen Vortheile, ertheilte ihnen eine abschlägliche Antwort. So ziehen nun die armen Deutschen herum und suchen sich durch Fuhren und Händearbeit kümmerliches Brod zu verdienen. Der größte Theil befindet sich in der Wallachei und nur 11 Familien war es gelungen, in Silistria ein Unterkommen zu finden.

Der Oestreicher, der den Weg durch die Steppe Dobrudsche eröffnet hatte, war auch unser Condukteur und ihm hatten wir es zu verdanken, daß wir rasch vorwärts kamen. Die Steppe war mit den schönsten Kräutern und Gräsern geschmückt und prangte mit einer solchen Pracht, wie ich sie in keiner anderen Steppe der Türkei und Rußlands, selbst nicht in der fruchtbaren Kabardah gesehen hatte. Die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Arten erschien im Durchschnitte

selbst größer, als auf unseren Wiesen, aber wie auf den übrigen Steppen befanden sich Gräser nur in geringer Anzahl vor. Aromatische Lippenblüthler und Kamillenpflanzen waren vorherrschend und nahmen Gesicht und Geruch gleich in Anspruch. Auch andere Zusammengesetztblüthler (Kompositen), Sternblättler (Rubiaceen), Wolfmilchsarten, Rauhblättler, Doldenträger, Silenen, Skabiosen und Kreuzblüthler waren in Menge vorhanden und verliehen in buntem Gemische eine freundliche Erscheinung. Nur hie und da traten bestimmte Arten in größeren Massen auf, und vor allen waren es Kraus- und Eselsdisteln, der pontische Wermuth, die schmalblättrige Ochsenzunge, der weiße Andorn der Steppen, die Papierblume, die Färber-Kamille, der Gamander, die steife Berteroa und das natterzungige Onosma, die ganze Flächen einnahmen. Auch den Hanf sah ich truppweise, es schien mir aber immer, als wenn dann Menschen einst in der Nähe gewohnt hätten. In großer Menge wucherten auch große Nesseln, Schierling und Siegmarskraut auf den Ruinen verlassener Dörfer.

Nur einige armselige menschliche Wohnungen sahen wir in der großen, wohl 12 Meilen breiten Steppe, aber zahlreiche Vieh- und besonders Rindviehheerden begegneten uns mehrmals und gaben durch ihr stattliches Aussehen kund, daß die gesunde Nahrung der gewürzhaften Kräuter ihnen gut bekam. Die wenigen Bewohner von Dobrudsche tatarischen Ursprungs ziehen vor, im dolce far niente ihr Leben bei den Heerden zuzubringen, als sich die geringe Mühe zu geben, den fruchtbaren Boden zu bebauen. Nur hier und da findet man kleine Felder, auf denen Grannenweizen, die sechszeilige Gerste oder Linsen eben in voller Reife standen.

Wir hatten wohl mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt, als wir anhielten, um unsere Pferde gegen andere einzutauschen. Da jedoch sich keine vorfanden, waren wir gezwungen, mit denselben, nachdem sie sich durch Futter und Ruhe einigermaßen erholt hatten, weiter zu fahren. Leider

war für die Pferde mehr, als für die Menschen gesorgt und so konnten wir, trotz der großen Viehheerden in der Nähe, nicht einmal Milch bekommen.

Die Hitze war bedeutend, aber doch setzte ich mich den brennenden Strahlen der Sonne aus, um die nächste Umgebung, da der Ort, wo wir uns befanden, die höchste Stelle von Dobrudsche war, kennen zu lernen. Bedeutende Sümpfe erschienen dicht mit Schilf, Binsen und Rietgräsern bedeckt und wurden von Büffeln sehr geliebt. Nicht wenig erschrak ich, als plötzlich die großen, garstigen Thiere sich aus dem tiefen Schlamme erhoben und ihre schwarzen Schnauzen vorstreckend, sich langsam in Bewegung setzten.

Die Vegetation war leider von den Heerden so abgefressen, daß es mir gar nicht möglich war, ihren Charakter herauszufinden.

Nach zwei Stunden setzten wir unsere Reise in raschem Galoppe fort und es währte auch nicht lange, so eröffnete sich das schöne Meer unsern Blicken. Unserer Aller Freude war groß, die langweiligen letzten Tage der Donaufahrt im Rücken zu haben. Die Dampfschifffahrts-Gesellschaft hat in Küstendje für ein gutes Wirthshaus Sorge getragen und der Wirth, ein Deutscher, unterließ nichts, um bald nach unserer Ankunft unseren Gaumen zufrieden zu stellen. Auf der ganzen Donaureise bis hierher war die Tafel nie so gut besetzt, ohne daß der Preis erhöht gewesen wäre. Man muß demnach wünschen, daß die Kapitäne, die größtentheils die Sorge für Speisen und Getränke auf den Schiffen übernommen haben, mehr die Zunge und den Magen der Fremden, als ihren eigenen Beutel berücksichtigen möchten.

Leider waren in Küstendje noch nicht alle Waaren angekommen, und es wurde deßhalb der übrige Theil des Tages und die Nacht gewartet. In der Regel geht gleich nach der Ankunft am Meere die Fahrt auch weiter, und, um keinen Aufenthalt zu verursachen, sind schon eine bestimmte

Anzahl Wagen bereit, in Tscherna=Woda die Waaren aufzunehmen und weiter zu führen. Dieses Mal hatten aber die Wagen nicht gereicht, denn Rifaat=Pascha führte nicht allein seine sämmtlichen Effekten bei sich, sondern Tifliser Kaufleute, aus dem berühmten Geschlechte der Mamigonier, deren Ahnen lange vor Christi Geburt aus China in Armenien eingewandert sein sollen, hatten sogar über 80 Ballen deutscher Waaren von Leipzig, um diese nach Persien zu führen, bei sich.

Ich habe schon bei andern Gelegenheiten auf die Nachtheile aufmerksam gemacht, die für Rußland durch das Absperren seiner transkaukasischen Länder entstanden, und häufig wurde ich im Verlaufe meiner Reise von der Wahrheit dieser Behauptung überzeugt. Die Waaren, welche jetzt über Trebisond und Erzerum nach Innerasien geführt werden, gingen früher zum großen Theile über Redutkaleh und durch das russische Transkaukasien, als diese Länder, zwar unter russischer Oberhoheit, sich doch noch eines freien Verkehrs mit dem übrigen Asien erfreuten. Jetzt ist es selbst soweit gekommen, daß Transkaukasier, besonders Tifliser Kaufleute, die in Leipzig gekauften Waaren gar nicht in ihre Heimath bringen, sondern sie direkt nach Tauris oder Teheran führen. Ein Beispiel waren die beiden Mamigonier, deren Hauptniederlage sich in Tauris befand. Der Eine der Brüder war seit zwölf Jahren nicht in Tiflis bei den Eltern gewesen, so schweifen armenische Kaufleute umher.

Trotzdem beide, besonders der Aeltere, mehrmals und eine geraume Zeit in Wien und Leipzig sich aufgehalten hatten, sprachen sie nicht deutsch, waren aber von den deutschen Sitten und Einrichtungen so eingenommen, daß ihrer Meinung nach, nichts in der Welt vorzüglicher sein könnte. Am Meisten bewunderten sie die Posten und die Ehrlichkeit der Beamten daselbst. Da sie der Sprache nicht kundig waren, so gaben sie in der Regel ihren Geldbeutel dem Beamten, und niemals, meinten sie in voller Verwunderung,

wäre ihnen nur die geringste Kleinigkeit mehr herausgenommen worden. Sie hätten von Wien aus bis Leipzig die ganze ihnen bekannte Summe des Postgeldes in einen Beutel gethan, und erst auf der letzten Station vor Leipzig wäre er leer geworden. Wie ganz anders sei das in Rußland, wo man bei der größten Vorsicht doch von den Posthaltern betrogen würde.

Auch die Sittenreinheit der deutschen Frauen und Mädchen bewunderten die Armenier nicht weniger, als die Begleiter des Rifaat Pascha, und es war ihnen um so unbegreiflicher, da jene ganz nach ihrem Gutdünken und unverhüllt herumgingen und mit allen Fremden sprechen dürften. Eine schöne Wienerin hatte großen Eindruck auf den Kaplan des Pascha's gemacht, und der Arme wurde, so oft er an die Geliebte seines Herzens dachte, traurig. Mit großer Wehmuth zählte er mir die Leiden seiner Liebe auf, und als er von ihr Abschied genommen, habe es (dem eigenen Geständnisse nach) Thränen aus seinen Augen geregnet.

Küstendje verdient, seit seiner Beschießung durch die Russen, nicht mehr den Namen einer Festung, denn die eingefallenen Mauern vermögen selbst einem schwachen Feinde nicht Widerstand zu leisten. Es liegt auf dem mehr als hundert Fuß hohen Ufer und zieht sich zum Theil auch den Berg hinab bis dicht an das Meer. Ruinen, die fast keiner türkischen Stadt fehlen, nehmen hier einen großen Raum ein. Zwischen ihnen wanderten wir gegen Abend herum und erfreuten uns des schönen Anblickes, den allenthalben das schwarzgrüne Meer mit seiner schäumenden Brandung darbot.

Pünktlichkeit ist, wie ich schon mehrmals zu erwähnen Gelegenheit hatte, den östreichischen Schiffen gerade nicht eigen, und so wurde es auch wiederum Mittag, bevor wir am 30. Juni unsere Reise fortsetzten. Leider gingen die Wellen höher, als uns lieb war, und gerade die Armenier,

die sich reichlich mit Knoblauch, dem untrüglich sein sollenden Präservativum gegen die Seekrankheit, versehen hatten, wurden zuerst von ihr ergriffen. Auch ich unterlag alsbald dem wohlbekannten Uebel, doch versuchte ich nicht umsonst, es zum Theil wenigstens zu verschlafen. Gegen Mitternacht brach aber plötzlich ein Gewitter aus dem Norden hervor und starker Hagelschlag begleitete das großartige Phänomen der Atmosphäre. Fast Alle erwachten und unser Aller Zustand hatte sich verschlimmert. Winselnd und heulend ließen sich die beiden übermüthigen Armenier vernehmen. Leider war mir eine der äußersten Kajüten zu Theil geworden und so wurde ich, wie auf einer Schaukel, bald in die Höhe gehoben, bald hingegen in die Tiefe gesenkt. Erst gegen Morgen schlossen sich die müden Augen.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel, als ich erwachte und, mich nach freier Luft sehnend, das Verdeck erstieg. Wir waren dem thrakischen Bosporus oder der sogenannten Meerenge von Konstantinopel nahe, und damit wurden die Schwankungen des Schiffes geringer. Endlich fuhren wir in die schmale, einem breiten Flusse gleichende Meerenge ein, und allmälig erschienen auch die andern Passagiere mit bleichen Gesichtern wiederum auf dem Verdecke, denn mit dem Schiffe wurde auch der Magen ruhiger.

Ich übergehe die Beschreibung der Schönheiten, die der Reihe nach vor meinen Augen vorübergingen, da ich wiederholt bei meinem Aufenthalte in Konstantinopel die Meerenge befuhr und später mit mehr Muße das Dargebotene betrachten konnte. Im goldenen Horne, dem Hafen, angekommen warf das Schiff Anker, und ich eilte mit Rosen von dem freundlichen Pfarrer Schwarz, der die ganze Reise mit uns gemacht hatte, begleitet nach dessen Wohnung in Pera, wo eine reinliche Italienerin für Fremde ihr Haus eingerichtet hatte.

Viertes Kapitel.

Konstantinopel.

Unsere Wohnung war, wie gesagt, das Eigenthum einer Italienerin, deren Vater zu den besseren einheimischen Aerzten Pera's gehörte und sie selbst an einen Beamten, preußischen Ursprungs, verheirathet hatte. Reinlichkeit, gerade nicht die Tugend ihrer Nation, und Ordnungsliebe sprachen sich nicht weniger in ihrer Kleidung, als in ihrer Häuslichkeit aus. Dabei zeigte sie sich als eine geschickte Köchin und bereitete während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes gute Speisen und Getränke. Das Leben kommt in Konstantinopel durchaus nicht so hoch, als man gewöhnlich glaubt, und in den größeren Städten Deutschlands ist es weit theurer. In der Regel miethet man sich für eine bestimmte Zeit ein und erhält dann für einen Kolonnato oder spanischen Piaster (unseren früheren Kronthalern entsprechend) ein gutes Zimmer mit Bett und einigen Meubels und die nöthige Nahrung, den Wein eingeschlossen, für den ganzen Tag. Nur in den besten und elegantesten Wirthshäusern, denen immer Frauen vorstehen, bezahlt man 1½ bis 2 Kolonnati, ohne aber bequemer und besser logirt zu sein.

Die Lage unserer Wohnung war reizend, denn sie befand sich auf der äußern Häuserreihe der Medsched-Straße, dicht über dem kleinen Gottesacker, der der wenigen Platanen halber, die sich vorfinden, hier den Namen Tschinarly erhalten hat. So oft wir uns zu Hause befanden, brachten wir die meiste Zeit vor dem Fenster zu, und es kostete Ueberwindung, von der reizenden Aussicht, die vom Fenster aus besonders über das gegenüberliegende Konstan-

tinopel geboten wurde, sich zu trennen. Cypressen, wie der Gottesacker dicht vor uns besaß, hatten meine Augen noch nie in der Entfaltung und mit dem üppigen Wuchse, der dem einer italienischen Pappel glich, erschaut. An dem Fuße des Platanen-Gottesackers zog sich das goldene Horn, der Hafen von Konstantinopel, dahin, und Schiffe in allen Größen mit ein bis drei Masten und Hunderte von Gondeln, Nachen und Kähnen machten die sonst ruhige Wasserfläche zur belebtesten Straße. Drüben lag die alte Stadt des Kreuzes, statt dessen aber jetzt der halbe Mond triumphirend und, obgleich ohnmächtig geworden, doch noch das Christenthum höhnend, von den irrgläubigen Nachkommen der barbarischen Skythen, die sich jetzt rechtgläubige Osmanli's nennen, aufgepflanzt wurde. Reges Leben in buntfarbigem Menschengewühle herrscht noch ebenso wie vor tausend Jahren an dem jenseitigen Ufer, und Märkte, Kaffeehäuser und Restaurationen wechseln mit einander ab. Die Stadt selbst aber zieht sich das in sieben Hügel zerfallende Vorgebirge, was einer steinernen Zunge gleich sich zwischen dem Hafen und dem Marmora-Meere vorschiebt und beide Wasser von einander trennt, hinan und seine Tausende von Häusern, sämmtlich mit ihren Vorderseiten dem Hafen zugewendet, bilden eine Reihe von Terrassen, die besonders des Abends gleich nach dem Untergange der Sonne deutlich hervortreten und selbst mitten in der dunkeln Nacht durch die jeden Abend wiederkehrende Illumination sich keineswegs dem spähenden Auge des Fremden entziehen. Gleich Riesen erheben sich aus der Masse unbedeutender Wohnungen die Gotteshäuser mit ihren prächtigen, oft weit hinglänzenden Kuppeln und den schlanken Thürmen, Minareh's (nicht Minaret, nach der französischen Schreibart) genannt, und es scheint, als hätten die Erbauer selbst dem Pygmäen-Geschlechte der Menschen die Größe Gottes in stetem Andenken erhalten wollen.

Konstantinopel ist, da eine Menge fremdartiger Ele-

mente sich geltend machen, weniger der Ausdruck des türkischen Reiches, wie ihn sonst jede kleine Stadt desselben darstellt. Obgleich Residenz, vermögen doch nur die Massen der Häuser und die schönen Denkmäler einer bessern Vorzeit einen großartigen Eindruck hervorzurufen. So sehr auch der Anblick auf die seltene Stadt und ihre sondergleiche Lage selbst den Gleichgültigsten in Verwunderung setzen kann, so traurig wird doch immer das Gemüth, wenn man die engen Straßen der einstigen Herrin dreier Erdtheile und zweier Meere durchwandert und allenthalben nur dem Verfalle und einer kaum glaublichen Erbärmlichkeit entgegentritt. Mitten in der stolzen Mutter der Welt (Umm=ed=Dünja), wie der Moslim Konstantinopel nennt, stürzt eins der elenden Häuser nach dem andern ein, und während der regnerischen Zeit kann man fast in jeder Straße in tiefem Schmutze versinken. Die Mauern des eigentlichen Konstantinopels und Galata's, die 24 Belagerungen ausgehalten haben sollen, unterliegen einer friedlichen, aber langsam zerstörenden Zeit und die Basteien, die der Ewigkeit zu trotzen und selbst den Kanonen zu widerstehen schienen, gehen nun einem gewissen Untergange entgegen. Der einstige Hippodrom, dem bei seiner Erbauung die damalige bekannte Welt ihre Kunstschätze abtreten mußte und der einer Menge Revolutionen trotzte, ist jetzt zum elenden Marktplatze herabgesunken; das größte Denkmal byzantinischer Baukunst, die Sophienkirche, die selbst dem wilden Mohammed II. nach Eroberung der Stadt imponirte, und die aus mehrern, durch Aufruhr und Erdbeben hervorgerufenen Verwüstungen siegreich hervorging, befindet sich ebenfalls in einem traurigen Zustande, und alle die anderen Gebäude, selbst die von Mohammedanern aufgeführten, so großartig und wundervoll sie auch der einstige Baumeister hergestellt hatte, sind so mit Schmutz bedeckt, daß viele ihrer Schönheiten dem Auge verloren gehen.

Konstantinopel ist wie Rom uralt und wenn auch die Geschichte ihre Erbauung erst 100 Jahre später geschehen

läßt, so ist es doch wahrscheinlich, daß auf derselben Stelle, wo jetzt das neue Sarai steht, schon eine Ansiedelung von Menschen existirt habe. Plinius nennt auf derselben Stelle eine alte Stadt mit Namen Lygos vor Byzanz (hist. nat. IV, 8.). Byzas, ein Enkel Jupiters und der Io, soll im Jahre 648 v. Chr. G. ihre Erbauung veranlaßt haben. Ihre glückliche Lage erhob sie schnell zu der Bedeutung, auf der sie sich bis jetzt erhalten hat. Durch alle Wechsel der damaligen Zeit ging sie siegreich hervor und wenn auch bisweilen ein Unglück über sie hereinbrach, so verwischte das Füllhorn ihres sonstigen Glückes doch bald schon die leisesten Spuren. Nur gegen das Ende des zweiten Jahrhunderts mußte sie ihre treue Anhänglichkeit an den Gegenkaiser Pescennius Niger grausam büßen und der siegreiche Septimius Severus beraubte sie ihrer Mauern und aller öffentlichen Gebäude. Langsam erholte sie sich aus den Trümmern, um zwei Jahrhunderte später ihrem höchsten Glanze entgegenzugehen. Konstantin, zum Christenthume übergetreten und im heidnischen Rom sich nicht sicher wähnend, erhob Byzanz, welchen Namen die Stadt bis dahin getragen hatte, zu seiner Residenz, und die christliche Nachwelt nennt denselben Kaiser „groß", der wohl nicht mit Unrecht von seinen Gegnern ein Tyrann gescholten wurde.

Von nun an hieß Byzanz „Konstantinopolis", d. h. Konstantin's Stadt, doch bedurfte es noch vieler Jahrhunderte, bevor der spätere Name allgemein wurde, und es scheint, als wenn die Griechen selbst die alte und kürzere Bezeichnung der neuen und längeren bis fast zum Untergange des christlichen Kaiserreichs gebraucht hätten. Als nach Konstantin das ungeheure Reich im Osten und Westen von Feinden hart bedrängt wurde, hielten selbst die Herrscher eine Theilung für nothwendig, und die Kaiser des Morgenlandes residirten auch ferner in dem günstig gelegenen, selbst die alte Roma bald an Größe und Herrlichkeit übertreffenden Konstantinopel. Schon zeitig ging das abendländische Kaiserreich zu Grunde, und die stolze Roma wurde

denselben Barbaren, auf die es früher verächtlich herabsah, zinsbar, bis sie, zur vollen Ohnmacht herabgesunken, sich von Neuem der geistigen Waffen des Aberglaubens und des Paniers der heiligen Religion selbst bediente, um zum zweiten Male sich zur Herrin der Welt aufzuwerfen.

In demselben ohnmächtigen Zustande, in dem sich die Türkei heut zu Tage befindet, erhielt sich das morgenländische Reich viele Jahrhunderte hindurch, und oft schon hielt man es seinem Untergange sehr nahe. Lateinische Abenteurer verjagten im 13ten Jahrhunderte die rechtmäßigen Kaiser, und 60 Jahre lang (von 1204—1264) herrschten französische Courtenay's auf dem Throne Konstantins, von dem eben sich ein wichtiger Theil mit dem Kaiserreiche Trebisond abgelös't hatte. Mit Hilfe der Genuesen wurden die Lateiner vertrieben, und der dankbare Michael Paläologos erlaubte seinen Freunden jenseits des Hafens eine Stadt mit eigenen Rechten zu erbauen. So entstand Galata, das oft der gegenüberliegenden Kaiserstadt Bedingungen vorschrieb, während die Mutterstadt Genua selbst fremde Hilfe in Anspruch nehmen mußte. Noch zwei Jahrhunderte fristete das zerrüttete und zuletzt nur noch auf Konstantinopel beschränkte Kaiserreich sein elendes Dasein und wurde die endliche Beute des siegreichen Mohammed II., der das Kreuz mit Füßen trat. Triumphirend stieg der Halbmond empor, seine kühnen Streiter mehr als einmal bis zur letzten Kaiserstadt, bis zu dem deutschen Wien entsendend.

Fast vier Jahrhunderte sind verflossen und noch flattert derselbe Halbmond auf den Zinnen der alten christlichen Hauptstadt. Wie glückliche Umstände das Reich der Paläologen, obgleich ohnmächtig, noch lange Zeit aufrecht erhielten, so erhält sich auch jetzt das morsche Gebäude Osmans nur noch durch die Eifersucht der einst von ihm bedrängten Mächte. England, Rußland und weniger Frankreich schauen unverwandt nach der Perle der Städte, und diese nur sich gönnend, spähet ein jedes nach der günstigen

Stunde, wo es Besitz fassen kann. Klar, wie jeder Unbefangene, der nur ein Mal türkisches Wesen gesehen hat, erkennen auch die Mächte das Unwürdige und Schändliche einer Regierung, die trotz aller scheinbaren Verbesserungen fortwährend noch die Menschheit mit Füßen tritt und das Christenthum, dessen Beschützer sie sein sollten, aber nur bisweilen es sind, ärger als je verhöhnt, und doch vergeuden sie Geld und gesunde Kräfte, um dem siechen Leben des türkischen Reiches eine Frist nach der andern zu ertheilen. Der Libanon ist seit Jahren mit christlichem Blute gefärbt und türkische Henker durchziehen ungescheut die gesegneten Provinzen Rumeliens, um, ob der elenden Ohnmacht in Verzweiflung, Rache an unschuldigen Kindern und Frauen zu nehmen. Es vergehen kaum Wochen, die nicht neue Verbrechen an das Tageslicht, die nicht neue Scheusale, mit Christenblut befleckt, zur öffentlichen Kunde bringen, und doch zieht man eine solche Regierung, unter deren Augen und mit deren Wissen das Schändliche geschieht, nicht zur strengen Verantwortung! Wohl soll die Kabinetsordre (Hattischerif) von Gülhaneh (Rosenhaus) allen Unterthanen des weitläufigen Reichs gleiche Rechte sichern, aber die kräftigen Kurden vom See Wan verhöhnen ein Gesetz, welches die Christen ihnen gleichstellt, und zwingen die Regierung, eine ihren Ansichten zuwiderlaufende Verordnung zu widerrufen. Also nur durch Uebertretung des eigenen Gesetzes erhält sich der schwache Sultan den Schatten einer Oberherrlichkeit in jener entfernten Provinz.

Doch die Zeit sehe ich nicht mehr fern, wo Mohammed's grausame Bekenner zurück in ihre Wüsten, von denen sie ausgegangen, geschleudert werden, um mit Tigern und Hyänen ihr elendes Dasein zu erkämpfen. Der erbleichte Halbmond wird bald von den frühern Kirchen herabgerissen sein, und das milde Kreuz des Christenthumes ersteht hoffentlich mit erneuetem Glanze. Der erhabene Gottestempel der heiligen Sophia wird dann noch in seinem Falle erhalten und christliche

Priester ersteigen von Neuem die lang verwais'te Kanzel, um die Segnungen einer sanften Religion und einer aus ihr erstandenen Kultur auch den dortigen Völkern theilhaftig werden zu lassen. Schon gährt es heftig unter den christlichen Bewohnern der Türkei, und mehr als 10,000 Griechen stehen in Konstantinopel bereit, um für den Glauben den Kampf auf Tod und Leben zu beginnen. Aengstlich sieht die türkische Regierung am Abend dem kommenden Morgen entgegen, und der starre Moslim selbst erwartet mit Ingrimm den Tag, der ihn auf immer aus Europa verweis't. In Skutari, dem asiatischen Theil Konstantinopels, in der geweiheten Erde seines gerechten Erbtheiles, als welches er Asien betrachtet, will er jetzt nur seine sterbliche Hülle begraben lassen, als wenn mit dem Falle Konstantinopels das Land jenseits der Meerenge seinem Stamme verbleiben müßte. Große Summen verschwendet die Regierung, um unter den Griechen selbst sich Spione zu erkaufen und Unfrieden unter die Häupter der Unzufriedenen zu säen, und christliche Mächte unterstützen sie in dem Beginnen zur eigenen Erhaltung. Schlau verbergen aber die Verschwornen den Tag der Rache, der wahrscheinlich selbst erst von der Zeit, die allem Guten günstig sich zeigt, bestimmt werden kann und plötzlich wird die Kunde nach dem fernen Westen kommen: „Osmans Reich ist gefallen und zum zweiten Male glänzt das Kreuz auf der Sophienkirche!" Und ist der Streich gelungen, bevor die Mächte handeln können, so wird das neuerstandene Griechenreich sich auch erhalten, wenn vielleicht auch noch Jahre vergehen, ehe die Unterhandlungen der Mächte selbst zu Ende kommen. In der Zeit erstarkt das neue christliche Reich und vermag endlich selbst sein Dasein zu behaupten.

Wer heut zu Tage die stolze Residenz, die zur Herrschaft geboren zu sein scheint, die verfallenen Mauern und die Maulwurfshügel, wie sie jetzt den Menschen zum Aufenthalte dienen, neben Bauwerken erster Größe von ihnen eingeschlossen sieht und sie mit dem Glanze einer früheren christlichen

Zeit, wie sie unter einem Justin oder einem Konstantin Porphyrogeneta einer Sonne gleich weithin strahlte und unter allen Städten der weiten Erde keinen Nebenbuhler duldete, vergleicht, den muß es tief im Herzen schmerzen, daß die Erbfeinde des christlichen Glaubens den Verfall verschuldet haben. Und doch wähnt der unverbesserliche, in seinen Irrlehren verstockte Türke, daß nur seit der Zeit, wo Konstantinopel sich der türkischen Herrschaft erfreut, die Stadt zu so hohem Ruhme gelangt sei, und wie der Glaube jeden Anhänger des falschen Propheten befiehlt, ein Mal im Leben nach der heiligen Stadt im Araber-Lande zu wallfahren, so zieht ein Etwas ihn mächtiger nach der großen Konstantinije, dem Sitze seiner Chalifen. Der Moslim, bis dahin ruhig den Rauch seiner Pfeife vor sich herblasend, und allem, was um ihn vorging, nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkend, horchte plötzlich auf, wenn unser Dolmetscher Lukas in entfernteren Provinzen den Namen Konstantinopel nur nannte, und das bis dahin gleichgültige Gesicht gewann an Interesse. Die Augen, die kurz vorher starr vor sich hinsahen, wurden mit jedem Moment feuriger, wenn das Lob der Weltmutter aus dem beredten Munde des Kundigen erklang. Alt und Jung hatte nur Ohren für die neue Kunde, und mehr als ein Mal ging einem Aufmerksamen die lange Pfeife, die der Orientale nur ungern von sich legt, ganz und gar aus. Die glühende Phantasie des Südländers und die an Uebertreibung reiche Sprache der Türken schuf aus der einer großen Ruine gleichen Stadt einen Feensitz, wie ihn die an Bildern reiche Scheheserade nicht schöner ihrem grausamen Herrn schildern konnte, und nirgends zeigte das türkische Sprichwort: „daß man sich früher mit den Ohren, als mit den Augen verliebt,“ sich wahrer, als gerade hier. Nach Mekka treibt den Moslim die Pflicht, nach Konstantinopel die Sehnsucht, und wenn er nach dem Geburtsorte seines höchsten Propheten einen Stellvertreter sendet, um destomehr Anspruch auf die ver-

heißene Glückseligkeit zu haben, so zieht ihn sein Herz nach der Residenz seines großen und mächtigen Herrschers. Und ist es ihm möglich, so besteigt er sein treues Roß und verläßt auf eine lange Zeit Haus und Hof, um mit Hilfe der Gastfreundschaft seiner Landsleute die Wunder des fernen Konstantinopels zu erschauen. Man glaube aber nicht, daß er dort angekommen, sich enttäuscht fühlte. Das Gewühl der Hunderttausende von Menschen, die fast stundenlangen Basare, die prunkhaften feierlichen Aufzüge, die feuerspeienden großen Schiffe und tausenderlei andere Dinge umnebeln seine Phantasie auf eine solche Weise, daß er Alles noch weit größer sieht, als es wirklich ist. Selbst der bleiche, matte Großherr steht anders vor ihm, und durch den Reichthum seines stolzen Rosses mehr als durch dessen eigene Persönlichkeit geblendet, wirft er sich nieder, den Staub mit Begierde küssend, den der Herr über Tod und Leben berührte, während er vielleicht wenig Wochen früher das Panier des Aufruhres erhob und alle Beamten der Regierung mit Schimpf und Schande davonjagte. So tief Mohammed noch unter dem einigen Gotte steht, so tief denkt sich der Moslim unter dem unmittelbaren Nachfolger des höchsten Propheten, unter dem Schatten und der Hilfe der Gottheit selbst, als welchen er den Sultan betrachtet.

Nur selten nennt der Moslim die Residenz seiner Chalifen Konstantinopel, sondern in der Regel Stambul oder Istambul. Wie die Römer ihre Metropole schlechthin Urbs, d. h. Stadt nannten, so gingen auch die Griechen des Bospors und der nahen Inseln εἰς τὴν πόλιν, d. h. nach der Stadt. Die der griechischen Sprache nicht kundigen Osmanen vernahmen häufiger diese Antwort, als den eigentlichen Namen der Stadt und nannten diese nun auf ihre Art Istambol oder Stambol, woraus später Stambul wurde; das „I“ ist demnach hier keineswegs der den Türken eigenthümliche Vorschlag, wie man gewöhnlich anzunehmen geneigt ist.

Auf gleiche Weise nannten die Türken auch die Insel Kos „Istankoi.“ Wahrscheinlich ist die Benennung Islambol, wie man sie häufig auf Münzen findet, ursprünglich ein bloßes Wortspiel eines witzigen Moslim, und der Name ging dann erst später zur ernstern Bezeichnung der Residenz über. Herr von Hammer behauptet jedoch, daß das Wort „Islambol“ unabhängig von „Istambol“ entstanden sei und Fülle des Islams bedeute.

Konstantinopel besitzt einen bedeutenden Umfang und besteht eigentlich aus drei verschiedenen Städten, von denen sogar die eine auf der asiatischen Seite des Bosporus liegt und demnach gar nicht nach Europa gehört. Die eigentliche Stadt füllt die erhöhte und durch sieben Erhöhungen wellenförmig unterbrochene Landzunge aus, die sich als festes Vorgebirge zwischen dem goldenen Horne, welchen Namen der eigentliche Hafen führt, und dem Marmora-Meere ziemlich weit vorschiebt. Sie wird vorherrschend von Türken bewohnt und hauptsächlich an den Ufern wohnen Griechen und Juden. Hier befinden sich die eigentlichen großherrlichen Wohnungen, das alte und neue Sarai genannt, die hauptsächlichsten Regierungsgebäude und die vorzüglichsten Moscheen. Auch eine Menge Basare nehmen mehre Straßen ein und die kostbarsten Stoffe findet man wohl vorzugsweise hier. Wie zu der Zeit der Byzantiner sind auch jetzt noch die Straßen eng, aber die schönen und großen Häuser, welche damals zur Zierde gereichten, sind fast ganz verschwunden. Oft ist nur das Aeußere dem Auge nicht gefällig und im Innern eines noch so unscheinlichen Gebäudes hat sich nicht selten der ganze orientalische Luxus ausgebreitet, wie ihn die Mährchen der tausend und einen Nacht uns geschildert haben. Dadurch, daß Söller häufig vorgebaut sind und bei den Türken als Schahnischin in großem Ansehen stehen, werden die Straßen noch enger, und bisweilen vermag die Sonne den stets feuchten Boden kaum die kürzeste Zeit zu berühren.

Dieselben Mauern, die einst die griechischen Herrscher zum Schutze ihrer Residenz erbauten und stets in gutem Zustande zu erhalten suchten, stehen noch, aber die Alles zerstörende Zeit hat mächtig an ihnen gerüttelt. Es fällt aber keineswegs dem Sultane oder einem seiner Minister ein, die wankenden Mauern in ihrem Falle aufzuhalten und sie zu unterstützen, sondern die vom Schweiße unglücklicher Unterthanen erpreßten Gelder werden vergeudet, um der Wollust und dem Sinnenrausche der Machthaber zu fröhnen. Von den 42 Millionen Thalern, die ohngefähr jährlich eingehen, braucht der Sultan allein für seine eigene Person nicht weniger als 2½ Millionen, aber man wird sich nicht mehr über die ungeheure Summe verwundern, wenn man weiß, daß er so viele Frauen als Tage im Jahre mit der zehnfachen Anzahl von Dienern und Dienerinnen besitzt und täglich nicht weniger als 14,000 Menschen speisen muß. Man glaube nicht, daß die hohe Pforte zur Einsicht gekommen, die Mauern seien doch im Kampfe mit einer der Mächte nicht im Stande, ihre Niederlage zu vermeiden: denn vielleicht weniger die Regierung, als der gemeine Türke lebt der festen Ueberzeugung, daß der Sultan selbst im Kampfe mit Rußland siegreich hervorgehen würde. War doch noch vor zwei Jahren der grausame Abdullah-Pascha von Trebisond von seiner eigenen Tapferkeit so überzeugt, daß er für seine Rechnung Rußland den Krieg erklären wollte. Durch die Mauern bildet das eigentliche Konstantinopel ein ziemlich gleichseitiges Dreieck, was mit der Spitze nach Norden steht und das Marmora-Meer zur Basis hat. Das neue Sarai begränzt diese genau im Osten, die berühmten sieben Thürme hingegen im Westen. Im Durchschnitte mag die Länge eines jeden Schenkels gegen 16,000 Fuß betragen.

Es führen 28 Thore (die des neuen Sarai ausgeschlossen), sämmtlich in jämmerlichem Zustande, in das Innere der großen Stadt und von ihnen sind 14 auf der Hafenseite, 7 vom Lande und 7 vom Marmora-Meere aus vor-

handen. Ihre Anzahl wird fast von allen Reisenden verschieden angegeben und nur Herr von Hammer und Herr von Moltke, letzterer in seinem mit genauen Instrumenten aufgenommenen Plane von Konstantinopel, haben sie richtig verzeichnet.

Die Geschichte läßt Byzanz gleich Rom und andern wichtigen Städten auf sieben Hügeln erbaut sein, aber nicht leicht ist es, diese genau herauszufinden und zählt man alle Erhöhungen, so erhält man deren sogar neun. Ein unbedeutender Bach, der dicht an der Kaserne von Rämid-Tschiftlik entspringt, betritt zwischen dem Kanonenthore und dem von Adrianopel die Stadt und verläßt sie, nachdem er zuletzt noch den Vlanga-Bostan (Gemüsegarten), den früheren sogenannten eleutherischen Hafen, bewässert hat, um, auf wenig Wasser reducirt, dem Marmora-Meere zuzufließen oder sich ganz zu verlieren. Er theilt die Stadt in zwei ungleiche Theile, von denen der östliche sieben, der westliche zwei Hügel umfaßt und es scheint selbst, als wenn die Byzantiner oft nur die ersten, sich längs des Hafens hinziehenden Erhöhungen als ihre sieben Hügel betrachtet hätten.

Am äußersten östlichen Ende, wo die Landzunge sich noch hakenförmig herumzieht, liegt die Nase (Burun, so nennt der Türke ein Vorgebirge), oder die Spitze des Sarai und scheint auf das gegenüberliegende Vorgebirge, was die Byzantiner mit Recht wegen seines bedeutenden und abgerundeten Umfanges die Stirne (Metopon) nannten, hinzudeuten. Auf ihr liegt das sogenannte Sommerharem und von ihm zieht sich der erste Hügel in die Höhe, um hauptsächlich das neue Sarai (Jeni Sarai), wo einst die Tausende von Sälen unter dem Namen des großen Palastes bekannt, gestanden haben, auf seiner Höhe zu tragen. Es ist eine Stadt für sich, die nur dem Sultane und seiner zahlreichen, mit Tausenden von Dienern und Wächtern versehenen Familie erschlossen ist und, mit dichten

und hohen Mauern umgeben, vielleicht eine Stunde im Umkreise besitzt. Das neue Sarai nimmt den ganzen vorderen Theil der Landzunge ein und ihm angebaut ist der Palast des ersten Ministers, des Großwesirs, gewöhnlich die hohe Pforte genannt, denn hier müssen alle Anliegen vorgebracht werden.

Im Westen stehen noch auf demselben Hügel der Prachttempel der ewigen Weisheit, in deren heiligen Hallen jetzt die Anhänger des falschen Propheten ihre unreinen Gebete zum Himmel aufsteigen lassen. In der neuesten Zeit hat die Sophien-Moschee in der Augsburger allgemeinen Zeitung eine ausführliche Beschreibung erhalten, die neben der von Hammer fast nichts zu wünschen übrig läßt. Das Forum Augusteum befand sich früher hier und von dem schönen großen Palaste, der hier stand, ist heut zu Tage nur wenig übrig geblieben. Kaum tausend Schritte von ihm entfernt ist der Roßplatz (At-Meidan), der traurige Rest des einstigen mit Tausenden von Bildsäulen und anderen Kunstgegenständen geschmückten Hippodroms. Die prächtige Moschee des Sultans Achmet hat ihr den meisten Raum geraubt. Zwischen dem Tempel der heiligen Sophia und dem Palaste des Großwesirs liegt die prächtige Cisterne, einst die kaiserliche (Basilika), jetzt Jere-batan-Sarai genannt und wird von 336 Marmorsäulen getragen, nicht weit hingegen in westlicher Richtung vom Roßmarkte, die leider leere Cisterne des Philoxenos, wegen ihrer in den drei verschiedenen Stockwerken des inneren Raumes enthaltenen zahlreichen Säulen von den Türken Binbir Direk (d. h. tausend und eine Säule) genannt.

Die Höhe des zweiten, kaum deutlich begränzten Hügels nahm früher zum großen Theil das Forum Constantini ein; heute hingegen findet man außer einem Besestan (Besasistan, einem viereckigen Gebäude, einer Art Kaufhaus), zwei weniger bedeutenden Moscheen und der sogenannten verbrannten oder Porphyrsäule nur elende Häuser vor.

Der dritte Hügel, nächst dem ersten der wichtigste, trägt das alte Sarai (Eski-Sarai), ebenfalls von hohen Mauern umschlossen, und die beiden großartigen Moscheen der Sultane Suleiman des Großen, die selbst die heilige Sophia übertreffen sollte und übertroffen hat, und Bajasid's II. Als die Großherren noch im neuen Sarai, wenigstens während des Winters, ihre Residenz aufgeschlagen hatten, erhielten die Frauen und weiblichen Verwandten der verstorbenen Sultane hier ihre Wohnungen oder richtiger ihre Kerker angewiesen. Jetzt hingegen nehmen sie meist das neue Sarai ein, und das alte dient nur noch den älteren Frauen und vielleicht einer oder der anderen Verbannten zur Wohnung. Zwischen diesem und dem vorigen Hügel befinden sich die vorzüglichsten Märkte und Kaufhäuser. Der schönste Platz vor dem alten Sarai, auf dem zum Theil auch Basare sich vorfinden, heißt jetzt der Hühnermarkt (Tauk-Basar) und bildet einen Theil des früheren Forum Theodosii oder F. Tauri. Wahrscheinlich ist erst aus dem letzten Worte der Name Tauk-Basar entstanden, denn keinerlei Geflügel sah ich hier zum Verkaufe dargeboten. Von dem alten Sarai zieht sich auch quer über das Thal zum vierten Hügel die Wasserleitung des Valens, von der ich noch besonders sprechen werde. Dicht an ihr in der Vertiefung liegt die schöne Moschee des Königs-Sohnes (Schahsade-Dschamißi).

Auf dem vierten Hügel hat der osmanische Eroberer Mohammed II. die schöne, große Moschee erbaut, welche nach ihm den Namen führt und in deren Garten hinter ihr liegt er auch begraben. Der alles Menschliche höhnende Barbar ließ aus den Gräbern den Staub der früheren byzantinischen Herrscher ausgraben und unter den Mörtel mischen, um sein der Gottheit geweihtes Haus damit zu erbauen, als wenn dem höchsten Wesen ein solcher Frevel gefallen könnte. Doch die Zeit ist nahe, wo auch sein Staub demselben Geschicke, das die byzantinischen Kaiser

betroffen, entgegen gehen kann, aber die künftigen Sieger werden hoffentlich menschlicher damit umgehen!

Der fünfte Hügel trägt die unbedeutende Moschee Kara-Gümrük, aber nach dem Hafen zu ist ihm das prächtige Gotteshaus Selims I., des Vaters Suleimans des Großen, angebaut. Eine geringe Vertiefung liegt nordwärts zwischen diesem und dem unbedeutenden sechsten Hügel und an ihm ziehet sich in ost-ost-nördlicher Richtung das Viertel der Blachernen hin, in dem einst die Paläste dieses Namens, von denen man aber vergebens eine Spur sucht, und das Hebdomon, das heutige Tekfur-Sarai, standen. Mehre byzantinische Schriftsteller scheinen die Blachernen als siebenten Hügel unterschieden zu haben. Alle sechs oder sieben Hügel bilden eigentlich die mehr oder weniger abgerundete Gräte der Landzunge und fallen demnach in der Richtung derselben nur wenig, desto mehr aber nach dem Hafen und der andern Seite zu ab. Die Hafenseite bildet vor Allem einen fortlaufenden, zum großen Theile außerhalb der Mauern befindlichen Basar. Vorzüglich zeichnet sich der Fischmarkt (Balük-Basar), das einstige Strategion, wo jetzt die dem Tode verfallenen Verbrecher hingerichtet werden, durch lebendigen Verkehr aus, der besonders dadurch hervorgerufen wird, daß er genau dem Landungsplatze von Galata gegenüber liegt, selbst einen hauptsächlichen Landungsplatz besitzt und von ihm aus die andern Basare meistens beginnen. Innerhalb der Mauern liegt die schöne und große Moschee der Sultan-Walide.

Fast tausend Schritte dem Hafen aufwärts führt die schöne Brücke des vorigen Sultans Mahmud von Galata nach dem eigentlichen Konstantinopel. Hier dem ganzen Hafen entlang abwärts bis zum Fischmarkt und aufwärts bis zum heiligen Thore (Aja Kapu) wohnten früher nur Juden; sie wurden aber, als die Moschee der Sultanin erbaut wurde, auf das jenseitige Ufer, nach dem heutigen Chaßköi, verwiesen. Außerdem wohnen sie zerstreut in den

griechischen Vierteln und besonders zwischen dem Fanal und den Blachernen, welche Strecke früher und bisweilen auch jetzt noch Balata heißt. Vom heiligen Thore bis an das äußerste nördliche Ende wohnen vorzugsweise Griechen, die nach dem Namen ihres Stadttheiles, dem Fanal oder Fanar (dem alten Petron) auch Fanarioten genannt werden und oft in der Geschichte eine Rolle spielten. Sie stammen ursprünglich aus Trebisond und Sinope und wurden von Mohammed II. gezwungen, sich hierher überzusiedeln. Hier wohnt auch der Allerseligste (παμμακάριστος), der Patriarch der Griechen Konstantinopels, und außerhalb der Mauern der Allerheiligste (πανιερώτατος), der Patriarch von Jerusalem, und die beiden Häupter der morgenländischen Kirche in der Türkei haben sich in die beiden Hauptnamen der heiligen Jungfrau Maria getheilt.

Wenden wir uns nach der andern Seite der dorthin abfallenden Hügelkette, so finden wir im Thale des hier begränzenden Baches, von der Mauer abwärts ein Paar Tausend Schritte entfernt, den neuen Garten (Jeni-Baghtsche) und weiter unten besaßen einst die berüchtigten Janitscharen ihr Hauptquartier, während ihre Moschee am westlichen Ende der Kante dicht an der Moschee des Königssohnes sich befindet. Dann kommt der Fleischmarkt (Et-Meidan) und unten dicht am Meere verliert sich fast der ganze Bach im genannten Gemüsegarten.

Der Stadttheil zwischen dem Bache und dem Meere hat kaum mehr als die Hälfte des vorigen im Umfange und wurde von den Byzantinern häufig, trotzdem er eigentlich zwei deutlich zu unterscheidende Höhen besitzt, der siebente Hügel genannt. Auf der größeren befindet sich ein Garten mit den Spuren früherer Cisternen und dieß veranlaßte die Türken, ihm den Namen Tschukur-Bostan, d. i. Gruben-Garten, zu geben. An seinem südlichen Ende stehen mehre schöne, aber von Privaten erbaute Moscheen und hinter ihnen liegt eine lange Straße, die den Namen Awret-

Basar, d. h. Frauen-Markt, führt und früher einen Theil des Forum Arcadianum bildete. Auf diesem Markte werden aber weder Sklavinnen, noch Sklaven verkauft, sondern der Sklavenhandel geht in einer engen Gasse in der Nähe der Moschee Sultan Osmans vor sich. Auf derselben Stelle befand sich auch in der griechischen Zeit das Thränenthal (κοιλαὶ κλαυϑμῶνος), wo ebenfalls die damaligen Anhänger der sanften Religion Jesu schändlichen Menschenhandel trieben.

Auf der anderen kleineren Höhe, die dicht an der Mauer sich erhebt, liegt die Moschee Achmet-Pascha's. Längs der Mauer ziehen sich bis an das Meer freundliche Gärten herab.

Es bleibt endlich noch die Meerseite zum Beschreiben übrig. Bis an die Nase des Sarai's herab erstrecken sich von derselben in rein südlicher Richtung, den niederen Theil der Landzunge einnehmend, weitläufige Räume großherrlicher Wohnungen, zu dem neuen Sarai (Jeni-Sarai) gehörig, dicht am Meere hin. Die Todesstrafe würde den augenblicklich erreichen, dem es gelüsten sollte, hier zu landen, trotzdem, wie schon gesagt, der Großherr mit allen seinen Frauen, so lange sie seine Gunst noch besitzen, in der Regel weder im Sommer noch Winter sich in ihnen aufhält. Alle Verwiesenen weiblichen Geschlechtes, und vor Allem die Frauen und Töchter, oft auch die Söhne des vorigen Sultans, insofern man ihrem Dasein durch Erdrosseln nicht ein Ende gemacht hat, mit einem Worte die ganze männliche und weibliche Verwandtschaft des Großherrn bewohnen, aber immer wiederum nur auf einen bestimmten Theil beschränkt, die weiten Räume des eine Stadt für sich bildenden Palastes, und die Zahl der Fälle ist sehr gering, wo einer der Bewohner die für das Leben angewiesenen Räume wieder verlassen hätte.

Unterhalb des zweiten und dritten Hügels läuft eine schöne Fläche nach dem Meere hin und scheint erst allmälig diesem abgewonnen zu sein. Griechen und Juden haben

neben wenigen Armeniern hier ihre Wohnungen aufgeschlagen. Sie bildet ein eigenes Viertel unter dem Namen Kondoskale (früher Heptaskalon). Mitten in ihr befand sich in den besseren griechischen Zeiten der berühmte julianische Hafen, der jetzt einen freien, kein Wasser mehr führenden Platz darstellt und, seine ursprüngliche Bedeutung bezeichnend, den Namen Kadriga-Liman führt. An seinem östlichen Ende liegt die kleine Sophien-Moschee, ebenfalls einst eine christliche Kirche, und das Irrenhaus (Timar-Chaneh).

In westlicher Richtung kommt man von hier zum großen Gemüse-Garten (Böjük Vlanga-Bostan), dicht am Meere gelegen, aber ringsherum von Mauern eingeschlossen. Da, wo jetzt Gemüse, Früchte und Blumen gezogen werden und der die ganze Stadt theilende Bach sich nach allen Seiten hin, seines Wassers beraubt, verliert, war einst ein zweiter Hafen, der den Namen des eleutherischen oder theodosischen führte, vorhanden und innerhalb seiner Mauern erfreuten sich die selbst bis zur Hauptstadt verfolgten Schiffe der Byzantiner einer sicheren Zuflucht. Der Garten setzt sich übrigens nach der Stadtseite zu noch jenseits der Mauern fort und dieser außerhalb derselben gelegene Theil führt den Namen des kleinen Gemüse-Gartens (Kütschük Vlanga-Bostan).

Unterhalb des Gemüse-Gartens außerhalb der eigentlichen Stadtmauern liegt das neue Viertel (Jeni-Mahalleh), seiner Bewohner halber auch das armenische Quartier genannt, ist aber wiederum von einer besondern Mauer umschlossen. Von ihm gelangt man durch das neue Thor (Jeni Kapu) in das Innere der Stadt.

Jenseits des Gemüse-Gartens, die ganze sandige Uferfläche bis an die sieben Thürme einnehmend, befindet sich das sogenannte Sandviertel, Psammatia, und in ihm wohnen vorzugsweise wieder Griechen und Juden, weniger Armenier. Von den letzteren haben die nicht unirten hier ihren Patriarchensitz, während die unirten, d. h. den Pabst als

9 *

ihr Oberhaupt anerkennenden Armenier mit ihrem geistlichen Haupte vorzüglich in der Frankenstadt jenseits des Hafens wohnen.

Außerhalb des durch die Mauer eingeschlossenen Raumes des eigentlichen Konstantinopels befinden sich aber im Westen und Norden noch eine Menge dorfähnlicher Vorstädte, die von den Türken gewöhnlich mit dem Worte Kaßaba oder Mahalleh, d. h. Vorstadt oder Bezirk, unterschieden werden. Sie entstanden zuerst dadurch, daß auf den Befehl des Eroberers Mohammed alle Gewerke mit übelriechenden und schmutzigen Stoffen außerhalb der Mauern ihre Arbeitsplätze aufschlagen mußten, und an einzelnen, für heilig gehaltenen Stellen Moscheen, in deren Nähe sich fromme und dann auch andre Menschen ansiedelten, erbaut wurden. So entstand auf die erste Weise das Dorf der sieben Thürme (Jedi-Kule-Köi), indem dicht am Meere die Fleischer ihre Schlachtstätten anlegten. Auch Gerber und Leimsieder errichteten hier ihre Arbeitslokale. Wie schon der Name sagt, liegt dieses Dorf dicht an den berüchtigten sieben Thürmen, deren Wände von nicht weniger Greueln und Schändlichkeiten Zeuge waren, als die berühmten Bleidächer der einstigen Republik Venedig und die Inquisitionskerker der Priester des einigen Gottes in Spanien. Dicht daneben längst der Mauer ziehen sich drei christliche Pest-Spitäler hin.

Weiter nach Norden dicht an der einst so berühmten justinianischen Straße, die selbst die Via Appia und andere ähnliche Kunstwerke des alten Roms in Schatten stellte, liegt das Fischer-Dörfchen Balüklü mit dem reinen, einst so verehrten Weihbrunnen des heiligen Demetrius (Ajasma S. Dimitri), und die Straße führt weiter durch das Thor von Siliwri in das Innere Konstantinopels. Prächtige Gärten umgeben das freundliche Dörfchen und ziehen sich selbst längst der Stadtmauer hin. Das Kloster der kreisenden Derwische (Mewlewi-Chaneh) liegt mitten im lieblichen Grüne und eine freundliche Straße mit Häusern auf

beiten Seiten, hinter denen anmuthige Gärten liegen, zieht sich von ihm und dem Thore, was nach ihm ebenfalls den Namen führt, der Mauer parallel bis zum nächsten Thore, welches das der Kanonen (Top=Kapußi) genannt wird. Der obere Theil, der sich auch westwärts längst der Straße fortsetzt, heißt Takedscheh=Mahalleßi.

Verfolgt man ein Paar tausend Fuß die Landstraße, welche nach Kütschük=Tschekmedscheh (kleine Schublade), einem drei Stunden von Konstantinopel in westlicher Richtung liegenden wichtigen Orte, führt, so kommt man auf eine reizend gelegene Höhe, die gewöhnlich das Feld (Kambos), oder nach der hier vom Großwesir Daud=Pascha erbauten Moschee genannt wird. Hier wurden den byzantinischen Kaisern die Huldigungen dargebracht und hier versammelten sich später die rohen Horden der Türken um die heilige Fahne Mohammeds, um Feuer und Schwert in die christlichen Länder zu tragen. Jetzt befindet sich noch ein großherrliches Lustschloß (Köschk) und eine große Kaserne daselbst. Nicht weit davon, das eine in nördlicher, das andere in westlicher Richtung, liegen die griechischen Dörfer Litros und Vidos, die aber ebensowenig, als die weiter südlich gelegenen Indschir=Köi und Makri=Chori (Usun=Köi), letzteres dem Marmora=Meere nahe und mit einer Pulvermühle (Barut=Chaneh) versehen, zu Konstantinopel gerechnet werden können.

Nördlich von dem äußersten Stadtviertel der Blachernen, wo in der letzten Zeit ihrer Herrschaft die griechischen Kaiser ihre Residenz besaßen, befindet sich dicht am Hafen vom Marstall (Haiwan=Sarai, so wird ein kaiserlicher Palast benannt), sich längst desselben hinziehend, die Vorstadt der Töpfer (Dschömlekdschilar=Mahalleßi), in dem sich jetzt eine große Fabrik von Fes, der eigenthümlichen neueren Kopfbedeckung der Türken, etablirt hat. Westlich von dieser Vorstadt landeinwärts liegt das Viertel der Zeltaufschläger (Otakdschilar=Mahalleßi), früher eine eigene Soldatenzunft, die der Eroberer Mohammed hier anwies. Zwischen der

Mauer, dicht am Thore Egri befinden sich die großen Wasserbehälter (Takßim), welche das sämmtliche Wasser, wie es aus dem Belgrader Walde hergeleitet wird, aufnehmen, um es dann den verschiedenen Vierteln des eigentlichen Konstantinopels zuzuführen. Mehr als irgendwo ist der Bedarf an Wasser in der Hauptstadt des türkischen Reiches bedeutend, da, außer den täglichen fünf Mal zu wiederholenden Waschungen, der Moslim nicht weniger als der orientalische Christ warme Bäder über Alles liebt. Die Menge des Wassers für die ganze Stadt beträgt täglich nicht weniger als 200,000 Centner, so daß, wenn man 700,000 Einwohner annimmt, auf die Person im Durchschnitt 26—28 Pfd. kommen.

Im Viertel der Zeltaufschläger liegt auch die schöne Moschee des Nischandschi-Pascha, des berühmten Biographen Suleimans des Großen, und dient zugleich zum Gebrauche für die auf der Höhe des Hügels wohnenden Artilleristen (Topdschilar), die ebenfalls wiederum ein besonderes Viertel bilden und gleichsam die Straße von Adrianopel (Edreneh) besetzt halten. Noch weiter oben, kaum 1/4 Stunde entfernt, liegt die schöne und große Kaserne des großherrlichen Landgutes (Ramid Tschiftlik), das selbst zum Dorfe angewachsen dicht daneben in östlicher Richtung liegt.

Wendet man sich noch weiter östlich dem Hafen zu, so kommt man nach zehn Minuten nach der wichtigsten Vorstadt Ejub, die sich unmittelbar in nördlicher Richtung den Wohnungen der Töpfer anschließt. Ihr Boden ist heilig, denn auf ihm fand der Fahnenträger Mohammeds, Ejub (Hiob), während der dritten Belagerung durch die Araber den Heldentod. Als während der letzten Mohammed II. seine beutesüchtigen Schaaren auf der Landseite aufgestellt hatte, entdeckte Ak-Schemseddin, der schlaue Beichtvater des Sultans, gerade in der Zeit, als das Heer muthlos an der Realisirung des längst gehegten Wunsches verzweifelte, das Grabmahl des heiligen Mannes und entflammte die entmuthigten Kämpfer zu neuen Wundern der Tapferkeit. Die List gelang und

Tigern und Hyänen gleich brachen die alles Menschliche verleugnenden Sieger mitten durch die zerrissenen Mauern in das Innere der unglücklichen Stadt. Wieviel Großes ist doch schon in der Welt durch den eiteln Wahn geschehen! Kaum ist es glaubhaft, daß nach fast acht Jahrhunderten das Grabmahl eines Mannes, der einer wildheranstürmenden Horde angehört hatte, sich erhalten haben sollte, selbst wenn die christlichen Bewohner den Barbaren erlaubt hätten, ein noch so glänzendes Grabmahl zu erbauen. Zwanzig Belagerungen, und zum großen Theile von ebenso rohen Völkern vollbracht, liegen zwischen der Zeit, wo Ejub fiel und Mohammed sich hier festsetzte, und vorzüglich auf der Landseite war es, wo die Belagerer die verheerendsten Spuren ihrer Anwesenheit zurückließen. Der dankbare Mohammed erbaute um das vermeintliche Grab die prächtige Moschee, welche allen Reisenden von Pera aus wegen ihrer vergoldeten Kuppeln und sonstigen Pracht besonders auffällt, und jeder Großherr läßt sich hier gleich nach seiner Thronbesteigung das Schwert umgürten.

Aber auch außer dem Grabmahle des Fahnenträgers enthält die Moschee eingemauert noch eine vermeintliche Reliquie, eine Fußstapfe des Propheten, die sich in einen Stein eindrückte, als dieser bei dem Baue der heiligen Kaaba selbst beistehend, einen mächtigen Block aufzuheben versuchte. Da wo die Vorstädte Ejub und der Töpfer sich die Hand reichen, steht der Palast der Sultan-Walide Besmi-Allem (Leuchte der Welt), Mutter des jetzigen Sultans und eigentliche Herrin des Reiches. Sie stammt aus Tscherkessien und soll noch von großer Schönheit sein.

Das goldene Horn, wie gesagt der Hafen von Konstantinopel, macht hier einen Bogen nach Osten und auf der äußeren Seite desselben zieht sich dicht am Ufer das Frühlings-Dorf (Baharije-Köi) hin, an dessen Anfange eine neue Seidenfabrik (Iplik-Chaneh) sich befindet. Ueber der Höhe in dem jenseitigen Thale am Anfange des Baches, der dann

durch Ejub führt, liegt das letzte, außerhalb der Mauern befindliche Viertel Ainali-Kawak-Köi, d. h. Spiegel-Ahorn-Dorf.

Jenseits des Hafens liegen vorzugsweise die Franken-Viertel, die mit den von Türken bewohnten, zehn an der Zahl, den zweiten großen Theil Konstantinopels bilden. Wie die eigentliche Türkenstadt, Ejub mit den außerhalb der Mauern liegenden Vorstädten, und das asiatische Skutari, hat auch dieser Theil, der keinen allgemeinen Namen besitzt, wenn man nicht den von Galata über alle ausdehnen will, seine eigene Gerichtsbarkeit. Die Byzantiner nannten diesen jenseits des Hafens liegenden Stadttheil „zu den Feigen (sykä)." Er beginnt auf dem breiten Vorgebirge, der Nase des Sarai gegenüber, und zieht sich nördlich längst des Hafens gegen 5,000, und östlich längst des Bosporus gegen 3,500 Schritte hin. Aber auch auf den Höhen setzen sich die Wohnungen fort und die Ausdehnung vom Fischmarkte Galata's bis nach dem Viertel San Dimitri mag gegen 4,000 Schritte betragen.

Den abschüssigen Theil des Vorgebirges, wie er in einem Bogen vom Wasser umgeben wird, nimmt die alte Genueser-Stadt Galata, nach einem gewissen Galatius genannt, ein. Wenn sie auch als Sykä schon Strabo kannte und Justinian bei der Erneuerung ihr den Namen Justiniana ertheilte, so verdankt sie doch ihren heutigen Zustand den Genuesern, die den rechtmäßigen Herrscher Michael Paläologos im Jahre 1264 im Kampfe gegen die Usurpatoren, gegen Franzosen und Venetianer, unterstützten und zur Eroberung seiner Hauptstadt wesentlich beitrugen. Mit eben so festen Mauern, als die kaiserliche Residenz besaß, umgaben die nicht immer gegen ihren Schutzherrn freundlich gesinnten Genueser ihre neue Stadt und trotzten hinter ihnen dem oft gerechten, aber auch nicht selten ungerechten Ansinnen der byzantinischen Kaiser. In der Regel gingen sie aus allen Kämpfen gegen diese und die häufig mit ihnen verbundenen Venetianer

siegreich hervor; sie waren es aber auch, die die Osmanen und deren ersten Sultan von Bedeutung, Orchan, zuerst in die Nähe der Hauptstadt riefen, kämpften aber ein Jahrhundert später tapfer gegen die türkische Uebermacht. Den 29. Mai 1453 fiel Konstantinopel, aber erst 5 Tage später ergab sich, unter Zusicherung der früheren Vorrechte und Privilegien, Galata dem Sieger.

Zehn Thore führen von der Seeseite her in das Innere der mit außerordentlich engen Straßen versehenen Stadt. Eins eröffnet einen Durchgang zum Platanen-Gottesacker und ein Doppelthor bringt am sogenannten Thurme von Galata die Höhe der Stadt mit dem darüber liegenden Stadtviertel Pera in Verbindung. Armuth, Elend und vollständige Sittenlosigkeit zeichnet die christlichen Bewohner dieses Stadttheiles aus und einen größeren Auswurf des menschlichen Geschlechtes besitzt weder London noch Paris. Mehr als einmal ist es vorgekommen, daß Reisende, die auf dem Wege nach dem darüber liegenden Pera sich in den engen, meist blind endenden Straßen verirrten, von Mädchen in die schmutzigen Häuser gelockt oder gar gewaltsam hineingeschleppt, bis aufs Hemde ausgeplündert und dann aus dem Hause geworfen wurden. Außer den ursprünglichen, hier seßhaften Italienern sind es vorzüglich Malteser und Insel-Griechen, beide als englische Unterthanen unter englischem Schutze stehend, die in allen Lastern sich schamlos herumwälzen. Drei Viertheile der jährlich in Konstantinopel eingefangenen Diebe, Betrüger und Mörder sind englische Unterthanen und England kümmert sich nicht darum, daß diese Hefe des menschlichen Geschlechtes den englischen Namen vor dem ganzen gesitteten Europa brandmarkt. Jedem Fremden ist es anzurathen, nie, wenn er des Abends von einem seiner Spaziergänge nach Pera zurückkehren sollte, den Weg durch Galata zu nehmen, da man sich leicht nach dem einzigen Thore, das auf der entgegengesetzten Seite sich nur befindet, verirren kann, und ist man einmal

auf unrechtem Wege, so ist es wirklich schwer, sich wiederum nach dem Hafen zu herauszufinden.

Der einzige Ausgang nach oben ist, wie schon gesagt, ein Doppelthor am großen Thurme. An ihm haben sich Bettler, besonders Griechen und Italiener, häuslich niedergelassen und bieten mit ihren wirklichen oder nur betrügerisch hervorgerufenen Beulen und sonstigen Gebrechen einen höchst unangenehmen Anblick dar. Dieser breite Thurm besitzt auf seiner Höhe eine prächtige Aussicht über die reizende Umgebung und über die vielen Viertel der zwei große Wasser umfassenden Stadt und wird regelmäßig von Fremden besucht. 128 Stufen führen auf seine Höhe, auf der jetzt Feuerwächter ihren Standpunkt aufgeschlagen haben, um, wenn das wilde Element seine Fesseln abgeworfen und „wachsend ohne Widerstand durch die volkbelebten Gassen tobt," die nöthigen Signale zu geben. Der Thurm selbst verdankt seine Entstehung einem Kriege der in Galata wohnenden Genueser mit dem griechischen Kaiser Kantakuzenos und den mit ihm verbundenen Venetianern, und die Geschichte erzählt, daß selbst die Frauen bei der Erbauung sowohl, als bei der Vertheidigung sich rüstig und thätig zeigten.

Außer diesem Thurme befindet sich in ganz Galata kein zweites, einer Erwähnung werthes Gebäude, aber wohl verdient der zwischen dem Wasser und den Mauern befindliche Fischmarkt (Balük=Basar) wenigstens genannt zu werden. Ich fand ihn seiner größern Mannigfaltigkeit wegen an Fluß= und Seefischen, Austern, Miesmuscheln und Krebsen noch interessanter, als den jenseits des Hafens.

An Galata angränzend und sich längst des Bosporus in östlicher Richtung hinziehend befindet sich die Vorstadt Topchaneh, d. h. Kanonen=Fabrik, nach der hier liegenden Fabrik so genannt. Wie Galata zieht sie sich an der Höhe hinauf, ist aber reich an großherrlichen Gebäuden, Moscheen und Basars. Die eigentliche Kanonengießerei begränzt

nördlich einen schönen freien Platz, von dem man zu dem Hauptlandungsplatze auf dieser Seite gelangt, und Hunderte von Kähnen stehen jeden Augenblick bereit, den, der es wünscht, auf einem der spitzschnäbeligen Nachen (Kaik's) zu fahren, wohin es ihm gelüstet. Reges Leben herrscht zu jeder Stunde des Tages hier und wird noch dadurch vermehrt, daß Garküchen, Kaffeehäuser, Obsthandlungen u. s. w. ihre für den Gaumen berechneten Gegenstände den Augen der lüsternen Menge bloßstellen. Dieser Platz, gewöhnlich der Platz von Topchaneh genannt, besitzt auch den schönsten Brunnen im ganzen großen Konstantinopel und das frische Wasser aus dem Walde oberhalb des Gartendorfes (Baghtsche=Köi) bietet sich hier dem Durstigen in seltener Klarheit und vorzüglichem Geschmacke dar. Auf der einen Seite steht die prächtige Moschee des tapfern Seehelden Kilidsch=Ali=Pascha und auf der anderen ziehen sich große Kasernen und Mauthgebäude längs des Bosporus hin. Artilleristen, besonders die das Fuhrwesen zu besorgen haben, sind hier einquartiert, während die übrigen auf der Höhe des Hügels, aber östlicher unmittelbar über dem gleich zu nennenden Viertel Fündüklü ihre schöne Kaserne besitzen und auf dem freien Felde, was sich zwischen ihr und dem neuen Viertel (Jeni Mahalleh) vor San Dimitri befindet, hinlänglichen Raum zu ihren Exercitien haben. Zwischen der Kaserne und dem Ende der bald zu erwähnenden Fürstenstraße liegen die Wasserbehälter (Takßim), welche das Wasser aus den Leitungen des Gartendorfes (Baghtsche=Köi) aufnehmen, richtiger aber wohl schon zu Pera gehören. Dieses Viertel zeichnet sich wie Pera durch bessere Häuser und größere Reinlichkeit aus und geht östlich unmittelbar in das nächste über.

Dieses, Fündüklü genannt, wird in der Regel schon zu den Dörfern der europäischen Seite des Bosporus gerechnet, läßt sich aber von Topchaneh, mit dem es aufs Genaueste zusammenhängt, durchaus nicht trennen. Will man

hier eine natürliche Gränze von Konstantinopel geben, so ist man gezwungen, dieses bis zur Schlucht, in der die neue Gewehrfabrik erbaut ist, auszudehnen. Fündüklü lehnt sich der Höhe nur an und auf derselben breitet sich der große Gottesacker (Böjük Mesaristan), der hauptsächlichste Vergnügungsort für die Christen aller Konfessionen, bis zur schon genannten Artilleriekaserne aus. Was den Namen, der eine Haselnuß oder (aus dem italienischen Fondaco korrumpirt) ein großes Gasthaus im Türkischen bedeutet, anbelangt, so wäre ich geneigt, ihn in der ersten Bedeutung von seinen früheren Bewohnern abzuleiten. Schon bei den Byzantinern war es Sitte, daß aus den Ländern grusischen Stammes im Osten und Süden des schwarzen Meeres von der südlichen Gränze Tscherkessiens bis nach Samsun Mädchen und schöne Knaben nach der Hauptstadt zur Freude der Großen des Reichs gebracht wurden und wir wissen, daß sogar unter Justin durch einen solchen später heimkehrenden Abassen die christliche Religion dort ausgebreitet und die schöne Kirche von Drante, deren Ruinen noch alle Reisenden, die dahin kommen, in Verwunderung setzen, damals erbaut wurde. Die Knaben, später zu Männern herangereift, siedelten sich in der Regel im heutigen Fündüklü an und wurden im Allgemeinen mit dem Namen der Abassen belegt. Die ganze Südküste des schwarzen Meeres ist mit Wäldern von Haselsträuchern bedeckt und wahrscheinlich ist es, daß die hier angesiedelten Abassen vor Allem großen Handel mit den wohlschmeckenden Früchten ihres Vaterlandes trieben und dadurch zur Benennung Fündüklü Anlaß gaben. Als mit der Eroberung Trebisonds auch der Islam unter den westlich wohnenden Völkern des grusischen Stammes, besonders unter den Dschanen (Sanni der Alten) und Lasen (Lazi der Alten) Eingang fand, so durften auch von ihnen weder Mädchen noch Knaben als Tribut gefordert werden und der Bedarf wurde nun vorzüglich aus Mingrelien, Abassien (oder Abchasien), zweien ebenfalls von grusischen

Völkern bewohnten Ländern, und Tscherkessien bezogen. Aus diesen Knaben sind von jeher die tüchtigsten Staats- und Kriegsbeamten hervorgegangen, und wenn ich aus der früheren Zeit nur den Sijawud-Pascha und aus der neuesten den Schwager des Sultans Reschid-Pascha nenne, so sind dieses zwei Beispiele von einigem Gewichte. Auch die Mutter des jetzigen Großherrn Abd-ul-Meschid, wegen ihrer Schönheit Besmi-Allem, d. h. Leuchte der Welt, genannt und wegen ihrer Geistesüberlegenheit und Schlauheit die eigentliche Herrin des türkischen Reiches, stammt aus demselben Lande der Tscherkessen, die sich jetzt so muthig Rußland entgegensetzen.

Wenn man von Galata oder Topchaneh aus den Hügel ersteigt, so kommt man nach der eigentlichen Frankenstadt Pera, deren Name nach dem griechischen πέρα, jenseits bedeuten soll, und trifft daselbst neben der ewig wechselnden Bevölkerung der verschiedenen Gesandtschaften auch eine feststehende Einwohnerschaft an, deren Einzelne sich mit Stolz Peroten nennen und ein Gemisch der früher hier seßhaften Genueser mit Griechen darstellen. Hier wird die Lingua franca, d. h. ein Italienisch mit griechischen und türkischen Wörtern und Konstruktionen gemischt, gesprochen und bildet mit dem Türkisch, Griechisch und Armenisch eine der vier Hauptsprachen, denen man in Konstantinopel begegnet. Das Türkische ist jedoch vorherrschend und mit ihm kommt man allein allenthalben durch, denn der Türke ist eines Theils zu faul, um eine andere Sprache zu erlernen, anderen Theils auch zu stolz und bigott, um eine andere Sprache zu sprechen, als die heilige (die arabische, welche allein im Paradiese gesprochen wird) oder die halbheilige (die türkische, die wenigstens alle Engel, die auch in jenem Leben der Wollust fröhnenden Huri's und die Seligen verstehen).

Pera bildet eigentlich nur eine lange und für Konstantinopel schöne Straße, die auf der Höhe des Vorgebirges von dem kleinen oder Platanen-Gottesacker bis zu dem

großen sich erstreckt und auf beiden Seiten noch mit kleinen, engen und winkeligen Gassen zusammenhängt. Wie in Galata wohnen nur Christen hier, während in den beiden Vierteln Fündüklü und Topchaneh ausschließlich Moslimen ihre Wohnungen haben. Der Türke nennt Pera als den Sitz der Gesandtschaften, die Freiherren-Straße, Bei-Johl, denn jeder anständig gekleidete Abendländer erhält auch hier, wie in Wien, den Namen Baron. Unter Bei, Beg oder Bek versteht der Türke keineswegs eine solche im hohen Grade bevorzugte Klasse des Adels, wie die Fürsten der Gegenwart und mehr noch der früheren Zeit bei uns, sondern jeder Türke, der freien, nicht einer besonderen Abgabe oder Frohne an einen höheren Herrn unterworfenen Grundbesitz hat, nennt sich Bei und wird als solcher anerkannt. In Kagisman, einer reizend gelegenen Stadt am Araxes, war der Grund und Boden im unumschränkten Besitze der angesehensten Einwohner, und trotzdem diese neben ihrem Obst- und Ackerbaue noch Gewerke trieben, so versäumten sie doch nicht, sich gegenseitig Bei zu nennen. Beilerbei oder Beglerbeg, wörtlich Herr von Herren, könnte eher unserem Worte Fürst entsprechen, ist aber nur ein Titel.

Am westlichen Ende Pera's, an der Gränze gegen den Platanen-Gottesacker und gegen Galata liegt das berühmte Kloster der kreisenden Derwische (Mewlewi-Tekießi), das von allen Reisenden (nur leider aus Vergessenheit von mir nicht) besucht und vielfach beschrieben wurde. Alle Dienstage (wenn ich nicht irre) gegen Mittag, finden die mysteriösen Tänze innerhalb desselben statt und jedes Mal war ich verhindert, um die bestimmte Stunde in Pera zu sein. In der Mitte sitzt der Schech oder Flötenspieler, und um ihn drehen sich der Reihe nach und zwar oft auf die schnellste Weise, die Mönche des Ordens herum. Vor einigen Jahren reis'te eine malayische Priesterfamilie mit ihren beiden Töchtern in Deutschland herum, um uns mit den in ihrer Heimath eigenthümlichen Tänzen bekannt zu machen und nebenbei sich

Geld zu verdienen. Diese religiösen, nicht weniger kunstvollen als sinnreichen Tänze hat ohne Zweifel der Stifter des Ordens der kreisenden Mönche dem Buddhaimus entnommen. Nach v. Hammer stellen sie den Reigen der Gestirne, die um den Mittelpunkt der Welt sich bewegend, die Harmonie der Sphären bilden, dar. Nach anderen Auslegungen bedeutet das einfache Drehen die Allgegenwart Gottes und die Fortbewegung den Gang des Menschen durch das Leben.

Mitten in der Fürstenstraße liegt das sogenannte Galata-Sarai, d. h. das großherrliche Gebäude von Galata, denn nach türkischer Eintheilung gehört Pera zu Galata. Früher wurden hier die Pagen (Itschoglan) gebildet und aus ihnen gingen oft die größten Würdenträger des Reiches hervor. Risa-Pascha, der vor Kurzem so mächtige Günstling und gewiß bald seine alte Stelle wieder einnehmend, erhielt hier seine Ausbildung. Von dem Vater des jetzigen Sultans dem Sklavenstande, welchem er als Ladendiener im ägyptischen Basare angehörte, entzogen, verstand er fortwährend sich die Gunst seines Herren zu erhalten und rettete einst den schwächlichen Abd-ul-Meschid vom Tode. Der bisweilen jähzornige Mahmud faßte nämlich in einem unglückseligen Augenblicke den schreienden Sohn und warf ihn in einen gerade dastehenden Wasserkübel. Niemand wagte das arme Kind dem gewissen Untergange zu entziehen, als der kühne Risa-Pascha, damals noch Page, und der nun auf den Thron gehobene Abd-ul-Meschid kann ohnmöglich das Gefühl des Dankes gegen seinen Lebensretter so weit verläugnen, daß er den sonst so brauchbaren Mann ganz und gar fallen ließe.

Mahmud hat das Pagen-Institut in eine medizinische Schule umgewandelt, und der Gründer ließ im eigenen Selbstgefühle am äußeren Thore derselben die stolze Inschrift: „Alle, die auf das Gebäude schauen, werden ausrufen: Es ist wohlgethan!“ setzen. Da ich später noch Gelegenheit finden werde, weitläufiger über diese Schule zu sprechen, so übergehe ich jetzt ihre nähere Beschreibung.

Pera ist vorzugsweise die Stadt der Katholiken und zwar nicht allein der Anhänger der römischen oder abendländischen Kirche, sondern auch der Armenier, welche unter dem Namen der unirten, die Oberhoheit des Pabstes anerkennen. Der bischöfliche Palast steht auf derselben Stelle, wo früher das östreichische Gesandtschafts-Hôtel sich befand, und erfreut sich nebst der Kirche und dem Franziskanerkloster des östreichischen Schutzes, während die Kirche des heiligen Anton von Padua und das Minoritenkloster Frankreichs Schutz anerkennen.

Von den Privatgebäuden, die zwar ein freundlicheres Ansehen als im gegenüberliegenden Konstantinopel besitzen, aber leider ohne Ausnahme aus Holz erbaut sind, verdient keines einer besonderen Erwähnung, insofern man nicht die Gesandtschaftslokale hierher rechnen will. Durch seinen bedeutenden Umfang zeichnet sich auf dem Wege nach Topchaneh das östreichische und durch seine prächtige Lage das holländische Hôtel aus, aber vor Allem, die anderen Gebäude hoch überragend und in der ganzen Umgegend weit sichtbar, steht das neuerbaute russische Gesandtschaftslokal, der immerwährende Gegenstand des Neides und des Aergernisses von Seiten der Regierung nicht minder, als des Volkes. Man glaubt allgemein, Rußland habe hiermit den ersten Schritt gethan, sich der morschen Türkei zu bemächtigen, und mehr als sonst ist dadurch die Eifersucht der anderen Mächte rege gemacht. Von englischer und französischer Seite vernahm ich mehrmals bezügliche Aeußerungen gegen diese Schaustellung der russischen Macht. Da derlei Folgen der feinen Politik Rußlands nicht unbekannt bleiben konnten, so hielt man ohne Zweifel doch von Petersburg aus die sinnliche Entfaltung seines großen Einflusses bei den morgenländischen Griechen noch für wichtiger und nothwendiger. Die ganze Welt der Rajah's gerieth in Erstaunen über eine solche Entwickelung der russischen Macht und über die Demüthigung der Pforte. Man nannte schon den ungeheuren Palast die

Residenz der russischen Kaiser, die nun bald das kalte, unwohnliche Petersburg mit dem milden Konstantinopel vertauschen würden. Wirklich weiß man auch nicht recht, zu was eigentlich Rußland ein solches umfassendes Gebäude, was viele Millionen kostete, erbaut hat, wenn es nicht andere Absichten damit vereint!

Das prachtvolle englische Gesandtschafts-Hôtel liegt gar nicht in Pera, sondern befindet sich auf der Südwestseite der Vorstadt Kassim-Pascha, gerade oberhalb des kleinen Gottesackers. Diese Vorstadt ist ohnstreitig die wichtigste und größte auf dieser Seite des Hafens, und erstreckt sich vom Hafen jenseits des kleinen Gottesackers, und um diesen sich herumziehend, bis auf die Höhe. Zwei Bäche, die auf dem Rücken des Vorgebirges, was sich zwischen den süßen Gewässern und dem Bosporus nach dem Hafen zu vorschiebt, ihren Ursprung haben, machen diesen nicht unbedeutenden Stadttheil sehr uneben und vereinigen sich vor ihrer Mündung in den Hafen zu kurzem gemeinschaftlichen Laufe. Die Straßen sind außerordentlich eng, nirgends gerade und sehr schmutzig, so daß man sogleich daraus schließen kann, daß Moslimen seine Bewohner sind. In keinem anderen Theile des weitläufigen Konstantinopels findet man so viele große und kleine Moscheen und Klöster als hier, und es scheint, als wenn die Mönche eben nur den engen und bedrückenden Straßen des eigentlichen Konstantinopels entlaufen wären, um sich in den noch engeren Schluchten des gegenüberliegenden Theiles anzusiedeln. Von den Moscheen nenne ich nur die eine, welche den Namen nach ihrem Erbauer Piali-Pascha erhalten hat und sich ganz im Nordosten außerhalb der Vorstadt befindet. Piali-Pascha, Großadmiral Suleimans des Großen, wurde mit Kassim-Pascha, nach dem man später den ganzen Stadtheil nannte, von dem Großherrn beauftragt, für die Verschönerung dieses Stadttheiles Sorge zu tragen und wußte sein vieles, im Kriege erbeutetes Geld nicht besser anzuwenden, als daß er Moscheen

erbaute, um dereinst trotz seiner, besonders bei der Eroberung von Chios bewiesenen Grausamkeiten Gnade vor Gott und eine rechtmäßige Stelle im Lande der immer jungfräulichen Huri's zu finden. Denn Mohammed sagt selbst: „Wer Gott dem Allmächtigen eine Moschee erbaut, dem baut Gott ein Haus im Paradiese.“

Nicht weit von der genannten Moschee und zwar oberhalb und seitwärts derselben befindet sich das Pulvermagazin (Barut=Chaneh) und das Marinespital (Hasta=Chaneh); dicht am Meere hingegen ziehen sich die weitläufigen Räume und Anstalten des Arsenales hin und nehmen wohl eine Länge von gegen 2,000 Schritt ein.

Wie Pera auf zwei Seiten von Gottesäckern eingeschlossen wird, so auch Kassim=Pascha. Zwischen den beiden Vorstädten liegt der kleine (christliche) Gottesacker, und man benennt, wie schon oben angedeutet, vorzugsweise seinen oberen Theil, der sich durch seine prachtvollen Cypressen auszeichnet, mit diesem Namen, während der untere Platanen=Gottesacker (Tschinarly) genannt wird. Der andere und entgegengesetzte Gottesacker befindet sich oberhalb des eigentlichen Schiffswerftes und trennt die nächste Vorstadt Piri=Pascha von dieser. Er wird für sehr heilig gehalten, denn es geht die Sage, daß während der sieben Belagerungen durch die Rechtgläubigen die gefallenen Helden hier begraben wurden, aber trotzdem hat die Regierung sich nicht gescheut, einen großen Theil der geweihten Stätte zu profaneren Zwecken zu verwenden und den Raum des Arsenales auf ihm zu erweitern. Ueber ihm befindet sich das schöne Kloster der Pfeilschützen, mit dem der Pfeilplatz (Ok=Meidan) beginnt, und auf ihm übte sich früher die angesehene Klasse der Pfeilschützen.

Auf dem anderen der Kaserne gegenüberliegenden Ende des Exercirplatzes der Artilleristen liegt das kleine neue Viertel (Jeni=Mahalleh) in dem Thale eines Kassim=Pascha durchfließenden Baches, und auf der darüberliegenden Höhe breitet sich das kleine, von Griechen bewohnte Stadtviertel

San-Dimitri aus. Wie Galata wird auch dieses als ein Ort des Lasters und des Elendes betrachtet.

Die kleine Vorstadt Piri-Pascha wurde zu Ehren eines Wesirs Sultan Selim's I. genannt, der durch Anlegung von Gärten und durch Bauen von Häusern zu ihrer Verschönerung viel beigetragen hat. Es ist ein gemischter Stadttheil, da neben Türken vorzugsweise Griechen und Armenier ihre Wohnungen hier aufgeschlagen haben. Auch die Ziegelschläger der großen, weiter unten zu erwähnenden Brennereien sind größtentheils hier angesiedelt.

Es folgt nun die vorletzte Vorstadt Chaßköi, die von den aus der Nähe der Moschee der Sultan-Walide vertriebenen Juden allein bevölkert ist und keineswegs so ein schmutziges Ansehen besitzt, als Balata, was ihre Glaubensgenossen auf dem jenseitigen Ufer des Hafens bewohnen. An den Quellen des Bächleins, was Chaßköi von Piri-Pascha scheidet, liegt ihr Gottesacker, und sein öder Anblick vermag nur trübe Gefühle in der Brust hervorzurufen. Am Ausflusse des Baches befindet sich die großherrliche Ankergießerei (Lenker-Chaneh).

Die Reihe der Vorstädte schließt der Milchort, Südlidsche, ebenfalls vorzüglich von Griechen und Armeniern bewohnt, und er zeichnet sich vor Allem durch seine schönen und reizenden Gärten aus, die das beste Obst und Gemüse nächst dem von Sarijari über Böjükdereh liefern. Den Theil dicht am Hafen nehmen eine prächtige Kaserne für die Bombardiere und einige andere kleine großherrliche Gebäude ein. An seinem nordwestlichen Ende befindet sich ein vielbenutzter Landungsplatz, dem ein anderer auf einem Vorsprunge Ejub's gegenüberliegt. Oberhalb desselben zieht sich noch die Nachen-Fabrik (Kaik-Chaneh) hin, und dann folgen die wenigen Ruinen des einst prächtigen Palastes Achmed's III., der noch vom Volke unter dem Namen Karaghatsch, d. h. Schwarzbaum, gepriesen wird.

Nachdem auf der europäischen Seite das eigentliche Konstantinopel mit seinen außerhalb der Mauern und jenseits des Hafens gelegenen Vorstädten beschrieben ist, bleibt nur der dritte, asiatische Theil noch übrig. Er befindet sich auf dem felsigen Vorsprunge des nicht unbedeutenden Berges Bulgurluh, der hier gleich einem Stiere den breiten Kopf vorschiebt. Dieß mag die Ursache zur Benennung Ochs, βοῦς, die einst das Vorgebirge besaß, gegeben haben, und hieraus entstand erst später der Name Bosporus, d. h. Ochsenfurt, zur Bezeichnung des ganzen schmalen Kanales zwischen dem Marmora- und dem schwarzen Meere. Der Stadttheil selbst führt den Namen Skutari, oder richtiger Üsküdar, d. h. die Post, denn hier war der Sammelplatz aller nach und aus Asien kommenden Karawanen, und Posten standen zur Zeit der Byzantiner und der Osmanen bereit, um auf den Befehl des Herrn schnell nach allen Seiten des weiten Reiches entsendet zu werden. Mahmud, der bedeutendste Herrscher seit länger als einem Jahrhundert, errichtete von Neuem in Skutari nicht allein eine Post zu seinem eigenen Gebrauche, sondern Jedermann, gleichviel ob Moslim oder Gjaur, hatte das Recht, sich der dortigen Pferde zu seiner Weiterreise zu bedienen. Man zahlt für das Pferd nicht mehr als zwei Piaster auf die Stunde. Die Straße nach Nikomedia und anderen Städten Kleinasiens wurde sogar für kleine Wagen, die, nach den russischen Kibitken gebildet, das Annehmliche des schnellen Vorwärtskommens darboten, geebnet und jeder Unterthan, Moslim, Jude oder Christ, war beordert, wenn er zu Fuße einherging, einige Steine aus dem Wege zu lesen. Stockprügel erlitt nicht selten der, der nicht freiwillig sich dem gutgemeinten Ansinnen der Regierung unterzog. In bestimmten Entfernungen waren Stationen eingerichtet, und mit frischen Pferden ging die Reise rasch vorwärts. Freilich weit landeinwärts geht die heilsame Einrichtung der Posten nicht, und man ist gezwungen, dieselben Pferde oft weit mit sich zu führen.

Im Ganzen ist Skutari, was gegen 3,000 Schritte im Durchmesser besitzt, freundlicher, als alle Theile des großen Konstantinopels auf der europäischen Seite des Bosporus, und ebenso herrscht hier eine größere Reinlichkeit. Die große Menge von Wasser, was von vorzüglicher Güte aus den nahen Quellen nach der Stadt geleitet wird, mag am Meisten dazu beitragen und schöne Brunnen treten allenthalben dem Spaziergänger entgegen. Zahlreiche Gärten und weniger enge Straßen erhalten die Luft in ihrer Reinheit, und nie bekommt man das beengende Gefühl, wie es sich in dem eigentlichen Konstantinopel nicht weniger, als in Galata und Pera fühlbar macht. Die schönsten blühenden Sträucher: der Schotenstrauch (Cercis Siliquastrum *L.*), der Bohnenbaum, der Hibiskus Syriens u. s. w. mit dem immergrünen Lorbeer, dem baumartig gewordenen Buchsbaum, der stachlichen Eiche (Quercus Ilex *L.* und coccifera *L.*), umwunden von dem weithin duftenden Jasmin, bieten mit ihren in allen Farben spielenden Blumen und dem alle Nüancirungen darbietenden Grüne der Blätter fast allenthaben freundliche Blicke dar.

Wenn sich hier auch nicht solche Prachtgebäude wie jenseits des Bosporus vorfinden, so ist Skutari doch reich an öffentlichen Gebäuden, besonders Moscheen und Klöstern. Auch der großherrliche Palast (Kassr-Humajun), dicht neben dem gewöhnlichen Landungsplatze, nimmt seiner hohen Mauern und seines geheimnißvollen Innern halber die Aufmerksamkeit der Fremden in Anspruch. Die wichtigsten Moscheen sind die große (Böjük-Dschami), die neue (Jeni-Dschami), die des Sultan Mustafa, die des Sultan Selim, neben der eine schöne Kaserne für ein Garderegiment (Selimmije Kischlaßi) erbaut ist, die der Sultan-Walide, neben der man ein Militär-Hospital erbaut hat, und die der Sultan-Sefie, der Mutter Sultan Mohammed's III.

Auf der Südseite Skutari's liegt der große türkische Gottesacker (Böjük Mesaristan), und auf ihm sucht jetzt

jeder Rechtgläubige, auch wenn seine Wohnung auf der europäischen Seite sich befinden sollte, dereinst begraben zu werden. Daß der Tag nicht mehr fern ist, an dem der Moslim wiederum den Griechen weichen muß, sieht jeder unbefangene Türke ein, und er möchte deßhalb nicht gern in einer Erde begraben sein, wo Ungläubige ihre Herrschaft aufpflanzen werden. Daß auch Asien, oder wenigstens ein großer Theil davon dann sich der türkischen Oberhoheit entzieht, hält er für unmöglich, denn Gott selbst hat den Moslimen Asien als Erbtheil zugestanden.

Nicht weit von der äußersten Hervorragung des Landes in die Meerenge, genau der Spitze des Sarai gegenüber, ragt aus dem Wasser ein nackter Felsen hervor, und auf ihm hat Emanuel der Komnene einen festen Thurm erbaut, ohne Zweifel nur in der Absicht, um von hier aus nach der gegenüberliegenden Spitze des Sarai eine Kette zu ziehen, wenn ein feindliches Geschwader die Meerenge passiren wollte. Es ist übrigens wahrscheinlich, daß auf derselben Stelle schon früher eine Befestigung vorhanden war. Der heutige Thurm führt bei den Europäern den Namen Leander-Thurm, trotzdem die Mythe die Geschichte des Hero und Leander nach den Dardanellen versetzt; die Türken nennen ihn Kis-Kuleßi, d. h. Mädchenthurm, ein Name, der im ganzen Oriente dergleichen Befestigungen gegeben wird, und bringen eine interessante Sage damit in Zusammenhang. Der Kampfheld (Sid al battal) der Araber, der 300 Jahre vor dem spanischen Campeador lebte, bestand hier ein kühnes Liebesabentheuer, das uns Herr v. Hammer in einer seiner Eklogen des morgenländischen Kleeblattes besingt.

Fünftes Kapitel.

Oeffentliches Leben.

Wenn man aus dem Abendlande nach irgend einer Stadt des Morgenlandes kommt, so ist es nothwendig, sich zuerst von den Vorurtheilen, die die Mährchen der tausend und einen Nacht und schwülstige Reisende der Vor= aber auch der Jetztzeit in uns durch feenhafte und pompöse Beschreibungen und das Reich der Wunder berührende Schilderungen hervorgerufen haben, zu befreien, denn dann erst wird es möglich, die interessanten Seiten des orientalischen Lebens unbefangen aufzufassen und sich mit ihnen vertrauter zu machen. Vor Allem unterscheidet es sich wesentlich dadurch von dem unsrigen, daß im Morgenlande das Weib von der Oeffentlichkeit ausgeschlossen ist und nur als Anhängsel des Mannes betrachtet wird. Ein Familienleben, wie wir es haben, ist dem Orientalen fremd, und wenn er auch die Kinder, die ihm eine oder die andere seiner Frauen geboren, oft leidenschaftlich liebt und für sie zu manchen Aufopferungen fähig ist, so erfreut sich doch die Mutter nur so lange der Gunst ihres Mannes, als sie jung und schön ist, oder wenn sie ihm den ersten Stammhalter geschenkt hat. Hat sie ihre ersten Reize verloren, dann tritt eine andere Frau, gleichviel ob freigeboren oder Sklavin, oft die Tochter eines seiner Diener, an die Stelle der früheren Geliebten. Das Weib hat nur den Zweck, dem Manne mit ihren Reizen zu fröhnen, und die Sklavin wird

um einen höhern Preis gekauft, wenn sie durch Koketterie, wohlgefälliges Wesen und Geschmack in der Wahl ihrer Kleider und ihres Schmuckes versteht, die Sinne ihres Herrn zu fesseln. Geschicklichkeit in feineren weiblichen Arbeiten wird nur bewundert und erhöht ebenfalls den Preis des Mädchens, insofern sie dazu beiträgt, die eigenen Reize zu heben und die nächste Umgebung schöner zu gestalten. Ausbildung des Verstandes und des Gemüthes ist den Töchtern der Großen, wie denen der Armen, unbekannt, und da diese ebensowenig die eine gewisse Tournüre gebende Geselligkeit kennen, so steht auch das weibliche Geschlecht in der Türkei nicht weniger, wie in dem übrigen Asien überhaupt, auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung. Gefallsucht und Eifersucht auf der einen, krasse Indolenz auf der anderen Seite sind die hauptsächlichsten Eigenschaften einer orientalischen Frau, und gehört sie dem Beherrscher der Gläubigen oder einem der mächtigsten Würdenträger an, so gesellt sich noch Schlauheit und Sucht, Intriguen zu spielen, dazu. Die verständigen Türken sehen diesen traurigen Zustand, in dem das weibliche Geschlecht sich befindet, und die noch traurigeren Wirkungen auf Familie und Staat ein und beschränken deßhalb die Zahl der Frauen oft bis auf eine einzige, die aber immer noch hinter Schloß und Riegel verborgen bleiben muß.

Auf den Straßen sind Frauen seltene Erscheinungen, und selbst die der ärmsten Klasse sieht man nur mit dem großen Mantel, und den Kopf in Tücher gehüllt, um Wasser zu holen, oder andere Bedürfnisse des Lebens zu besorgen. Außer den Augen und vielleicht der Nasenspitze erblickt man nur eine eingemummte Figur, die langsam auf mit erhabenen Absätzen versehenen Pantoffeln daher klappert, und gehört sie einem wohlhabenden Manne an, dann begleitet sie eine ebenso eingehüllte Matrone, und je nach dem Stande folgen ihr ein oder mehre schwarze Sklavinnen und selbst Eunuchen. Wehe ihr, wenn sie es

ein Mal wagte, das Tuch nur wenig öffnend frische Luft zu schöpfen und einer der schroffen Diener des Gesetzes hätte es bemerkt, denn eine große Strafe, die selbst aus Stockprügeln bestehen könnte, würde die Folge sein. Doch diese strenge Sitte hat sich wenigstens in Konstantinopel sehr gemildert, und mitten in dem Quartiere der Gjaur*) begegnet man häufig Frauen mit nicht unbedeutender Begleitung, die selbst die bekannten Magazine für Luxusgegenstände und andere fränkische Waaren besuchen, um ihre Auswahl zu treffen. In diesen Läden hat sich für den nach Abenteuern haschenden Abendländer ein neues Feld eröffnet, und von glaubwürdigen Personen wurde mir versichert, daß sie nicht selten Anknüpfungspunkte und Rendezvous für die mit Argus-Augen bewachten Schönen des Morgenlandes bilden. Geld vermag Alles in der Türkei, und so geben auch gern die Besitzer der feinsten Magazine ihre verborgenen Zimmer für dergleichen Zusammenkünfte her. Während der lange Troß von Wächtern ruhig vor der Thüre des Magazins das anvertraute und bewachte Kleinod sicher glaubt, wird trotz aller Vorsichtsmaßregeln die Ehre ihres Herrn angetastet. Die Männer kennen die Gefahr und suchen auf alle Weise den Besuch der christlichen Magazine zu hintertreiben, aber Mahmud bestätigte den Fetwah (Ausspruch) seiner Weisen, daß es den Frauen des Harems vergönnt sein sollte, in bestimmten Zwischenräumen durch Spaziergänge sich der frischen Luft zu erfreuen, insofern nicht dadurch der Anstand verletzt würde.

Da der Mann inmitten seiner Familie nicht die Unterhaltung findet, die ihm doch von Zeit zu Zeit nothwendig ist und dem ächten Moslim es selbst unschicklich erscheint, am Tage den Harem, d. i. das oder die Gemächer seiner

*) Unter Gjaur verstehen die Türken alle Nicht-Mohammedaner und gebrauchen demnach das Wort eben so, wie die Griechen das Wort Barbar.

Frau oder seiner Frauen zu besuchen, so greift er nach seiner Pfeife, setzt sich auf den Diwan und bläs't ruhig eine Dampfwolke nach der anderen vor sich hin. Noch lieber geht er ins Freie und wählt einen erhöhten Ort, wo möglich mit einem Brunnen in der Nähe, um dort Stunden lang ins Blaue hinein zu sehen. Dieses Versunkensein in Träumereien, was mit dem Namen Kehf (Keif) belegt wird, ist nur dem Orientalen und vor Allem dem sunnitischen Muselmann in dem Grade eigenthümlich und dem, der an Thätigkeit gewöhnt ist, muß ein solches Stunden langes Dahinbrüten ohne alle geistige Regung unbegreiflich erscheinen. Und doch kennt der Orientale nichts Angenehmeres, als diesen Kehf, besonders wenn er sich durch Opium oder Hanfextrakt in eine eigenthümliche, sinnliche Verzückung versetzt hat. Alles, was um ihn vorgeht, ist ihm gleichgültig und es bedarf eines sehr starken Eindruckes, um ihn aus seinem Brüten herauszureißen. Nur der Italiener hat etwas Aehnliches in seinem dolce far niente, und weniger der Engländer in seinem musing corner. Wenn der Altdeutsche nichts zu thun hatte, so streckte er sich auf seiner Bärenhaut aus und übergab sich den Armen des Morpheus. Auch der Russe kennt nichts Angenehmeres, als zu schlafen. Kein Volk besitzt darin eine solche Fertigkeit, wie der Russe, und die Viertelstunde, die er ungeschlafen dahingehen ließe, würde ihm mehr Reue verursachen, als wenn er in der Zeit etwas zu thun vergessen hätte. Selbst im härtesten Winter benutzten die Iswoschtschiks, die Führer der Droschken und Schlitten, in Petersburg die kürzeste Zeit, in der sie vor der Thüre auf ihren Herrn zu warten haben, zum Schlafe, und weder Kälte noch Regen vermag sie davon abzuhalten. Der Orientale verwendet seine müssige Zeit, die ihm freilich auch in größerem Maßstabe zugemessen ist, zum Kehf-Halten, und wenn er dabei die ihm unentbehrliche Pfeife im Munde hat, so ist ihm alles Andre gleichgültig. Wo möglich muß er nur dabei die frische Luft einschlürfen

können, wenn auch seine Umgebung nicht die angenehmste ist, und es scheint, als wenn das mehr oder minder kühle Fächeln der Luft auf einem erhöhten Standpunkte ihn über den oft gränzenlosen Schmutz und über die unsaubern, dem Boden entsteigenden Dünste hinwegsetzte. In dem großen Konstantinopel sind der freien Orte nur wenige, und dem Türken genügt schon das luftigere Ufer des Hafens oder die Terrasse seines Hauses, während der Christ (Grieche, Armenier oder Franke) die mit schattigen Bäumen besetzten Gottesäcker und eine Menge Vergnügungsorte außerhalb der gedrückten Luft seiner Straßen aufsucht, um dort geräuschvoller, als der Muselmann, einen Theil seines Tages zu verleben.

In den ersten Tagen unseres Aufenthaltes hatten wir nichts Besseres zu thun, als die Straßen der sultanischen Residenz zu durchwandern, und um die türkischen Eigenthümlichkeiten besser aufzufassen, wählten wir vor Allem die türkischen Viertel der durch Meere getrennten Stadt und darin wiederum die Basare und die Plätze vor den größeren Moscheen. Den türkischen Nationalcharakter aufzufassen, wurde mir jedoch unmöglich, wenn es mir auch allmälig gelang, unter den stehenden Einwohnern Konstantinopels vier Racen hinlänglich von einander charakterisirt herauszufinden. Ich wußte wohl schon früher, daß ich in Konstantinopel keine ächt türkischen Physiognomien und Gestalten mehr erwarten konnte, glaubte aber doch noch hie und da Spuren auffinden zu können. Leider muß ich auch offen bekennen, daß eine genaue Kenntniß der Eigenthümlichkeiten des türkischen Nationalcharakters noch ein frommer Wunsch ist und auch wohl zunächst bleiben wird. Ich habe mich zwar mit vielen türkisch redenden Völkern, besonders mit den unter sich verschiedenen Tataren des russischen Reiches bekannt gemacht und die einer türkischen Sprache sich bedienenden Baschkiren und einzeln auch die in Kleinasien und Armenien herumziehenden Turkstämme, dort unter dem Namen Jürük bekannt, gesehen,

aber trotzdem bin ich nicht zur Klarheit gekommen. Daß Timur wahrscheinlich ein Türke und kein Mongole gewesen ist, aber trotzdem viele Mongolenstämme, die nun seine Sprache annahmen, mit sich geführt hat, bestärkt meine Behutsamkeit. Die Nogaier unterscheiden sich wesentlich von den schirwan'schen Tataren und zwischen ihnen stehen die Turkstämme. Wahrscheinlich bildet der eigentliche Türke oder Turanier jenseits des Kaspischen Sees einen untersetzten Menschenschlag, bei dem aber die den Mongolen vorherrschend zukommende Fettbildung unmittelbar unter der Haut sich weniger oder fast gar nicht vorfand. Seine abgerundeten Glieder besitzen einen festen Muskelbau, und der vorherrschend kurze und dicke Hals trägt einen abgerundeten Kopf mit keineswegs bedeutendem, blonden oder mattbraunen Haarwuchse. Wie bei dem Mongolen ist der Bart nur schwach entwickelt, aber sein Haar stärker, als das des Hauptes *). Das dunklere Gesicht erscheint rundlich, und seine Züge sind markirt. Die kleine Nase ist wenig oder gar nicht eingebogen. Die sogenannte Stumpfnase ist ein ächt mongolisches Kennzeichen, was durch die ersten Tataren unter Dschingis-Chan zunächst bei den Russen und dann auch besonders bei den Norddeutschen, d. h. vorherrschend den Blonden unseres Stammes, sich eingebürgert hat. Die länglichen Augen, fast immer von grauer Farbe, scheinen allerdings schief zu liegen, aber bei Weitem nicht in dem Grade, als

*) Selbst die Geschichte der Türken sagt dieses mit deutlichen Worten, denn als Sandschar, der Sohn des Melek-Schah, des größten Beherrschers unter den persischen Selbschuken, in der Mitte des 12. Jahrhundertes, die Unterwerfung des Kur-Chan, des Herrschers von Chatai im nördlichen China, verlangte und im widerspenstigen Falle mit zahllosen Heeren, deren Pfeile die Haare spalten würden, drohte, ließ Kur-Chan den Gesandten die Barthaare ausraufen und sie ihm mit Nadeln in die Hand geben. Mit den Worten: „Wenn ihr das Barthaar mit Nadeln nicht spalten könnet, wie wollet ihr es bei den feineren Haaren des Hauptes mit Pfeilen thun" entließ er sie.

die Chinesen und die übrigen mongolischen Völker es zeigen. Unter dem gemeinen Volke ist mir nie ein Osmane begegnet, der zu dieser Beschreibung gepaßt hätte, wohl aber sah ich einige Mal unter den Würdenträgern sich dahin neigende Gestalten. Der grausame Abdullah-Pascha von Trebisond, der Herrscher von Dschanik, ist ächt türkischen Ursprunges, und trotz der vielfachen Verbindung seiner Vorfahren mit anderen Frauen, rollt türkisches Blut in seinen Adern. Nach ihm habe ich vorzugsweise eine Schilderung entworfen.

Im Oriente klassifizirt man die Völker keineswegs nach ihrer Abstammung, sondern die Religion oder hin und wieder die Unterthanenschaft gibt allein die Unterschiede. Aus der Ursache nennt man sogar alle den Pabst als Oberherrn anerkennenden Armenier Franken. Frankreich, der sorgsame Beschützer aller Katholiken der Türkei, nimmt sich ihrer jetzt mit Recht im Libanon an, wenn vielleicht auch andere Ursachen, als die Menschlichkeit, es dazu bestimmt haben mögen. Rußland gerirt sich als Schutzherr aller Anhänger der morgenländischen Kirche, besonders in den nördlichen Provinzen und möchte seine Macht gern weiter ausdehnen, findet aber, besonders von England aus, mächtigen Widerspruch. Die schlaue Politik des Herrschers an der Newa versteht aber dadurch den Einfluß zu vergrößern, daß sie türkische Griechen in eine der angränzenden Städte schickt und dort mit russischen Pässen versieht. Damit werden sie als russischer Unterthanen betrachtet und dürfen sich auf Rußlands Schutz berufen. Man hält selbst bisweilen die Reise nach einer russischen Stadt für gar nicht nothwendig und versieht in der Kanzlei zu Konstantinopel den bittenden Griechen anfangs für eine kurze Zeit, dann für immer mit einem russischen Passe, der den türkischen Unterthanenverband faktisch aufhebt.

Griechen, Armenier, Italiener und Araber, zu welchen letzteren ich die Juden rechne, machen die hauptsächlichste

Bevölkerung der Gränzstadt zweier Welttheile aus und bekennen sich zum Theil zur mohammedanischen Religion; vorherrschend aber sind es Griechen, die mit dem Islam auch die geistige Indolenz angenommen haben.

Die Griechen, insoweit ich sie gesehen habe und sie mir von Reisenden geschildert worden sind, bilden ebenfalls, wie die Türken einen kleinen und kurzen Menschenschlag, aber mit vollendeteren Formen und Gesichtszügen. Alle Statuen des Alterthums und besonders die Münchener Aegineten-Gruppe stimmen damit überein. Der herrliche, ich möchte sagen, schwellende Bau seines Körpers und das harmonische Ebenmaß seiner Glieder hat den Griechen von jeher zum Muster der Schönheit hingestellt, und wenn auch die der Nachwelt übriggebliebenen Bildsäulen der griechischen Schönheits-Idee mehr als der Wirklichkeit nachgebildet waren, so wurde die erstere doch ursprünglich der letzteren entnommen. Mehr noch als der Körper zeichnet sich der Kopf in seiner von keinem anderen Volke übertroffenen Bildung aus und, trotz des kleinen Körpers umstrahlt ihn eine seltene Majestät, die sich freilich noch insbesondere durch seine geistige Entwickelung und den ungebändigten Freiheitssinn in der Weise gestalten konnte. Mit welcher Kraft trat der Grieche des Alterthumes dem verweichlichten Perser selbst als Kriegsgefangener entgegen? In seinen Kämpfen mit dem weit überlegenen Könige Persiens machte sich das moralische Bewußtsein seiner geistigen Ueberlegenheit allenthalben geltend. Heut zu Tage hat sich zwar Vieles verändert, und wenn auch der zum Islam übergetretene Grieche nur körperlich seine Eigenthümlichkeiten sich erhalten, so hat doch der christliche immer noch jenen ungebändigten Freiheitssinn und das ungebrochene Streben nach Thatkraft, die seine Vorfahren auszeichneten. Leider sind aber die alten bewährten Tugenden durch Zeit und Umstände vielfach verändert worden, und Hang zur Raubsucht, Grausamkeit, List und Betrug sind an ihre Stelle getreten. Wie auf den Bildsäulen, so

zeichnet sich auch noch jetzt der Kopf des Griechen durch seine Regelmäßigkeit aus. Vorherrschend rund, bedeckt den oberen und hinteren Theil kastanienbraunes, aber auch blondes Haar, in der Geschmeidigkeit ganz dem unsrigen gleich, und ein schöner Bart von stärkerem Haar beschattet die Oberlippe, während Kinn und Wangen in der Regel rasirt werden. Das abgerundete und volle Gesicht besitzt einen helleren Teint, als man gewöhnlich glaubt, und schöne, vorherrschend braune Augen von runder Form schauen groß entgegen. Die gerade Nase bildet mit der Stirn nur einen schwachen Winkel, den vollständig ausgeglichen ich nur einige Mal bei makedonischen Griechinnen erblickte. Der Mund zeichnet sich durch seine Kleinheit aus, und das abgerundete Kinn ist durch eine flache Furche von ihm geschieden. Schläfen und Backenknochen bilden eine ununterbrochene Kurve, und gewölbte Augenbrauen breiten sich gefällig am Ende der mittelmäßigen Stirn über den nur wenig hervorspringenden Rändern der Augenhöhlen aus.

Aber nicht alle, die sich Griechen nennen, sind ihrem Ursprunge nach Griechen, und schon ihre äußere Gestalt deutet auf eine andere Abstammung. Am Schwierigsten sind die slawischen Griechen zu bestimmen.

Eine schlanke, markige Figur ist ein Hauptmerkmal der ursprünglichen Bewohner Syriens und Arabiens, und ein gebräunter Teint bezeugt das südliche Vaterland. Weder Körper noch Glieder sind abgerundet, aber trotz der deutlicher zu unterscheidenden Muskelpartien wohlgeformt. Starker Knochenbau zeichnet sie ebenfalls vor allen anderen Völkern aus, und ihm verdanken die Araber der Wüsten wohl vorzüglich ihre seltene Ausdauer. Auch im Gesichte spricht er sich aus und macht alle Züge markirt. Schwarzes, aber mattes Haar bedeckt den hinteren und oberen Theil des Hauptes und besitzt am ganzen Barte gleiche Stärke, ohne jedoch daselbst die Dichtigkeit, wie bei den Völkern

indo-europäischen Stammes, zu erreichen. In dem länglichen Gesichte treten Stirn, Nase und Kinn mehr hervor und die nie runden, aber großen und länglichen Augen, von brauner und überhaupt dunkler Farbe, besitzen neben vielem Feuer noch eine größere Beweglichkeit. Kein anderes Volk vermag die Augen so wild zu rollen, als die Araber. Energie des Geistes spricht sich in jeder seiner Handlungen aus, und ohne Zweifel haben sie auch vor den meisten Völkern Asiens und Afrika's hervorragende Talente, wodurch sie sich auch seit langer Zeit die Herrschaft über ihre Nachbarn verschafften. Von ihnen sind die Sicilianer und die meisten südlichen Italiener nur schwierig zu unterscheiden, aber auch die Geschichte sagt uns, daß in den Adern der Bewohner Unteritaliens viel arabisches Blut fließt.

Wenn die Griechen in Konstantinopel die schönsten Menschen unter sich besitzen, so kommen unter den Arabern die kräftigsten und männlichsten Gestalten vor. Sie sind es vorzugsweise, welche als Ruderleute (Kaikdschi's) von jeher allen Abendländern imponirten und den türkischen Frauen oft mehr zusagten, als ihre abgelebten Herren. Mit Leichtigkeit theilen sie die Fluthen, und die spitze Gondel schießt pfeilschnell vorwärts. Ein einziger Ruderer legt oft nicht unbedeutende Strecken mit dem leichten Fahrzeuge in kurzer Zeit zurück und gönnt erst nach geraumer Zeit seinen nervigen Armen eine kurze Ruhe.

Auch die Juden gehören zum arabischen Stamme, unterscheiden sich aber wesentlich von ihren konstantinopolitanischen Stammgenossen, und haben wahrscheinlich durch den fast zwei Jahrtausende andauernden Druck das ihnen ursprünglich eigenthümliche Feuer, was sich besonders in den Augen ausspricht und wodurch sich selbst ihre, im Verlaufe der Zeit ebenfalls anders gewordenen Glaubensbrüder bei uns größtentheils noch auszeichnen, gänzlich verloren. Die so lange anhaltenden feindseligen Umstände hinderten die volle Ent-

wickelung des einst so kräftigen Körpers, und mit der Kraft ging auch die ursprüngliche Energie des Geistes zu Grunde. Die einst markirten Glieder erscheinen jetzt mehr abgerundet und selbst das schöne schwarze Haar hat sich durch mancherlei Sorgen in ein opakes und graues Kaffeebraun umgeändert. Die Gestalt der Juden hat sich dadurch der der Griechen genähert, aber dem Gesichte fehlt jeder edle Zug, sowie die Schönheit, durch die sich die letzteren auszeichnen. Nur selten begegnet man einem Juden, der seine ursprünglichen Grundformen sich erhalten hat, aber man kann dann in der Regel überzeugt sein, daß nicht die Türkei sein Vaterland ist. In diesem Falle ist er von den Bewohnern des südlichen Italiens kaum zu unterscheiden, was unsere Anhänger des alten Testamentes oft zu ihrem Vortheile benutzen, indem sie sich für Italiener ausgeben.

Das dritte Volk in Konstantinopel sind die Italiener, die aber mit den Griechen vielfache Vermischungen eingegangen haben. Selbst die ächten Abkömmlinge dieses Volkes, die vorherrschend aus Genua und weniger schon aus Venedig kamen, sind nicht leicht zu bestimmen, da germanisches und arabisches Element vielfach sich eingedrängt. Die Nachkommen der Gründer des heutigen Galata's ähneln im Allgemeinen den Griechen mehr als den arabischen Bewohnern Konstantinopels, während sie aber von den ersten die Figur des Körpers besitzen, nähert sich der kurzlängliche und schwarzhaarige Kopf mit markirten Zügen und feuersprühenden dunkeln Augen mehr den letzteren. Ihr Gang ist zwar lebendiger und frischer als bei den Griechen, sie übertreffen sie aber nichtsdestoweniger an Trägheit. Das dolce far niente brachten sie aus ihrem Vaterlande mit und nichts konnte in der türkischen Residenz besseren Boden finden als gerade dieses. Hauptsächlich aus ihrer Faulheit hat sich allmälig die Sittenlosigkeit erzeugt, die die Italiener vor allen andern Völkern Konstantinopels auszeichnet. Sie sind die eigentliche **sentina reipublicae**, wie sie vor Allem sich

in Galata eingenistet hat, und die türkische Regierung bedient sich hauptsächlich ihrer, um die verdächtigen Bewegungen der Griechen zu erspähen. Als bezahlte Spione durchstreifen sie die zahlreichen Tavernen und sonstige öffentliche Vergnügungsorte, um der Regierung alles, was vorgeht, zu verrathen. Fern sei es jedoch von mir, alle in Konstantinopel lebenden Italiener in eine Kategorie zu bringen, denn rühmliche Ausnahmen gibt es allenthalben und so auch hier. Wenn ich im ferneren Verlaufe meiner Beschreibung über Menschen oder über ein ganzes Volk ein Urtheil fälle, so bezieht sich dieses nur auf die Mehrzahl und zu jeder Zeit habe ich gegen Einzelne, z. B. hier in Betreff der Italiener gegen die Familie meiner italienischen Wirthin Achtung gehabt und ausgesprochen.

Es bleibt mir nun noch die Charakteristik des vierten und letzten Volkes, des Armeniers, übrig, und im Verlaufe meiner Reise hatte ich vielfach Gelegenheit, dieses uralte Volk, das mit gewissenhafter Genauigkeit gleich den Juden seinen Stammbaum bis auf Noah und Adam hinaufführt, in seinen Eigenthümlichkeiten zu beobachten. Selbst den Juden, mit dem er gleiches Schicksal hinsichtlich seiner Zerstreuung besitzt, nicht ausgenommen, hat sich der Armenier wie in Polen, Wien und Venedig, so in Madras, Kalkutta und Kanton allenthalben gleich erhalten und, außer mit seinen nachbarlichen Grusiern, nirgends eine Vermischung eingegangen. So hartnäckig er auch seine Religion, von der er nur die Form festgehalten hat, auswärts zu vertheidigen scheint, so haben doch in seinem Vaterlande zahlreiche Stämme sich bald zu den Kurden, bald zu den Türken geschlagen und führen nun mit den ersteren ein gemeinschaftliches Nomadenleben. Der Armenier besitzt eine schlanke Figur und, gleich dem Araber der Wüste, einen starken Knochenbau. Muskulöse Arme und Beine zeichnen ihn keineswegs aus und eher möchte ich die Glieder, wie den ganzen Körper mager nennen, wenn das gränzenlose Elend, dem er in seinem Vaterlande ausgesetzt ist, nicht erst

diesen Zustand hervorgerufen hat. Die Schatzmeister und Banquiers besaßen allerdings abgerundetere Formen. Auf einem dürren Halse sitzt das längliche Haupt, das nur bei dem Perser einen größeren Längsdurchmesser besitzt. Wohlgefällige Formen zeigt das Gesicht nicht, und nirgends habe ich so häßliche Frauen gesehen als bei den Armeniern. Nur wenige Jahre der Blüthe vermögen dem Gesichte eine vorübergehende Frische, nie aber einen angenehmen Ausdruck zu verleihen. Die Backenknochen, wenn auch nicht so eckig wie bei den Mongolen, stehen aber doch etwas hervor und selbst bei Jünglingen in den zwanziger Jahren sind sie zu unterscheiden. Am Meisten charakterisiren aber den Armenier die Nase und die Augen. Erstere ist vorherrschend entwickelt, ragt selbst bei jungen Mädchen unangenehm hervor und gibt im höheren Alter dem Gesichte die Häßlichkeit, wodurch es sich besonders, wie schon gesagt, bei Frauen auszeichnet. Wie die geschlitzten Augen der Mongolen sich bei Vermischungen mehre Generationen hindurch erhalten haben und man in Petersburg bei hochgestellten Fürstinnen die kalmükkische Abstammung noch erkennt, so hat sich auch bei dem Grusier, der nur einmal armenisches Blut in seinen Adern aufgenommen hat, die große armenische Nase viele Generationen hindurch erhalten. Umgekehrt gibt sich bei armenischen Familien das einmal eingeimpfte grusische Blut in den schönen, großen und schmachtenden Augen kund. Das Auge des ächten Armeniers hat keine wohlgefällige Form, da es wie bei dem Perser lang und schmal ist und außerdem noch bei einer vorherrschend dunkelgrauen oder braunen Farbe matt erscheint. Das Haar des Hauptes besitzt keineswegs die Weichheit und Geschmeidigkeit der griechisch-slawischen und germanischen Völker, ist aber auch nicht so hart wie bei den Arabern und Juden. Seine Farbe besteht in einem matten oder fahlgrauen Kastanienbraun. Der Bart entwickelt sich wie bei den semitischen Völkern weniger dicht.

Die geistigen Eigenschaften des Armeniers sprechen zu seinen Gunsten, nicht aber die moralischen, und es scheint, als wenn die gleichen Verhältnisse des Druckes und der Unduldsamkeit, wie bei den Juden, seine Demoralisirung herbeigeführt hätten. Das milde Christenthum ist bei ihm eine starre Form, und gleich dem Mohammedaner, der mit dem Glaubensbekenntniß: „Gott ist Gott und Mohammed sein Prophet,“ seiner Religion genügt zu haben scheint, zeigt auch schon bei ihm der bloße Glaube an „Gott-Vater, Gott-Sohn und Gott-Heiliger-Geist, die alle drei Eins sind,“ den Christen an. Bei den Griechen ist es leider nicht viel besser und man darf sich deßhalb nicht wundern, wenn im innern Asien der Name Christ ein Schimpfwort ist. Selbst der Europäer thut gut, auf seine Religion nicht zu stolz zu sein, denn der Muselmann kennt nur das traurige Christenthum der Armenier und zum Theil auch der Griechen. Beide haben noch beigetragen, den Franken hinsichtlich seines Glaubens zu verdächtigen, und weil er nicht dieselbe schmutzige, kriechende Verehrung für gleichgültige Dinge an heiligen Orten an den Tag legt, sondern, wenn er betet, mit Inbrunst seine Blicke dem Höchsten zuwendet, ihn als einen Freigeist und Atheist zu schildern.

Trotzdem der Armenier in seiner Schule, deren leider nur wenige vorhanden sind, kaum das Einmaleins lernt, ist er doch in ganz Asien der geschickteste Rechenmeister und hat sich deßhalb nicht weniger bei der hohen Pforte, als bei allen Würdenträgern des Reiches so unentbehrlich gemacht, daß keine Finanz-Operation unternommen wird, ohne den sachverständigen Armenier zu Rathe zu ziehen. Der Pascha einer Provinz pachtet zwar die Steuern und sonstigen Gefälle von der Regierung, übergibt aber seinem Banquier, der stets ein Armenier ist, die Eintreibung derselben oder verpachtet sie geradezu an ihn. Wie dabei das arme Volk zurechte kommt, und welchem fürchterlichen Drucke es dabei ausgesetzt ist, davon hat man bei uns keinen Be-

griff. Von den jährlichen Abgaben fallen ein Drittel in die Tasche des Armeniers und seiner sauberen Helfershelfer, ein Drittel nimmt der Pascha in aller Gemächlichkeit in Anspruch und kaum das letzte Drittel fällt der Regierung anheim. Es mögen aus allen Ecken und Enden Klagen bei der hohen Pforte einlaufen, das Volk hat nur doppelte Kosten und doppelten Druck, denn wieder der brauchbare Armenier wird in die kaiserliche Residenz oder in die Hauptstadt einer Provinz entsendet, um alle Minen gegen das drohende Ungewitter in Bewegung zu setzen. Während er auf der einen Seite in die vollen Taschen greift und mit Trinkgeldern nicht sparsam ist, erwirbt er sich zuerst die einflußreichsten unter der dienenden Klasse — ein Coup, der auch bei uns viel gilt und die Ehrlichkeit nicht selten zu Schanden werden läßt — und geht so stufenweise bis zu dem Mächtigsten empor. Auf dem ganzen Wege bis zu dem Minister oder Pascha findet er gefühlvolle Menschen, die sich von der Unschuld des Angeklagten bald überzeugen, und ist nur der Nachdruck nicht zu gering, so geht der Armenier siegreich hervor. Am Besten vermag ein Gleichniß, was ich mehre Male zu hören Gelegenheit hatte, darzuthun, wie der Türke den Armenier beurtheilt.

Als Christus im Gefängnisse saß und seiner Verurtheilung durch die Rechtsgelehrten seines Volkes entgegensah, fanden sich die vier Hauptvölker seines offenbarten Glaubens bei ihm ein und baten der Reihe nach um Erlaubniß, ihn aus den Händen seiner Feinde zu befreien. Der Herr hörte jeden einzeln an und erkundigte sich nach den Mitteln, die sie zu seiner Erlösung in Bewegung setzen wollten. Da traten zuerst die Firengi (alle christlichen Europäer mit Ausnahme der Russen) hervor und sagten: „Uns ist die ganze Wissenschaft unterthan; wir wollen mit Beweisen des unveränderlichen Rechtes darthun, daß man Dich schmähliger Weise gefangen hält und Du keine der Sünden, die man Dir Schuld gibt, begangen hast. Sollte dieses nicht die

nöthige Wirkung äußern, so nehmen wir unsere Zuflucht zur Magie, deren Studium uns nicht allein alle Naturgesetze kennen lehrte, sondern auch alle Geister unterthan machte.“ Jesus erwiederte, daß er mit Freuden stets der Firengi gedacht hätte, denn ihre Macht würde durch die Wissenschaft zu einer Größe gedeihen, wie sie bis jetzt kein anderes Volk erreicht hätte, aber er wolle sterben für den Glauben, den er auf Erden gelehrt habe, und dann wieder zu seinem Gott eilen, von dem er ausgegangen.

Kaum hatte er geendet, so drängte sich, in einen Wolfspelz gehüllt, der Abgesandte des nordischen Zares durch die dichten Massen und sprach, sich bis zur Erde beugend, zu dem Erlöser: „Herr, Kanonen und Kosaken stehen mir zu Gebote wie Sandkörner am unermeßlichen Meere, nur eines Winkes bedarf es, um meine tapfern, bis jetzt unüberwindlichen Heere nach Jerusalem zu führen und das ganze jüdische Reich über den Haufen zu werfen. Was kümmern uns die Trümmer der Stadt und das Wehklagen der betroffenen Menge, mitten aus dem schändlichen Gefängnisse entführen wir Dich, um Dich auf den größten Thron der Welt zu setzen. Laß mich ferner Dir zur Seite stehen und kein Haar soll Dir von Deinen Feinden mehr gekrümmt werden.“ „Auch Du, Gläubiger meiner geoffenbarten Religion, empfange meinen Dank und sei versichert, daß Deine Nachkommen zum Lohne dereinst in drei Welttheilen herrschen werden. Doch mein Beruf ist, für das Heil der Menschen zu sterben und so geschehe Gottes Wille.“

Es trat nun der Grieche vor, seine Hilfe dem Geiste Gottes (Ruh=Allah), wie die Moslimen Jesus nennen, anbietend. „Herr! Mag die Wissenschaft der Firengi und die Macht der Russen gegen das, womit ich Dich den Händen Deiner Feinde entführen will, um Vieles höher stehen, so möchte doch unsere Kunst, mit der wir im Geheimen Schlösser anzünden und Schiffe verbrennen, noch leichter zum Ziele führen. Wir haben das Feuer in unserer Ge=

walt und Muth besitzen wir genug, um es mitten in das innerste Gemach des Judenkönigs und seiner gewissenlosen Schergen zu tragen.“ Doch Jesus dankte auch für den guten Willen der stets treumeinenden Griechen, und es traten endlich die Abgesandten des letzten christlichen Volkes, der Armenier, hervor. „Laß uns schalten und walten, Herr, zu Deiner Rettung und Du gehest am Sichersten der Freiheit entgegen. Wie lange kann es dauern, ehe die Firengi die hartnäckigen Juden mit ihrer Wissenschaft eines Bessern belehren, Monate können vergehen, ehe die Russen aus dem eisigen Norden nach dem weiten Jerusalem mit Kanonen und Kosaken kommen, und nicht selten sind die Brander der Griechen ohne Wirkung erloschen, oder gar mit den Feinden auch die Freunde von der Erde vertilgt worden. Bei allen Großen des Reiches haben wir uns eingenistet und scheinbar ohne alle äußere Macht leiten wir nicht selten das Geschick der morgenländischen Reiche. Unsere Kassen sind gefüllt und dem blanken und hellklingenden Golde kann nicht leicht ein Jude widerstehen. Wir erkaufen uns erst die Gunst der Kammerdiener und der übrigen Einfluß ausübenden Hausgenossen, um endlich auch unser Glück mit den Pharisäern und Schriftgelehrten zu versuchen. Du wirst sehen, daß nach dem Verlaufe der kürzesten Frist Du für unschuldig erklärt und auf freien Fuß gestellt bist. Laß uns nur dann für Dich handeln, und Du kannst ferner lehren, wie es Dir gefällt.“

„Wohl kenne ich euren Einfluß bei den Mächtigen des Landes, doch mein Vater im Himmel will, daß es geschehe und so mag der bittere Kelch nur rasch vorüber gehen.“ So sprach der Heiland und verabschiedete die Gesandten seiner ihm treu ergebenen Völker.

Da die Familie dem Fremden wie auch dem Einheimischen verschlossen ist, so bieten vor Allem der Basar, die Kaffeehäuser, die Bäder und Moscheen die meiste Gelegenheit dar, um die Sitten und Gebräuche der Orientalen

kennen zu lernen. Auf dem Basare befinden sich alle Arten von Handarbeitern, meistens in offenen Buden, und dem müßigen Zuschauer steht es nach Belieben frei, sich dort planlos herum zu treiben oder den einzelnen Gewerken zuzusehen. Wie die Straßen im Allgemeinen eng sind, so steht man auch die, in denen der Reihe nach die verschiedenen Arbeiter sitzen, nicht viel breiter. Nach den Gewerken führen in der Regel die Straßen ihre Namen, eine Einrichtung, die in vielen Fällen auch bei uns wünschenswerth wäre, und so hat man eine Straße der Pastetenbäcker (Börekdschiler Sokak), der Schachtelmacher (Kutudschilar), der Steinhauer (Taschdschilar) ꝛc. Jedes Gewerk nimmt eine bestimmte Gegend ein und der Käufer kann sich bei der großen Auswahl etwas heraussuchen, wie er es gerade wünscht. Da der Orientale von altem Schrot und Korn mit seinen weiten Gewändern und seinen sonstigen Bedürfnissen nur einer Richtung folgt, und weder in den Kleidern noch in den Luxus-Artikeln einer Mode gehuldigt wird, so werden auch fast alle Gegenstände mehr fabrikmäßig gearbeitet, d. h. der Handwerker erhält keine Bestellungen, sondern ist nur bemüht, sich für die Käufer zur beliebigen Auswahl den nöthigen Vorrath zu verschaffen. Ein Arbeiter verfertigt aber nur eine bestimmte Sache und läßt sich mit der Fertigung einer anderen, und wenn sie der seinigen noch so ähnlich ist, durchaus nicht ein. Dieses Zertheilen der Arbeit geht oft ins Lächerliche, denn auf diese Weise gibt es z. B. eben so viele Sorten von Schneidern, als man Sorten von Kleidungsstücken hat. Wer sich mit der Fertigung der weiten mit Schnuren besetzten Jacke (Dolman) beschäftiget, macht keinen Oberrock (Benisch) oder Pelz (Kürk); selbst die freilich verschiedenen Beinkleider für Frauen (Schalwari) macht kein Schneider für die der Männer (Tschaschgür) zum Verkaufe. Um sich die jetzt eingeführte Kopfbedeckung (den Fes) anzuschaffen, muß man zu vier verschiedenen Kaufleuten oder Handwerkern gehen, und man kauft von dem Einen die eigentliche rothe Filzmütze (vorzugsweise Fes genannt), von

dem Anderen die seidenen Quasten (Püskül), und von dem Dritten den steifen, grauen Filz (Kauk) zum Aufrechthalten des Fes, während der Vierte endlich das Futter (Tarbusch) bereitet und die ganze Kopfbedeckung zusammensetzt. Will man noch turbanartig Tücher (Jemini) herumschlagen, so muß man sich zur fünften Sorte von Kaufleuten begeben. Um sich einen vollständigen Anzug zu kaufen, ist es nothwendig, in eben so viele Buden sich zu begeben, als man Stücke zu brauchen meint und es darf deßhalb nicht auffallen, wenn man den Ankauf der oft zwanzigerlei Sachen an einem Tage gar nicht zu Ende bringt. Die große Zunft der Schuhmacher gibt der der Schneider nur wenig an Weitläufigkeit nach, und während der Eine nur die Pantoffeln (Papusch) oder die großen Stiefeln zum Ausgehen (Tirlik) verfertigt, findet man bei einem Dritten nur die weichen, den Fuß eng umschließenden Fußbekleidungen (Mest).

Für den Abendländer, der dergleichen in seinem Vaterlande nicht sieht, bietet deßhalb wohl der Anblick der orientalischen Verkaufsstraßen mannigfaches Interesse dar und es gibt ein buntes Bild, der Reihe nach die verschiedenen Handwerker mit ihren Eigenthümlichkeiten vor den Augen passiren zu lassen. Hier sitzen mit übereinandergeschlagenen Beinen die Kürschner und zerschneiden die feinen Felle der Tatarei je nach ihrem Werthe in viele Stücken, um sie dann zu einem allenthalben gleichguten Pelze zusammenzunähen. Um das Ueberziehen bekümmert er sich nicht und kommt man in eine andere Straße, so kann man sich auch mit diesem bekannt machen. Dort zieht sich die Straße der Waffenschmiede dahin, die in der Regel nur die guten Klingen, besonders aus Damaskus oder Chorasan, für den Gebrauch zurechtmachen. Und wiederum wechselt die Scene, die Kesselschmiede mit ihrem blanken Kupfer kommen an die Reihe, um vielleicht auf dem weiteren Spaziergange den Posamentirern Platz zu machen. Mehr außerhalb, besonders am Hafen und an großen Plätzen, halten die Verkäufer mit

Obst, Fischen, Brod und anderen Lebensmitteln feil, und ihnen will ich einige Aufmerksamkeit widmen, da es vor mir noch Niemand, soviel ich weiß, gethan hat.

Das Obst ist im Allgemeinen schlecht und die guten Südfrüchte werden erst aus anderen Gegenden eingeführt. So kommen die besten süßen Orangen (Apfelsinen) aus Sizilien, und ihr Name Portakali deutet die Aepfel der Hesperiden klar genug an. Ich weiß nicht, warum man diese Früchte durchaus aus dem Morgenlande stammen lassen will, da sowohl der alte griechische Name, als der neuere der Türken und Griechen sie nach dem Abendlande verweist. Wenn sie auch ebenfalls in Portugal, Spanien und Unteritalien eingeführt wurden, so kann doch nur das westliche Nordafrika die Hesperiden-Gärten gehabt haben. Es versteht sich von selbst, daß auch die bitteren Orangen, deren heutiger Name Araransi (Turundsch) nicht weniger als der frühere: Aurantia, woraus Orange entstanden ist, dasselbe Vaterland haben und aus ihnen erst die süßen durch allmälige Veredelung hervorgegangen sind. Die Citronen werden ebenfalls von vorzüglicher Güte aus Italien und Griechenland eingeführt und heißen noch Limon. In Syrien und den wärmeren Küsten des östlichen und südlichen Kleinasiens wachsen große, der Pompelmus ähnliche Citronen, die den Namen Aghadsch-Kawun, d. h. Baum-Melonen, führen. Granatäpfel (Nar) sind wegen des säuerlich-saftigen Fleisches, was die eigentlichen Samen umgibt, für die Südländer während der heißen Monate eine angenehme Speise, und aus ihnen verfertigt man durch Zusatz von Honig einen vorzüglichen Scherbet (d. h. eine Art Limonade, oft aber auch nur Zuckerwasser, wörtlich ein „Getränk" vom Arabischen „Scharab," trinken).

Die Feigen (Indschir) sind größtentheils von vorzüglicher Güte und die Basare des frischen, wie des getrockneten Obstes sind an verschiedenen Sorten reich. Die besten kommen ohne Zweifel über Smyrna und Beirut. Die

Blumen- und Kaiser-Feige (Tschitschek- und Sultan-Indschir) behaupten den Vorzug. Eine dem Orientalen trotz ihres ekelhaft süßlichen Geschmackes angenehme Frucht ist die rothe, schwarze und weiße Maulbeere (Tut). Aus ihr bereitet man ebenfalls eine Art Scherbet und eine zähe Paste (Pastill, kaum eine Linie dick und von lederigem Ansehen). Noch wichtiger ist sie für die Christen, denn diese verfertigen ihren fuseligen, aber gewöhnlich starken Branntwein (Raki) daraus. Da ihm vor Allem die Schwarzköpfe (Karabasch), d. h. die Diener der Kirche, huldigen, so führt er bei den Griechen den Namen Pfaffenmilch (*γάλα τῶν παπάδων*).

Die Pfirschen (Scheftali) vermögen kaum mit unseren süddeutschen und noch weniger mit denen Oberitaliens einen Vergleich auszuhalten und man schmeckt es ihnen wahrhaft an, daß man sich mit ihrer Kultur gar keine Mühe gibt. Aus Smyrna sah ich Pfirschenkerne als rundliche Mandeln im Handel, und wahrscheinlich sind es dieselben, die auch zu uns unter diesem Namen kommen und besonders zum Verbrauche bei den Nürnberger Lebkuchen benutzt werden. Aus ihnen bereitet man ebenfalls in den Buden der Süßigkeits- und Zuckerbäckerei-Verkäufer (Halwadschi und Schekerdschi) eine kühlende Mandelmilch. Aechte Mandeln (Badem) sah ich nur wenig und sie standen den unsrigen in feinem Geschmacke nach.

Die gefährlichsten Früchte für die Abendländer sind die Frankentödter (Matafrankos), mit welchem Namen man in Konstantinopel allgemein die Aprikosen (Kaißi) belegt, und sie sind um so schädlicher, als sie wirklich vor allem andern einheimischen Obste sich durch zartes Fleisch und angenehmen Geschmack auszeichnen. Rathsam ist es, sie nur mit Wein zu genießen, und wer dieses gethan, hat noch nie schlimme Folgen gespürt. Ein Italiener aus Pisa, der durch längern Aufenthalt im Oriente sich mit dessen Eigenthümlichkeiten vertraut gemacht hatte, trank zu jeder Aprikose und selbst nicht weniger zu jeder Pfirsiche ein Glas

Wein und machte mich auf diese Weise mit dem unschädlichen Genusse der nicht selten den Tod bringenden Früchte vertraut. Vielleicht finden sich von den größeren Sorten ebenfalls die Kerne als rundliche Mandeln vor.

Datteln (Churmah) werden in Menge aus Aegypten eingeführt, haben aber für mich nie eine besondere Anziehung gehabt. Datteln, mit dem Beinamen der schwarzen (Kara-Churmah), nennt man aber die unreif unangenehm bittern und reif ekelhaft süßlichen Lotuspflaumen, die Früchte des orientalischen Ebenholzes (Diospyros Lotus *L.*), was noch jetzt im Türkischen Abanos, im Griechischen Ebenos heißt. Sie kommen erst im Winter, wenn sie der Frost etwas gerührt hat, getrocknet in den Handel und besitzen eine unansehnliche schwarze Farbe. In der Umgegend Konstantinopels sah ich zwar den Baum nicht, aber wohl auf der Nordküste Kleinasiens und in Pontus, besonders in Trebisond, noch mehr aber in Imerien und Mingrelien, dem eigentlichen alten Kolchis.

Mehliger und kleiner als die ächten Datteln sind die Früchte des wohlriechenden und seines botanischen Namens, Elaeagnus (d. i. wilder Oelbaum) hortensis *M. B.*, halber häufig mit dem wilden Oelbaume verwechselten Silberbaumes, in ganz Vorderasien unter dem Namen Ifteh (auch I'teh) bekannt und besitzen eigentlich gar keinen Geschmack.

Von unserem Kernobste erfreuen im Oriente sich die Quitten (Aiwa) einer besonderen Aufmerksamkeit und werden wegen ihres moschusartigen Geruches und Geschmackes sehr geliebt. Ich sah auf beiden orientalischen Reisen fast nur Apfelquitten, aber von einer Größe und einem weichen Fleische, wie wir sie bei uns vergeblich suchen. Man ißt sie roh, aber auch mit Essig eingemacht.

Die Aepfel (Elma) sind ohne Ausnahme gegen die unsrigen schlecht, da man eben auf den ganzen Obstbau gar keine Sorge verwendet und es lieber dem lieben Gott anheimstellt, wieviel und wie gut die Früchte werden sollen. Ein

feiner, aromatischer Geschmack und zartes Fleisch der Aepfel werden in Konstantinopel wohl so lange ein frommer Wunsch bleiben, als bis es mit der Türken-Herrschaft aus ist. Die besten und meisten Sorten kommen aus dem Vaterlande unseres Obstes, von der Süd- und Ostküste des schwarzen Meeres, und zwar besonders aus Sinope und weiter östlich aus dem wälderreichen Dschanien, wo die Kirschbäume gleich unseren Eschen, Eichen und Buchen. dichte Wälder bilden, von den Städten Kerasunt und Tripolis. Ssinub- und Dschanik-Elmaßi sind die gewöhnlichen Bezeichnungen für gute Aepfel. Den Apfel Mohammeds (Mehmed-Elmaßi), der mir so oft gerühmt wurde, habe ich leider nicht gesehen, da die Zeit meines Aufenthaltes in Konstantinopel vor seine Reife fiel und er in dem Vaterlande des Obstes nicht zu wachsen scheint.

Die Birnen tragen ihren Namen „Armud" mit Recht, denn sie sind wo möglich noch schlechter als die Aepfel, und was von ihnen einem abendländischen Gaumen einigermaßen genügen kann, stammt aus dem Westen. Mit unseren Butterbirnen kommen die Eierfruchtbirnen (Badlidschan-Armudi) am Meisten überein, stehen aber der weißen und grauen (Beurré blanc und gris) an Aroma und zartem Fleische nach. Sonst sind die Braut-, Schloß- und Zuckerbirnen (Gelindschik-, Balata- und Scheker-Armudi) die vorzüglichsten.

Mispeln (Muschmula) sieht man in Konstantinopel auf dem Basare in großer Menge, sie erfreuen sich aber im Oriente, mit Ausnahme der schirwanschen Steppe, nicht eines sonderlichen Rufes. Ebensowenig werden die Korneliuskirschen, die besonders am Bosporus auf schönen Bäumen wachsen, von den vornehmern Orientalen genossen und bleiben eine gewöhnliche Speise des ärmeren Mannes. Eigentlich heißt nur das gelbe harte Holz Kisiltschik, aber wie immer hat man den Namen, der rothgelb bedeutet, auch auf die Steinfrüchte übergetragen.

Eine wichtigere Rolle spielen die übrigen Steinfrüchte, von denen ich schon einige genannt habe, und vor Allem sind die Pflaumen in zahlreichen Sorten beliebt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Orientalen noch eine viel größere Anzahl von verschiedenen Pflaumen besitzen als wir, und ein großer Theil ihrer Mutterpflanzen mag sich dereinst als selbstständige Art herausstellen. Reichliches Material habe ich zwar eingetragen und unterwerfe es ferneren Untersuchungen, ob es mir aber gelingen wird, die sehr schwierige Geschichte und Naturgeschichte unserer Obstsorten einigermaßen aufzuklären, damit dann tüchtigere Forscher glücklichere Resultate zu Tage fördern können, wird die folgende Zeit lehren. Weniger Zwetschen als ächte Pflaumen (Erik) fand ich in Konstantinopel vor und die dörtigen Basare lehrten mich eine Menge Sorten kennen. Fast alle besitzen (wenigstens getrocknet) einen angenehm-säuerlichen Geschmack, der vor Allem bei den bucharischen (Buchar-Eriki) von einer solchen Vorzüglichkeit ist, wie ihn uns keine zweite Frucht darbietet. Möge es nur den Herren, die sich mit der Zucht der von mir eingesendeten Pflaumen gefälligst beschäftigen, gelingen, diese Obst-Zierde des Orientes auch bei uns einzuführen. Nicht weniger angenehm, aber pikanter und süßlicher sind die Pflaumen aus Amasia (Amasia-Eriki), die großen schönen Aprikosen- und die weicheren Maulbeer-Pflaumen (Kaißi- und Tut-Eriki). Auf dem Gebirge des alten pontischen Reiches gibt es noch eine Menge kleiner, aber unendlich sauer schmeckender Pflaumen, unseren Hafer- und gemeinen Schlehen nicht unähnlich, die aber nie nach der stolzen Residenz des Kaisers der Rechtgläubigen kommen und später noch weiter besprochen werden. So vorzüglich aber auch die frischen und reifen Pflaumen sind, so genügen sie doch dem, wie in den Sitten, so auch im Geschmacke verdorbenen Orientalen nicht, und er ißt sie entweder nur getrocknet, oder noch grün und unreif mit Salz.

Weniger gut sind die Kirschen (Kires), und wenn man meint, daß Lukull dereinst die Sauerkirschen aus der Umgebung von Kerasus nach Rom übergesiedelt habe, so ist man in großem Irrthume; denn wenn auch ohne Zweifel das Faktum in Betreff des Ueberpflanzens von Kirschstämmchen nach Rom nicht abzuleugnen ist, so habe ich doch im ganzen Verlaufe meiner Reise die saure Kirsche, die als Ostheimer oder Weichsel bei uns bekannt ist, nicht mit Bestimmtheit gesehen. Wo ich saure Früchte vorfand, wuchsen sie auf schönen Bäumen, nicht auf solchen unbedeutenden Sträuchern, wie in Deutschland. In Konstantinopel versteht man zwar unter Kires jede Kirsche, nicht aber im Vaterlande alles Obstes und im ganzen kaukasischen Isthmus. Dort nennt man Kires alle süßlich schmeckenden, meist den Mai- oder Knorpelkirschen ähnlichen Früchte, die ebenfalls auch in mehren Gauen Deutschlands, besonders den südlichen, vorherrschend „Kirschen" genannt werden, während die Sauerkirsche im ganzen Oriente, wo sie ächt vorkommt, den Namen Wischneh besitzt. Auch die Süddeutschen gaben ihr ja einen eigenen Namen, den der Weichsel. Ohne Zweifel hat demnach Lukull eine vielleicht anfangs säuerlich schmeckende Süßkirsche (die auch ich in ihren ursprünglichen Wäldern säuerlich schmeckend fand) in der Form einer Herz- oder Maikirsche nach Europa gebracht, denn diese heißt noch Kires, und gewiß ging sogar der ältere Name der Frucht, welche in der armenischen Schriftsprache Keras heißt, auf die spätere Stadt Kerasus und nicht umgekehrt, der der Stadt auf die Frucht über. Die verschiedenen Kirschen-Sorten führen in der Regel ihren Beinamen nach der Farbe, aber vor Allem wird die Sultans-Kirsche (Sultan-Kireßi) gepriesen. Aus den Sauerkirschen bereitet man auch einen Syrup (Wischneh-Uruwi), der besonders im Sommer zu Scherbet gebraucht wird.

Die getrockneten, im unreifen Zustande und häufig mit Essig eingemachten Oliven (Seitin) findet man auf allen Basaren in Menge und sie werden hauptsächlich neben Bohnen

zu Fastenspeisen benutzt. Für meinen Theil fand ich aber keine Frucht so wenig wohlschmeckend als die Olive.

Weintrauben (Üsüm) werden zwar in der Umgegend von Konstantinopel wenig, am Meisten noch auf beiden Seiten des Bosporus, gebaut, man bringt sie aber von vorzüglicher Güte aus Nah und Fern, besonders von den griechischen Inseln, nach der Residenz. Wild scheint die Weinrebe nicht und ebensowenig verwildert vorzukommen, denn der einzige Wald von Bedeutung, der Belgrader, aus dem die ganze Stadt fast allein ihren Bedarf an Wasser nimmt, zeigte keine Spur davon. In den Küstengegenden im Süden des schwarzen Meeres schlängelt sie sich zwar in ungebundener Freiheit vorzüglich an Eschen und Erlen empor, sie scheint aber doch erst aus den milderen Strichen des Rion-Bassins, dem heutigen Mingrelien und Gurien, dem alten Kolchis, dahin verpflanzt zu sein. Der fanatische Moslim ist ihrem Anbaue eher hinderlich als beförderlich, und trotzdem die Trauben erlaubt sind, genießt er sie doch nur selten, um ja jeder möglichen Sünde zu entgehen. Mehr als einmal erzählten mir Christen, daß ihnen die schändlichen Anhänger des falschen Propheten die besten Weinstöcke abgehauen hätten. Die Zahl der verschiedenen Sorten von Trauben übertrifft noch die der Pflaumen; bald länglich, bald eiförmig oder rund haben sie eine grünliche, weißliche, gelbliche, bräunliche oder röthliche Farbe. Eben so mannigfach ist der Geschmack, vom feinsten Muskat bis zur reinsten Zuckersüße. Gerühmt wurde vor Allem als dem Auge wohlgefällig und die Zunge erfreuend die Busentraube (Üsüm-Memeßi) und die sieben Mal tragende (Jedi weren). Auch Rosinen, besonders über Smyrna kommend und von den griechischen Inseln, bietet Konstantinopel in beliebiger Auswahl dar. Die großen hörte ich Kuru-Üsüm (d. i. trockne Traube), die Korinthen hingegen Kusch-Üsüm (d. i. Vogeltraube) nennen. Außer einem Syrup verfertigt man aus den Beeren noch eine lederartige Paste (Üsüm-Pastill).

Von anderen Beeren und saftigen, fleischigen oder mehligen Früchten habe ich nichts weiter gesehen und erfahren. Die Erdbeere (Tschilek) kommt zwar, wenn auch sparsamer als bei uns, doch in dem Belgrader Walde und an einigen anderen Stellen vor und wird auch hier und da gegessen, aber nach dem Urtheile einiger Landsleute und wenn ich nach denen, die ich sonst im Oriente gefunden, schließen darf, ist sie weit schlechter als die unsrige aus den Wäldern und von den Bergabhängen. Sie besitzt fast gar kein Aroma und schmeckt schleimiger. Auch ist sie kleiner, weniger saftig und hängt nicht selten eingetrocknet noch am Stengel.

Himbeeren (Aghadsch-Tschileji) habe ich nirgends im türkischen Oriente gesehen, wohl aber in Menge Brombeeren (Böjürtlen jemischi), die aber leider, trotz des sehr angenehmen Fleisches, gar nicht oder nur wenig, selbst von dem gemeinen Manne berücksichtigt werden. Rubus sanctus *Schreb.* trug vorherrschend die schmackhaftesten Früchte.

Von unseren gewöhnlichen Nüssen gibt es nicht allein in Konstantinopel eine große Auswahl, sondern im ganzen Oriente werden sie gern gegessen. Wallnußbäume sind neben orientalischen Platanen, Cypressen, Silberlinden und spitzblättrigen Eschen (Fraxinus oxyphylla *M. B.*) an und für sich Lieblingsbäume der Orientalen, und der erste zeichnet sich im Morgenlande durch einen solchen Umfang und eine solche Ueppigkeit aus, wie ich sie selbst im Rhonethale nicht gesehen zu haben mich erinnere. Wo es der Raum erlaubt, pflanzt der Türke, wie der Christ, einen Wallnußbaum, um im milden Sommer unter dem weithin schattenwerfenden Dache seines Laubwerkes gegen die brennenden Strahlen der Sonne geschützt zu sein und sich gegen den Herbst hin die angenehm öligen Früchte (Dschewis) wohlschmecken zu lassen. Um die Müssiggänger auf den Basaren mehr anzulocken, befreit der Obsthändler schon zu Hause den milden Kern (Dschewis-Itschi) von seiner harten

Schale und bietet ihn zum Verkaufe dar. Noch häufiger reiht man die Hälften der Kerne auf Fäden und taucht sie in einen dicken Weinbeersyrup oder in zerlassenen Honig, um sie mit diesen beliebten Süßigkeiten zu einer Wurstform sich gestalten zu lassen. Im übrigen Oriente sieht man diese Nußwürste (Kümeh) mehr, als in Konstantinopel.

Nicht weniger vorzüglich ist die Haselnuß (Fündük), die aber keineswegs von unserer gemeinen Art (Corylus Avellana *L.*) stammt. Die Frucht ähnelt der Nuß der Corylus Colurna *L.*, der Strauch hingegen ähnelt unserer Haselstaude, wächst aber höher und besitzt größere Blätter. In den Küstenländern im Süden des schwarzen Meeres bildet er ganze Wälder und stellt den hauptsächlichsten Ausfuhrartikel jener Gegenden dar. Um den Zuckergehalt zu vermehren, werden die von ihrer harten Schale befreiten Kerne auch leicht geröstet und in Menge sieht man türkische und christliche Müssiggänger, einen Kern nach den andern in den Mund steckend, durch die Basare gehen, oder vor einer Moschee, einer Kirche u. s. w. mit übereinandergeschlagenen Beinen sitzen. Da der gemeine Mann aber oft nicht die nöthigen Paras (Heller) besitzt, um sich die beliebte Näscherei zu kaufen, so nimmt er mit gerösteten Kichererbsen (Lewleweh) und selbst Melonen-, Kürbis-, Gurken-, Birn-, sogar Hirsenkörnern (sämmtlich ebenfalls geröstet) fürlieb. Die Mutterpflanze der Kichererbse (Cicer arietinum *L.* und einige andere in der neuesten Zeit durch den Grafen Jaubert und Professor Spach bekannt gemachte Arten) wächst in den gelindern Gegenden des ganzen Orientes wild, wird aber auch an vielen Orten großartig gebaut. Die Pflanze und deren nicht geschälter und ungerösteter Same heißt bei Türken und Tataren Nauth (Nohut).

Pinienkiefern wachsen zwar, wenn auch nicht Wälder bildend, doch einzeln und in kleinern Parthien, in der Um-

gegend von Konstantinopel, aber ihre milden Nüsse suchte ich auf dem Basare vergebens.

Die Wälder der Umgegend Konstantinopels sind auch reich an ächten Kastanienbäumen (Kesteneh). Leider gibt sich aber der Moslim eben so wenig wie der Christ und Jude die geringe Mühe, den Baum auf eine Art seiner wohlschmeckenden Früchte zu berauben, daß das nächste Jahr die Aernte wo möglich noch reichlicher ausfällt, sondern auf unverzeihliche Weise bleibt auch hier der Morgenländer seinem zerstörenden Nationalcharakter treu und bricht oder haut die schönsten Aeste und selbst die üppigen Kronen ab, nur um so bequem als möglich zu den Kastanien zu kommen. Dieses ist die alleinige Ursache, warum man einen so schönen Waldbaum nie in der üppigen Entfaltung, wie er sich in Imerien und selbst schon in Deutschland, z. B. oberhalb des Heidelberger Schlosses darbietet, in der Umgegend von Konstantinopel sieht. Es ist doch gar zu traurig, daß der Moslim, wie im bürgerlichen und politischen Leben gegen sein eigenes Geschlecht, so auch in der Natur gegen Alles, was die Allmutter erzeugt, nur wüthen, nichts aber erhalten kann. Soll den schönen Ländern, in denen die Sonne um Vieles früher dem feurigen Osten entsteigt, ein Mal eine bessere Zeit werden, dann kann ihnen nur aus dem Abendlande ein schöneres Morgenroth erstehen.

Von den Früchten der Bäume und Sträucher gehe ich zu denen der Cucurbitaceen, d. h. der rankenden Kürbisträger über. Von vorzüglicher Güte sieht man Zucker- und Wassermelonen nicht weniger, als Gurken, ächte und Flaschenkürbisse. Die Melonen (Kawun) sind in großer Mannigfaltigkeit vorhanden, und ein Obstladen bietet zur Zeit ihrer Reife einen so freundlichen Anblick dar, wie ihn gewiß die Früchte aus den Gärten der Hesperiden nicht anmuthiger geben können. In der Regel von länglicher Figur hat ihre bald glatte, bald zerrissene oder gerippte Oberfläche ein verschiedenes Ansehen, zumal die Farbe freundlich vom Gelblichen ins Grünliche und von diesem ins Weißliche

spielt. Für wenige Paras kauft man sich eine so große Melone, daß sie selbst einem hungrigen Magen genügen könnte. Wenn auch ihr Genuß dem Eingebornen wenig oder gar keine ferneren Beschwerden verursacht, so muß doch der Abendländer vorsichtig sein, denn nicht selten stellen sich unangenehme Nachwehen und selbst verderbenschwangere Krankheiten darnach ein. Wiederum ist es Regel, sie nicht ohne Wein oder wenigstens nicht ohne Zucker und Brod zu genießen.

Weit gesünder und für die heißen Gegenden des Orientes zugleich angenehmer sind die Wassermelonen oder Arbusen (Karpus) und neben den Melonen aufgehäuft, vermehren sie den freundlichen Anblick der Bude eines Obsthändlers. Die Form ist rundlich und der Durchmesser gewöhnlich der eines Fußes. Noch wohlfeiler als die Zuckermelonen sind sie im Sommer mit den Gurken die gewöhnlichste Speise des gemeinen Mannes. Es gewährte mir immer ein großes Vergnügen, die kauflustige Menge vor den aufgerichteten Melonenhaufen in ihren Eigenthümlichkeiten zu beobachten und dazu bietet der Wassermelonen-Verkauf mehr Gelegenheit dar, als irgend ein anderer Theil des Basars. Während der Morgenländer im Allgemeinen, wenn er sich einer Obstbude nähert, schon vorher das, was er kaufen will, ins Auge faßt und der Handel bei den meistens fixen Preisen bald abgemacht ist, so verhält es sich mit dem Kaufen der Arbusen anders. Hier kann das Auge kein Gewicht haben, denn oft die am Schlechtesten aussehenden Wassermelonen sind die besten. Hat sich der Moslim eine Wassermelone für den Umfang seines Magens und nach der Größe seines Appetites berechnet, so fragt er nach dem Preise und ist ihm dieser annehmbar, so ergreift er sie mit beiden Händen bedächtig und führt sie mit wichtiger Miene an das eine seiner Ohren. Ein Druck mit dem Ballen der Hände ruft je nach dem Zustande der Reife ein eigenthümliches knisterndes Geräusch hervor und je heller es im Innern kracht, indem

die mit Saft gefüllten, großen Zellen zerreißen, für um so wohlschmeckender wird die Frucht gehalten. So selten sich sonst auf dem Gesichte des Türken sein Inneres kund gibt, so leicht wurde es mir, in diesem Falle ihn zu beurtheilen. Zufriedenheit mit ihrem Zustande entfernt auf ein Mal von seinem Gesichte den frühern Ernst und erlaubt einer wohlgefälligen, beistimmenden Miene auf ihm Platz zu nehmen. Hatte er sich aber getäuscht, so legt er, ohne einen Zug zu verändern, die un- oder überreife Frucht auf derselben Stelle wieder hin und greift nach einer anderen. Hat er endlich ein Exemplar nach seinem Wunsche gekauft, so sucht er sich einen bequemen Ort auf, um die Lieblingsfrucht ohne Gêne zu verzehren, zieht den langen, vorn etwas gebogenen Dolch (Handschar) oder das daneben steckende Messer hervor und schneidet sich ein Stück nach dem anderen ab. Der erste Anblick des grünlichen oder rosafarbigen Fleisches verscheucht zum zweiten Male den Ernst aus seinem Gesichte, und mit innerem Wohlbehagen setzt er ein Stück an seine Lippen, um den stets kühlen und nur wenig süßen Saft zu schlürfen. Während bei der Zuckermelone das innere Kernhaus mit seinen zusammengefallenen Zellen von der eigentlichen Fruchtwand abgelös't und weggeworfen wird, und die eigentliche Fruchtwandung zur Nahrung dient, verhält es sich bei der Wassermelone gerade umgekehrt, man wirft das harte Fleisch der letzteren weg und genießt nur die von angenehmem Safte strotzenden Zellen des Kernhauses.

Keine Frucht im Oriente äußert, wie schon gesagt, nach meinen Erfahrungen einen so wohlthätigen Einfluß auf den Körper, als der Genuß der reifen und guten Wassermelonen. Mitten im heißen Sommer, bei einer Wärme von mehr als 30 Grad, habe ich sie bisweilen ohne alle andere Nahrung genossen und nie unangenehme Folgen davon gehabt. In Konstantinopel und in der ganzen Türkei wird übrigens ihre Kultur eben so nachlässig, wie die der übrigen

Kulturpflanzen betrieben und da trotz der schlechteren Beschaffenheit der Türke die Früchte auch vor ihrer Reife abnimmt, so darf man sich nicht wundern, daß nicht selten Abendländer nach ihrem Genusse schädliche Folgen beobachteten. Man gebe aber nur einige Paras mehr und kaufe sich die besseren Sorten und besonders die, welche aus Rußland eingeführt sind, so wird man sich bald von der wohlthätigen Wirkung der Wassermelonen überzeugen. Die Steppen an dem Kuban und der Umgegend von Taganrog sind vor Allem dieser vorzüglichen Früchte wegen weit und breit bekannt.

Die Gurken (Chijar) werden in der nördlichen Türkei, nicht weniger als in Rußland, im Großen gebaut, und wie unser Getreide ziehen sich diese Rankengewächse auf weiten Feldern hin. Der Türke liebt sie roh zu essen, und gibt sich kaum die Mühe, die bei uns nur als Salat oder eingemacht beliebte Frucht erst zu schälen, sondern faßt sie in seine nervige Faust, um ein Stück nach dem anderen abzubeißen. Hat er Salz (Tus) in der Nähe, so bedient er sich dieses wohlfeilen Gewürzes gern dazu. Der Abendländer mag sich aber wohl hüten, dem Morgenländer in dieser Sitte nachzuahmen, denn nichts anderes ruft das bösartige Wechselfieber der Küsten des schwarzen Meeres und des Bosporus so leicht hervor, als gerade die Gurke. Freilich will uns der rohe Genuß derselben auch nur dann munden, wenn man nichts anderes hat.

Weder Kürbis noch Flaschenkürbis werden gleich den bis jetzt abgehandelten roh gegessen, sondern dienen nur als Gemüse. Der Kürbis (Dolma) erreicht im Oriente keine bedeutende Größe, besitzt aber ein angenehmes Fleisch, das man gehackt, besonders mit Fleisch zu Fleischklöschen oder als Gemüse benutzt. Dasselbe gilt von dem noch zarteren Flaschenkürbis (Kabak), der wie die Gurken unreif abgenommen und in mancherlei Formen auf die Tafel der Großen gebracht wird. Am

Liebsten höhlt man drei Zoll dicke und eben so lange Stücke aus und füllt sie mit einer pikanten Masse.

Ich begebe mich von den vielen Obst-Basaren zu denen der Gemüse. Wie die Früchte der Bäume, Sträucher und Kräuter sich keiner besonderen Sorge erfreuen, so steht es nicht viel besser mit den Gemüsepflanzen, und wenn auch auf den Märkten die Mannigfaltigkeit keinesweges gering ist und eine Stadt, wie Konstantinopel, mit einer Einwohnerzahl von 6—700,000 Einwohnern auch eine bedeutende Masse von dergleichen Lebensmitteln zu consumiren vermag, so ist doch trotz des Vielerlei das Gemüse im Allgemeinen schlecht.

Von unseren Kohlsorten habe ich nur Weiß- und Blaukraut (Kopfkohl) und Blumenkohl gesehen, und beide Sorten machen in der Regel eine rühmliche Ausnahme, da das milde Klima der üppigen Entfaltung des Krautes (Lachanneh oder Lahana) wahrscheinlich günstig ist. Die Hehde *) haben oft einen Fuß im Durchmesser, und wiegen meist mehre Pfunde. Blaukraut sah ich im ganzen Verlaufe meiner Reise nur wenig. Der Orientale liebt das Weißkraut auch mit Salz roh zu essen, und oft stieg einer meiner Begleiter auf meiner ferneren Reise vom Pferde, um sich von einem naheliegenden Krautfelde ein oder mehre Hehde abzuschneiden.

Der Blumenkohl (Karnabit) bietet für die Haute-volée Konstantinopels ein beliebtes Gemüse und ist seines hohen Preises halber den gemeinen Leuten gar nicht zugänglich. Mit Sorgfalt schließt der albanesische oder bulgarische Gärtner die Mitte der Pflanze mit den breiten Blättern des Umfanges, damit sich die verkümmerten Blüthen desto zarter und traubenartiger entwickeln können. Man führt

*) Ich bediene mich dieses ächt deutschen, in Thüringen vom Volke allgemein gebrauchten Wortes, was sich in dem angelsächsischen „head, Kopf" wiederfindet, für die hochdeutsche Bezeichnung: Haupt bei dem Kohle.

ihn nach allen Hafenstädten des Archipels und des schwarzen Meeres und vor Allem nach Odessa aus, und besonders in dieser Stadt wird er zu den höchsten Preisen von den reichen Beamten und Kaufleuten gekauft. Was mich aber selbst betrifft, so stimme ich ob der freilich wenigen Exemplare, die ich gesehen, nicht so unbedingt in das Lob des Blumenkohles aus Konstantinopel ein, da ich ihn in Thüringen und Franken unendlich besser gesehen und gegessen habe.

Spargel (Kusch-Konmas) wird nur wenig kultivirt.

Mehr noch als die beiden Kohlarten stehen die Bohnen (Fasulia) bei allen Orientalen in großem Ansehen und sind vorzüglich in der Fastenzeit, mit Essig eingemacht, eine beliebte und allgemeine Speise. Größtentheils sind es Wachsbohnen von weißlicher oder bräunlicher Farbe, nie aber habe ich die ächten arabischen Bohnen (was wir nämlich darunter verstehen) im Oriente gesehen. Man ißt die Hülsen unreif, die Samen aber reif, beide auf verschiedene Weise.

Aehnlich den Bohnen benutzt man auch die unreifen Hülsen und die reifen Samen der Saubohnen (Vicia Faba *L.*), Bakla genannt, die von den meisten Reisenden in der Regel mit den ächten Bohnen verwechselt werden.

Von den Erbsen (Biselja) habe ich nur unsere gewöhnlichen gelben und grünen Sorten gesehen, aber häufiger kocht man auch die schon erwähnten Kichererbsen (Cicer-Arten), Nauth (Nohut), mit Salzwasser. Linsen (Merdschimek) sieht man ebenfalls zum Verkauf ausgeboten.

Außer dem gemeinen und Flaschenkürbis werden auch andere fleischig-saftige Früchte zu Gemüse benutzt, und vor Allem sind die seit undenklichen Zeiten in den wärmeren Gegenden Asiens und Afrika's kultivirten Eierpflanzen (Solanum Melongena *L.*) noch heut zu Tage in großem Ansehen. Herr v. Hammer und andere Reisende, wahrscheinlich durch den lateinischen Namen verführt, nennen sie Nachtschatten.

Die Eierfrüchte (Badlidschan oder Badindschan) werden den Flaschenkürbissen ähnlich benutzt. Dasselbe gilt auch von den durch die Abendländer eingeführten Liebesäpfeln, die den Namen: Firengi-Badlidschan führen.

So wenig wir den Genuß der Eierfrüchte kennen, eben so vermissen wir die fleischigen, ebenfalls unreif genossenen und länglichen Kapseln der Bamiah (Abelmoschus esculentus *Mnch.*), die den Saubohnen als Hülsen ähnlich, aber weit häufiger genossen werden.

Auch der Mais (Mißr-Bughdaji) wird in jugendlichem Zustande, wenn die Körner noch eine milchige Flüssigkeit enthalten, genossen. Man schneidet zu diesem Zwecke die weiblichen Aehren ab und macht sie in Wasser und Essig für die Fastenzeiten ein, oder genießt sie geröstet.

Der Reis (Pirindsch) wird von dem ächten Moslim nie zur Suppe gebraucht, sondern man verfertigt hauptsächlich ein geschmortes Gericht (Pillau), oder einen Brei daraus. In den gebirgigen Gegenden, wo der Reis nicht wächst, enthüls't man Weizen und schmort ihn auf gleiche Weise mit Fett oder Butter.

Auch Artischoken (Enginar) baut man an und genießt die fleischigen Blüthenboden, entweder zerschnitten als Gemüse, oder röstet sie mit Pfeffer und Salz über einer gelinden Wärme. In anderen Gegenden bedient man sich auch anderer Disteln (Düken) zum nämlichen Gebrauche, genießt aber wiederum die fleischigen Wurzeln zweier Arten, die mir als Kowuch und Saribasch-Tschitschek genannt wurden, roh und als Gemüse.

Gleich den beiden Kohlarten besitzen die Orientalen auch die weiße Rübe (Schalgham) und essen sie roh und gekocht. Möhren (Kawudsch) sah ich wenig, desto mehr rothe Rüben oder kleine Runkeln, die wohl, weil sie zum Theil aus der Erde heraussahen, oder wegen ihres beliebten Geschmackes, den Namen Oberlehrer (Chodschabaschi) führen. Auch die zarteren und jüngeren Blätter

werden unter dem Namen Pandschar (was übrigens auch die Rübe bedeutet) gegessen. Salat (Salata) haben die Abendländer zwar eingeführt, aber er wird auch fast nur von ihnen mit Essig und Oel genossen. Ich sah jedoch dafür Endivien (Cichorium Endivia *L.*) und nicht unseren in Nord- und Mitteldeutschland beliebten Gartensalat (Lactuca sativa *L.*), aber unter demselben Namen, während sie eigentlich Hindiba genannt werden.

Bis zu dem wohlthätigen Kartoffelbau sind die Morgenländer noch nicht gekommen, denn entweder werden die Knollen (Jer-Elmaßi, d. i. Erdäpfel) von Weitem eingeführt oder Ausländer beschäftigen sich mit ihrer Kultur. Die Neuerung, die von den verhaßten Gjauren ausgeht, wird verfolgt. Jeder Rechtgläubige setzt seinen ganzen Trotz und Eigensinn ihr entgegen und sollte er selbst darüber zu Grunde gehen. Häufiger findet man unter demselben Namen die Knollen von der Knollen tragenden Sonnenblume (Helianthus tuberosus *L.*), und da der Morgenländer meint, daß diese brasilische Pflanze nicht von Firengi's zugeführt sei, sieht man sie hier und da, besonders auf den Rändern der Felder, kultivirt.

Trotzdem im ganzen Morgenlande die Sage geht, die Zwiebel (Soghan) sei aus Aerger von dem Teufel erschaffen, als ihn der Herr aus dem Himmel gestoßen, so ist diese doch nichtsdestoweniger bei Türken, Armeniern und Russen die beliebteste Speise und wird roh und als Zuthat zu fast allen Gerichten mit Wohlgefallen gegessen. Aber nicht allein die eigentliche Zwiebel, sondern mehr noch das Kraut dient roh als gewöhnliche Nahrung zum Frühstück und wird bei Gastmählern mit anderen pikanten Kräutern, als Dill, Fenchel, Koriander, Selleriekraut, Kerbel, Petersilie, Gartenkresse (nicht Nasturtium officinale *R. Br.*, was in Mitteldeutschland vor Allem geliebt wird, sondern Lepidium sativum *L.* und obovatum *Kit.*), Raute, Bohnenkraut, allen Sorten Minzen, Estragon u. s. w. auf den Tisch gelegt, um

damit nach Belieben den Appetit von Neuem zu reizen. Der Zwiebelgeruch scheint dem Morgenländer zur zweiten Natur geworden zu sein, denn wo er nur eine Pflanze aus dem Lauchgeschlechte (Allium) habhaft werden kann, greift er mit Hast darnach, um sie dem Munde zuzuführen. Mehr thut dieses noch der Christ, als der Moslim. Vor Allem gehören die mit dem Bärenlauche verwandten Arten hierher, und gewiß besitzt nicht leicht eine andere Pflanze einen solchen penetranten Lauchgeruch, als Allium neapolitanum *Cyr.*, ein Lauch, der zwar zuerst bei Neapel aufgefunden wurde, aber durch den ganzen Orient, wo Wälder sind, wächst. Die Russen waren bei der Besitznahme Transkaukasiens glücklich, als sie in diesem Surrogate ihren heimischen Lauch noch übertroffen sahen. In allen Spitälern wird er dort zur Suppe genommen; es gehört aber gewiß ein russischer Magen dazu, um nach ihrem Genusse bei Leberentzündungen und Gallenfiebern keine nachtheilige Wirkung zu fühlen.

In Konstantinopel findet man auch den Knoblauch (Ssarmußak) auf den Märkten, und sein großer Gebrauch spricht für schnellen Absatz. Die Armenier halten, wie ich schon oben gesagt habe, ihn für ein unfehlbares Präservativ gegen die Seekrankheit, von der Unzulänglichkeit seiner Wirkung hat sich aber mein verehrter Reisegefährte zur Genüge überzeugt.

Außer den genannten Pflanzen, genießen die Orientalen noch eine große Menge von Wurzeln und saftigen Kräutern, die leider zum großen Theil von mir nicht für den Augenblick enträthselt werden können, hoffentlich aber es noch werden, und ich übergehe daher für jetzt deren Aufzählung.

Nächst den Obst- und Gemüsemärkten interessirten mich am Meisten die der Fische, und ohne Zweifel boten sie auch einen freundlichen Anblick dar. Um Galata sich herumziehend sieht man den christlichen und gegenüber den türkischen Fischmarkt (Balük-Basar). Das nahe Wasser

des Hafens und die Tausende von beweglichen Gondeln mit den feststehenden Linien= und Dampfschiffen machten mit der hin= und herwogenden Menge das Bild unendlich lebendig. Hunde, Möven und Seeraben tragen redlich dazu bei, den gewiß sonst nicht zugänglichen Ort der Fisch=Basare in gehöriger Reinlichkeit zu erhalten. Diese Haufen großer und kleiner Fische vom Silberweiß ins Orangenfarbene, Hochrothe, Bläuliche u. s. w. fast in allen Farben spielend boten dem Binnenländer, dessen Vaterstadt aus seinem vorbeirauschenden Flüßchen kaum fußlange Weißfische auf den Markt brachte, großes Interesse dar, und gern hätte ich mit Herzenslust in den dichten Massen herumgewühlt, wenn ich der türkischen Sprache mächtig gewesen und es mir erlaubt worden wäre. Wohl kaum hätte ich ein oder das andere Fischlein aufgefunden, was unseren gelehrten Forschern der Fischkunde als noch unbekannt entgangen wäre. Dieselben Arten lagen immer neben einander, und wenn hier prächtige Spiegelkarpfen von bedeutender Größe einen Gourmand wohl einladen konnten, und Hechte nebst Forellen nicht minder vorzüglich schienen, so hätte er sich gewiß lieber den Bewohnern des Meeres zugewendet. Meerbarben (Mullus barbatus), Umberfische (besonders Sciaena nigra), Meerjunker (Labris Julis), Meergrundeln (Gobius niger), Makrelen (Scomber und Scomber Trachurus), Thunfische (Scomber Thynnus), Korallenfische (Trigla Cuculus), die prächtigen Goldbrachsen (Sparus auratus) bis zu den kleinen Sardellen (Clupea Encrasicolus) und den sonderbar gestalteten Plattfischen und Schollen lagen diesseits und jenseits des Hafens in großen Massen aufgehäuft. Von den letzteren sah ich besonders die Zungenscholle (Pleuronectes Solea) und den großen Steinbutt (Pleuronectes maximus), denen beiden ich jedoch nie einen Wohlgeschmack abgewinnen konnte.

Aber auch andere Meerbewohner nehmen einen Theil des Fischmarktes ein, und Krebse, besonders die hummer=

artigen, Garneelen, Austern und die bläulichen Mies-muscheln bieten eine große Auswahl dar.

Leider dient der Fischmarkt der eigentlichen Türkenstadt auch als Richtplatz, und wenn die öffentlichen Hinrichtungen, das Ohren- und Nasen-Abschneiden auch mehr als früher in den Hintergrund getreten sind, so ereignen sich die Fälle, wo ein armer Teufel der Gerechtigkeit anheimfällt, doch nicht selten. Erst vor wenigen Jahren machte in ganz Europa die Hinrichtung eines Armeniers, der zum Islam über-getreten sich später wieder taufen ließ, großes Aufsehen und die ganze gebildete Welt erklärte sich einstimmig gegen ein solches barbarisches Verfahren. Die hohen Mächte hielten selbst die Angelegenheit für wichtig genug, um sich darein zu mengen, warfen in harten Ausdrücken der Regie-rung ihr grausames Verfahren vor und drangen darauf, daß dieses schändliche Gesetz, was auf den Rücktritt ins Christenthum die Todesstrafe setzt, aus ihren heiligen Bü-chern gestrichen werden solle.

Daß ich keineswegs mit Urquhart die Sympathie für den morschen und bereits in Verwesung übergegangenen türkischen Staat theile, habe ich wohl schon zur Genüge mitgetheilt; wie man aber, so lange man einen Staat als bestehend noch gelten läßt, eine der Fundamental-Verord-nungen derselben, die hauptsächlich das schwache Gebäude aufrecht hält, abgeschafft haben will, sehe ich nicht ein. Der Koran ist dem Moslim noch mehr als uns die Bibel, da er zu gleicher Zeit das einzige richtige Gesetzbuch ist, und in ihm werden die fünf Strafen (Ukubat), welche über die Frevler an dem göttlichen Gesetze verhängt werden, mit Bestimmtheit ausgesprochen und den verschiedenen Ver-brechern zugetheilt. Mit deutlichen Worten steht bei der fünften Strafe, dem Tode (Katl), daß nur Hochverräther im Staate und im Glauben ihr anheimfallen. Ein isla-mitischer Staat kann nur durch Aufrechthaltung der in den heiligen Büchern enthaltenen Vorschriften bestehen, und

je mehr die Regierung an ihnen modelt, um desto lockerer macht sie die Bande, welche sie noch zusammenhält. Die Geistlichkeit hat in der Türkei noch mehr Macht, als in den katholisch-christlichen Ländern, da die Lehrer des Wortes auch Ausleger des Gesetzes sind, und jeder Rechtgläubige, der nicht selbst über eine Handlung, ob sie gut oder schlecht, einig ist, wendet sich schriftlich an die Diener der Religion, um von ihnen Auskunft zu erhalten. Die Antwort derselben (Fetwa) gilt ihm, wie der Ausspruch des Pabstes für den Katholiken, als heilig und unumstößlich, und streng richtet er sich nach der neuen Vorschrift. Um destomehr wird aber der Moslim die Aussprüche des Propheten selbst befolgen, und ebenso von Anderen und selbst von der Regierung unbedingten Gehorsam gegen dieselben verlangen.

Auch ich halte die Hinrichtung eines Apostaten für grausam und barbarisch, wenn sie in Deutschland, England oder Frankreich vorkäme, nicht aber in der Türkei, wo man bei dem niedrigen Zustande der Kultur oder vielmehr bei dem völligen Mangel derselben mit sentimentalen Redensarten oder Vernunftgründen gar nichts ausrichtet, sogar mehr schadet. Man mag einen türkischen Beamten oder einen lasischen und kurdischen Räuber von der Unrechtmäßigkeit seiner Handlungen mit Worten zu überzeugen suchen, wie man will, er ist gar nicht im Stande, den Sinn derselben aufzufassen; beobachtet man ihn hingegen und ergreift ihn bei dem ersten Uebertritte des Gebotes, um ihn einer derben Züchtigung zu übergeben, so wird er bald von seinem Unrechte überzeugt sein und sich bei anhaltendem Nachdrucke bessern. Fremdes Eigenthum zu respektiren wird ihm nun ebenso zur zweiten Natur, als er früher dieses zu plündern nach seinen auf das Recht des Stärkeren gebauten Ansichten für gesetzlich hielt. Alle neueren Verordnungen, welche die türkische Regierung seit Mahmud II. größtentheils erlassen, sind deßhalb zum großen Theile Unsinn und werden es so lange bleiben, als bis nicht erst die Milde einer gesitteten

Kultur mächtigen Einfluß auf das Volk ausübt und das Kind mit der Muttermilch nicht zu gleicher Zeit humanere Ansichten über das Leben einsaugt. Der Hattischerif (Kabinetsordre, d. h. von dem Großherrn eigenhändig unterschriebener, die Kraft eines Gesetzes erhaltender Befehl) vom Gül-Chaneh (Rosenhause) wird so lange ein Unding bleiben, bis der Türke begreifen lernt, daß alle Menschen vor dem Gesetze gleich stehen müssen. Damit hörte aber freilich der Moslim auf, Moslim zu sein. Seine Sklaven und Knechte sich gleich zu wissen, begreift der Rechtgläubige durchaus nicht und er hegt selbst die innerste Ueberzeugung, daß völlige Gleichstellung jeden Staat faktisch auflöse. „Ich bin Herr, du bist Herr, wer soll die Pferde besorgen,“ ist ein türkisches Sprichwort, was bei dergleichen Unterhaltungen selbst mit den gebildetsten Staatsbeamten entgegnet wird, und der Türke, mit dem ich hier und da darüber sprach, hielt mich allmälig für dumm oder verwirrt. So lange Moslimen als solche existiren, wollen sie über die Gjaur herrschen und die kaukasisch-russischen Kriege liefern zu der Behauptung mehr als ein Beispiel. Wie gab man sich Mühe, den durchaus nicht fanatischen und die Gesetze des Korans vielfach übertretenden Sultan David von Elißui im Süden des Kaukasus durch allerhand Ehrenbezeigungen und Geschenke in freundlichem Vernehmen zu erhalten! Trotzdem schon seine Voreltern den russischen Kaiser als Oberherrn anerkannt hatten, erfreute er sich in den bedrängten Zuständen mit den Bewohnern Daghestan's nicht allein einer großen Unabhängigkeit und der Steuerfreiheit, sondern erhielt sogar jährlich eine bestimmte Pension. Und doch wurde er vor zwei Jahren an seinem Kaiser ein Verräther. Die unfruchtbaren Berge Daghestan's und ein mühevolles Leben zog er seinem bis dahin gemächlichen Leben vor und so nützlich er früher sich der russischen Regierung erwies, so schädlich wirkt jetzt sein Einfluß.

Mit Feuer und Schwert wurde der Islam in den

ersten Jahrhunderten seines Seins verbreitet, und die Besiegten, die sich dem neuen Glauben bequemten, waren im Anfange nicht viel besser gestellt, wenn nicht gleicher Fanatismus sie belebte. Erst ihre Kinder erfreuten sich mit den älteren Moslimen gleicher Rechte. In unseren Tagen gibt sich der Anhänger des falschen Propheten wenig oder gar keine Mühe, Proselyten zu machen, denn ohne Gjauren, die er willkürlich drücken kann, findet der Türke das Leben langweilig und mühevoll, zumal Niemand für ihn arbeitet und Niemand seine Laune zu ertragen braucht. Wenn heut zu Tage ein Christ oder Jude zum Islam übertritt, so geschieht es ohne alle Ueberredung, wenn auch nicht aus Ueberzeugung. Der Moslim kann demnach wohl die strenge Befolgung seiner Gesetze verlangen und den Austritt eines Proselyten aus seiner Religion als eine ihm angethane Schmach betrachten.

Daß ein Orientale auf die Weise, wie es gewöhnlich geschieht, von einer Religion zu einer anderen aus moralischer Ueberzeugung übertreten kann, leugne ich geradezu ab, denn es gehört eine Jahre lange Vorbildung dazu, um bei ihm überhaupt erst eine Ueberzeugung möglich zu machen. Der Moslim, der heute Christ wird, nennt sich zwar Christ, hat sich aber in seinem Herzen auch nicht um einen Deut verändert und das reine, erkennende und fühlende Christenthum kann sich nur des in seinem äußern Verbande aufgenommenen Mitgliedes schämen, aber nicht freuen. Der Orientale tritt in der Regel, durch äußere Umstände bewogen, von einem Glauben zum anderen und ändert weder Denk- noch Handlungsweise. Irdische Vortheile oder sonstige Absichten besiegen sein religiöses Vorurtheil — seine ganze Religion ist nicht mehr, — nichts Anderes. Ich behaupte damit keineswegs, daß der Orientale mit Leichtigkeit und ohne oft später die härtesten Gewissensbisse zu empfinden, seine Religion wie ein Kleid wechselt, sondern im Gegentheil ist er darin, wie in seinem ganzen Handeln, hartnäckig und sein Glaube selbst gilt ihm im Allgemeinen oft mehr als dem Abendländer. Aber nur die äußeren

Formen, nicht die wohlthätigen Aeußerungen auf Herz und Gemüth, haben sich seiner, vom Vater auf den Sohn gehend, auf eine Weise bemächtigt, wie wir sie kaum bei unsern bigottesten Anhängern des Christenthumes finden, und nur eine erschlaffende Sittenlosigkeit ist im Stande, die festen Bande allmälig aufzulockern. Was für Subjecte Apostaten im Oriente sind, wird man sich selbst vorstellen können und wenn doppelter Abfall mit dem Tode bestraft wird, so ist gewiß die Strafe nicht so hart, als man bei uns glaubt. Wie kann man in einem barbarischen Staate, wie die Türkei doch ist, nur eine solche Gewissens- und Glaubensfreiheit verlangen, die wir mitten in Deutschland nur kaum für die christlichen Sekten besitzen und von der unsre armen Juden zwar viel, aber noch nicht Alles genießen? Wenige Staaten, wie Preußen, besitzen keine bevorzugte Religion, und selbst mitten in Deutschland haben wir Staatsreligionen, deren Anhänger in Allem begünstigt werden. So sehr sich auch Frankreich seiner Glaubensfreiheit rühmt und ihr tüchtigster Minister, als Protestant, die hauptsächlichste Leitung der Regierung in den Händen hat, so möchte ich doch in den obscuren Winkeln des schönen Landes, z. B. schon in dem Badeorte Hyères keinem dort einheimischen Katholiken rathen, öffentlich zum Protestantismus überzugehen, oder gar einem Protestanten, erst Katholik zu werden und dann durch mit öffentlichem Schaugepränge verbundenen Rücktritt seine Verachtung des Katholicismus an den Tag zu legen. Trotz des Dämmerlichtes, was sich über Spanien auszubreiten beginnt, würde ein Apostat der nicht herrschenden Kirche in den meisten Gegenden vielleicht der Steinigung ausgesetzt sein. In Rußland ist es ebenfalls verboten, aus der russischen Kirche zu einer anderen überzutreten und Kinder aus gemischten Ehen müssen in der morgenländischen Religion erzogen werden. Der Kaiser ertheilt bei gemischten Ehen dem protestantischen Vater nur äußerst selten die Erlaubniß, die Kinder protestantisch taufen zu lassen. In Rußland wird

schon jeder, der in einer russischen Kirche nur einmal ein Sakrament genießt, für ein Mitglied derselben angesehen, und protestantische Offiziere und Beamten, die lange unter Russen wohnen, nehmen bisweilen, um nur der Wohlthat des Abendmahles ein Mal theilhaftig zu werden, dasselbe nach russischem Ritus ein. Die Verbannung nach Sibirien würde aber einen solchen treffen, wenn er dasselbe Abendmahl wiederum auf protestantische Weise nähme. Die russische Kirche betrachtet ihn von dem Augenblicke als ihr unveräußerliches Mitglied, und nur Flucht ins Ausland kann ihn seiner Mutter-Religion zurückgeben. Geschieht aber dasselbe umgekehrt und ein protestantischer Geistlicher reicht einem, welcher der russischen Kirche angehört, ein Sakrament, so wird er zur schärfsten Verantwortung gezogen, denn seine That ist ein Kriminalverbrechen. Aber schon jeder Laie, der mit der herrschenden Kirche Streit anfängt, wird gesetzlich ohne weitere Untersuchung zum Schweigen gebracht, mag er Recht haben oder nicht.

Ich frage nun selbst, kann die Todesstrafe, die über einen zwei Mal Abtrünnigen verhängt wurde, in der Türkei als eine so unerhörte Barbarei betrachtet werden, da in christlichen Staaten nicht viel menschlicher gehandelt wird? In der Türkei gibt es so viel zu verbessern, daß man einen wohlthätigeren Einfluß ausübt, wenn man anderen Dingen seine Aufmerksamkeit zuwendet. Der Druck ist in den Provinzen auf eine Höhe gestiegen, die allen Glauben überschreitet, und wenn die Konsuln der fremden Mächte ihm zu steuern behilflich sein würden, so wäre unendlich mehr als mit der raschen Umstoßung eines Fundamentalgesetzes geschehen. Wenn der frühere Gouverneur von Trebisond Abdullah-Pascha trotz der gränzenlosen Armuth und der Widersetzlichkeit eines Theiles seiner Unterthanen alljährlich nach Abzug der Kosten seiner Regierung und der Bakschische (Trinkgelder), oder eigentlichen Bestechungen in Konstantinopel gegen 100,000 preußische Thaler in seine Geldtruhe steckt, so kann man sich wohl einen ohngefähren Begriff von dem

Drucke machen, besonders wenn man noch die Betrügereien der Unterbeamten und vor Allem der Armenier dazu in Rechnung bringt. Warum sucht man dem gräulichen Unwesen in dem eigentlichen Armenien nicht zu steuern? wo die Regierung selbst den von den Bergen herabkommenden Kurden im Winter Häuser vermiethet, und zu diesem Zwecke erst die christlichen Bewohner aus ihrem Besitzthume herausjagt. Wenn es auch noch so schwierig wäre, so würde doch hier ohne Zweifel mehr Segen als auf jener Ausrottung des besprochenen Fundamentalgesetzes ruhen! Wie die Kabinetsordre über die Gleichstellung aller Unterthanen des türkischen Reiches befolgt wird, weiß jeder zur Genüge, der nur ein Mal in den Orient gesehen hat, daß aber ganze Regierungsbezirke (Paschaliks) die hohe Pforte in Konstantinopel selbst zwingen können, dieses Gesetz für ihre Provinz ungültig zu erklären, haben uns die Zeitungen des vorigen Jahres zur Genüge gelehrt. Freilich würde ein europäisches Heer von nur einigen Tausend Mann sich an dem See Wan keine großen Lorbeeren geholt haben, aber doch hinlänglich gewesen sein, um die übermüthigen Kurden zu demüthigen. Furcht nach dem Abzuge hätte ohne Zweifel die Rebellen für lange im Zaume gehalten, und wäre eine derbe Lektion ohne alle Sentimentalität nicht hinlänglich gewesen, so könnte eine zweite den Erfolg vollenden. Für ein europäisches, selbst unbedeutendes Heer ist es gar nicht so schwierig, siegend durch Asien zu ziehen, und auch schon die thatkräftigen Griechen des Alterthumes haben dasselbe bewiesen. Nur der dauernde Besitz legt große, oft unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg, und wird für jetzt nur auf asiatische Weise durch Satrapen oder Pascha's möglich. England hat die Wahrheit dieses Satzes, den ich schon früher ausgesprochen hatte, in Afghanistan kennen gelernt und Rußlands Unglück in dem Feldzuge gegen Chiwa hat größere Erfolge gehabt, als das erste Siegesgepränge der Engländer nach der Gefangennehmung des energischen Dost-Mohammed.

Doch ich kehre zu dem einmal begonnenen Basare zurück. Es versteht sich von selbst, daß solche Straßen, in denen Arbeiter von Morgens bis Abends, ohne ihre Familie in der Zeit zu sehen, und außerdem eine Menge Müßiggänger zubringen, auch für Nahrung sorgen müssen und wie die Buden der Handwerker offen sind, so verfertigen auch Bäcker, Köche, Pastetenverfertiger u. s. w. ihre Waaren vor den Augen der gaffenden Menge. Der Bäcker (Etmekdschi) besitzt ein geräumiges Gemach, in dem in der Mitte der weite Backofen sich befindet, und an einer der Seiten ziehet sich in der Regel eine Beutelmühle hin, in der das grobe Mehl feiner gemacht wird. Nur die reicheren Bäcker, die sogleich in abendländischen Mühlen bereitetes Mehl für ihre feineren Bäckereien kaufen, haben ihrem Backofen eine wohlgefälligere Form gegeben und gebrauchen den Raum, den sonst die Handbeutelmühle einnimmt, zur Schaustellung ihrer Waaren. Sauerteig liebt der Türke, wie der orientalische Christ durchaus nicht und unser gesäuertes Brod mundet ihm auf keine Weise. In der Regel mengt er das Mehl, dem nur Salz und ein wenig Pottasche zugesetzt wird, mit Wasser ein und ohne es lange gähren zu lassen, wird die Form der eigentlichen Brode mit der Hand hergestellt. Diese bilden in der Regel kreisrunde, viereckige oder in die Länge gezogene Stücke von kaum mehr als einem Zoll Dicke und sind es vorzugsweise, die den Namen Etmek führen. Mit schlechteren Sorten von Mehl, besonders wenn es durch Handmühlen verfertigt ist und noch Kleie enthält, bereitet man eine Art Fladen, die kaum zwei Linien im Durchmesser haben. Hier wird der angefeuchtete und gemengte Teig sogleich durch eine kleine Walze auf einer mit Baumwollenzeug bedeckten Unterlage bis zur gehörigen Stärke ausgedehnt und dann an die innere Wand des Backofens angeklebt, um alsbald gar wiederum herabzufallen. Für diese Art Fladen (Dandurek, Pida und Fodola genannt) besitzt man auch eine besondere Art von Oefen, die man auf dem Lande

noch häufiger sieht und die aus einer großen bauchigen Urne von oft 3—4 Fuß Höhe bestehen. Eine solche irdene Form wird in die Erde gegraben, und mit Holz erhitzt man schnell die dünne Wand, um nun an ihr die Fladen gar zu machen. Die Frage, ob diese Art Brod gesund und dem Menschen zuträglich ist, wird sich gewiß Jedermann von selbst beantworten können, aber die anderen Brode sind auch nicht viel besser und es gehört eine Angewöhnung von der frühesten Jugend an dazu, um das Unverdauliche verdaulich zu machen. Man darf sich deßhalb nicht wundern, daß die Bevölkerung von ganz Asien eher ab- als zunimmt, denn es scheint mir fast, als wenn zur Zeit Xenophons mehr Menschen in den Ländern, die er durchzog, gewohnt hätten, als jetzt. Ein Stückchen europäisches Brod war für mich häufig ein Leckerbissen und wurde selbst nicht selten dem besten Spießbraten vorgezogen.

Neben Süßigkeiten gehen dem Orientalen fette und sehr gewürzte Speisen über Alles, und deßhalb sucht der Bäcker durch gewürzhafte Samen seinen Broden einen Vorzug zu geben. Vor Allem werden Hammelfett und Butter häufig zum Brode verwendet und der Reichere zieht sich durch ihren häufigen Genuß nicht selten Störungen im Verdauungssysteme für sein ganzes Leben zu. Aus Sesamöl, Wasser und wenig Mehl verfertigt man ringförmige Brode, die sehr beliebt sind und den Namen Semit führen. Wie man bei uns den Kümmel ins Brod gebacken liebt, so hat der Orientale seinen Schwarz- oder ägyptischen Kümmel (die Samen von Nigella sativa *L.*, damascena *L.* u. s. w. und Ptychotis coptica *DC.* und Ajowan *DC.*) zu demselben Zwecke. Tschurek ist bei den Türken für dieses Gewürz und die damit bestreuten Brode der gebräuliche Name. Auch des Anises (Anison) bedient er sich zu gleichem Zwecke.

Das Mehl ist in der Regel Waizenmehl, von der Sommerpflanze gewonnen. Maismehl wird in Konstantinopel wenig angewendet, desto mehr aber im sonstigen

Oriente. Reismehl mengt man nur für die ärmeren Leute bei, und das so angefertigte Brod wird von den Orientalen noch lieber gegessen, als wenn der Teig aus einem Gemische von Gersten-, Waizen- und Bohnenmehl bereitet ist. Das aus letzteren gebackene schwere Brod genießt nur der Aermste, da es mehr als um die Hälfte wohlfeiler ist.

In den fränkischen Vierteln der Stadt ist das Brod wenn auch nicht wohlfeil, doch von vorzüglicher Güte, da italienische und andere Bäcker sich um die Verbesserung desselben verdient gemacht haben. Während in der eigentlichen Türkenstadt das Brod von der Polizei auf feste Preise gesetzt ist und der Betrüger zwar nicht mehr mit den Ohren an die Thür genagelt wird, aber doch die gerechte Strafe in Form einer Fuß-Bastonnade erhält, hat der Brodwucher in Pera sich einen freien Spielraum geschaffen, und ein und derselbe Brodhändler verkauft eine Art Semmel, die man Frandschila nennt, dem Eingebornen für 20 Para, dem nächsten Käufer aber, dem er Unkenntniß zutraut, nicht selten für den fünffachen Preis.

Die Garköche (Kebabdschi) führen ihren Namen nach der Lieblingsspeise der Orientalen, dem gebratenen Hammelfleische, das in Konstantinopel den Namen Kebab führt; sonst heißt bei den Türken der Koch „Aschdschi." Während bei uns Rindfleisch an der Tagesordnung ist und in Städten und selbst auf dem Lande am Meisten verzehrt wird, gibt der Orientale dem Hammelfleische den Vorzug. Auch ich gewöhnte mich auf beiden Reisen so sehr an diese Nahrung, daß ich sie bald dem Rindfleische vorzog und nun, dem Vaterlande wiedergegeben, finde ich doch das Rindfleisch für die gewöhnliche Nahrung vorzüglicher. Der Grund liegt einfach darin, daß unsere Schafzucht nur eine gute, veredelte Wolle im Auge hat und für zartes, wohlschmeckendes Fleisch wenig oder gar keine Sorge trägt. Man muß nur einmal im Oriente das Hammelfleisch, besonders gegen den Winter hin, wenn die bedeutend größeren Thiere

von ihren oft sehr weiten Wanderungen zurückgekehrt sind, gekostet und den Geschmack des Spießbratens (Schischlik) versucht haben, um sich von seiner Vorzüglichkeit zu überzeugen. Das Rindvieh wird im Oriente zum Ziehen und selbst zum Tragen der Lasten gebraucht, und da außerdem der Kuh alltäglich noch die zarte Milch entnommen wird, so darf es nicht auffallen, wenn man im Oriente nur grobes, härtliches Rindfleisch erhält, was nur zum Auskochen, um eine gute Suppe zu erhalten, benutzt werden kann.

Der Garkoch besitzt zunächst einen großen Kessel, in dem jede Art von Fleisch, frische und getrocknete Fische u. s. w. gekocht werden. Um den Inhalt so pikant als möglich zu machen, wirft er Zwiebeln, aromatische Kräuter, spanischen Pfeffer u. s. w. hinein und legt die gargewordenen Stücke auf einer großen hölzernen Schüssel zum Verkaufe hin. Ein Gehülfe des Kebabdschi besorgt den Spießbraten, und zu diesem Zwecke wird das Fleisch in kleine, kaum einen Zoll im Durchmesser haltende Stücke geschnitten, mit Salz bestreut, an einen eisernen oder hölzernen Stock gesteckt, und über einem Feuer frisch ausgeglühter Kohlen bei beständigem Herumdrehen langsam gebraten.

Eigentliche Gemüse, wie sie auf die Tafel der Abendländer kommen, kennt der Morgenländer nicht, und „Grünes“ wird nur mit Essig eingemacht genossen. Kraut höhlt er eben so gern wie Kürbis aus und steckt eine pikante Masse aus gehacktem Fleische und saftigen Früchten, Zwiebeln, spanischem Pfeffer, Basilikum oder anderen scharfen Gewürzen bestehend hinein. Eine solche Masse wickelt er wohl auch in Kohl- oder Weinbeerblätter. Alles auf diese Weise Gefüllte führt nach dem ursprünglich dazu dienenden Kürbis den Namen Dolma. Nächst dem Gefüllten hat der Kebabdschi Fleischklöschen, Ragout, Frikassee und eine Menge Milch- und Mehlspeisen, von denen zu sprechen ich schon noch Gelegenheit finden werde, zum Verkauf. Vor Allem liebt der

Orientale seinen geschmorten Reis unter dem bekannten Namen Pillau oder Pilaff und Reis-Gelee, das Knaben mit dem Geschrei „Mohallebi" durch die Straßen tragen.

Die Mehlspeisen bereitet nur zum Theil der Garkoch, und häufiger findet man sie beim Bäcker. Pasteten oder Kuchen mit Gefülltem, hier meist aus Eiern, Käse, Zwiebeln u. s. w. bestehend und unserem Geschmacke nichts weniger als zusagend, liebt der Morgenländer sehr und seinen Boghatsch, wie er diesen nennt, findet man allenthalben. Auch im Fette Gesottenes und allerhand Eierspeisen, besonders die beliebten Eierkuchen (Kaighana) sieht man zum Verkauf ausgestellt.

Für die Speisen, welche Honig oder Zucker enthalten, ist eine besondere Zunft sachverständiger Leute vorhanden. Sie führen den Namen Halwadschi nach dem vielleicht berühmtesten und beliebtesten Gerichte, der Halwa, ursprünglich wohl nur eine aus Honig, Mehl und Wasser verfertigte Speise, die aber mit der Zeit und nach den Umständen mannigfache Verbesserungen im Geschmacke erhielt. So verlangt man bei der Halwa in der Hauptstadt des Islams neben Honig noch Sesammehl als vorzügliche Ingredienz und dann einen oder den andern Pflanzensaft, Rosenwasser ꝛc.

Ebensowenig wie Bäckereien und Speisehäuser dürfen die Kaffeehäuser (Kahweh-Chaneh) in der Nähe der Märkte fehlen, da der Kaffee sich wie der Taback bei den Orientalen fast mehr eingebürgert hat, als in den Gauen des mittleren und südöstlichen Deutschlands, wo Kaffee-Gesellschaften gegeben werden, der Kaffee zu Mittag mit Kartoffeln nicht selten bei den ärmeren Leuten das theure Mittagessen ersetzt und der gemeine Mann mit der kurzen Pfeife im Munde eine Tasse Kaffee nach der anderen einschlürft. Kaffeehäuser sind im Oriente auch Rauchanstalten und der Arme, dem es vielleicht zu theuer ist, sich einen vollständigen Pfeifen-Apparat, der den unserer Musensöhne in der Regel noch übertrifft, anzuschaffen und ihn in der Ordnung zu erhalten, oder gar keinen bestimmten Platz hat, wo er Abends

sein Haupt hinlegt, geht, so oft es ihm seine Baarschaft erlaubt, in ein Kaffeehaus, um daselbst für wenige Para eine Tasse Kaffee und eine Pfeife Taback zu trinken, denn das bittere Dekokt des einen, wie der lustige Rauch des andern, wird verschluckt. 2,800 Kaffeehäuser gibt es in dem weiten Bereiche des über Berg und Thal sich hinausziehenden Konstantinopels, und drei große Kaffeemühlen liefern ihnen täglich den Bedarf von 20—25 Zentnern.

Die Kaffeehäuser bestehen meistens aus einem geräumigen Zimmer und einer daran befindlichen Küche mit den nöthigen Geräthschaften und sind nach zwei Seiten wenigstens offen oder mit durchbrochenem Schnitzwerk versehen, damit die frische Luft in dem stets mit vielen Menschen angefüllten Raume sich beständig erneuern kann. Wenigstens auf drei Seiten ziehen sich gepolsterte Erhöhungen an den Wänden herum, oder ein schmaler, kaum drei Fuß breiter Durchgang hat auf beiden Seiten gegen zwei Fuß hohe Stellagen und zieht sich mitten durch das Zimmer bis zur gegenüberliegenden Ausgangsthüre oder zu dem dort befindlichen Kamine. Auf den freien Seiten des Hauses ist nicht selten eine noch luftigere Gallerie angebracht. Am Bosporus und sonst außerhalb der Stadt sah ich auch das Gastzimmer im ersten Stockwerke des hölzernen Gebäudes und die Treppe führte von Außen hinauf. Anstatt der Gallerie liebt man in diesem Falle mehr eine Art luftiger Söller, der wahrscheinlich der freien und reizenden Umgebung halber den Namen Schahnischin, d. h. Königssitz, erhielt und besonders in Pera, zum großen Nachtheile der Straßen, fast keinem Hause fehlt.

Während des guten Wetters bleibt man nicht gern im dumpfen Zimmer, sondern der Kahwehdschi (Kaffeewirth) hat schon einen geräumigen Platz mit einem großen Tuche gegen die brennenden Strahlen einer südlichen Sonne abgesperrt, dem Wunsche der Gäste entgegenkommend. Die besseren Kaffeehäuser besitzen sogar eine geräumige Halle

zur Aufnahme der Gäste, und selbst völlig im Freien, wenn der Platz nicht mehr von der Sonne beschienen wird, stehen Reihen kleiner, 5/4 Fuß hoher, breiter und langer Sessel (Skemli), die im ganzen Oriente allein unsere Stühle und Armsessel vertreten sollen.

Die Bereitung des Kaffee's (Kahweh) unterscheidet sich etwas von der abendländischen Art und Weise, und es wird deßhalb den Freunden und Freundinnen desselben im deutschen Vaterlande nicht unwillkommen sein, wenn ich versuche, die Geschichte des Kaffee's im Oriente näher auseinander zu setzen. Wenn auch das bittere Getränk bisher von fast allen Reisenden als vorzüglich fein- und wohlschmeckend geschildert wurde, so glaube ich doch, daß die Meisten in ihren Lobpreisungen nur der allgemeinen Reisemode, die nun einmal den orientalischen Kaffee nicht getadelt haben will, gefolgt sind und selbst bisweilen während des Trinkens, ob des bitteren Geschmackes, das Gesicht verzogen. Der Mensch ist mit dem Augenblicke, wo er den ursprünglichen Naturzustand verließ, der Gewohnheit unterthan und zu Allem, was ihm nun zur zweiten Natur werden mußte, bedurfte er einer gewissen Zeit. Mit unserer Nahrung ist dieses am Meisten der Fall, und nach der Muttermilch muß sich das Kind erst an eine Speise nach der andern gewöhnen, wobei die Sucht der Nachahmung manches unangenehme Gefühl überwindet. Wenn das Kind bei uns, besonders in den späteren Jahren, Süßigkeiten liebt, so hat es sich diese mit den Säftchen, Biscuit u. s. w. in der ersten Zeit seines mehr unbewußten Lebens angewöhnt, denn sonst würde dem Kinde ein Stück Zucker ebenso unangenehm schmecken, als einem fleischfressenden Thiere. Kinder von 5—8 Jahren, denen ich mitten im Kaukasus, wohin bis dahin noch kein Fremder vorgedrungen war, ein Stück Zucker gab, steckten dieses erst nach großer Ueberwindung in den Mund und spieen es, darin zerflossen, schnell wieder aus. Ohne Zweifel war demnach der süße Geschmack für sie eine unange-

nehme Empfindung. So wird auch ein jeder Deutsche, der in Rußland ächten Karawanenthee auf russische Weise zubereitet zum ersten Male trinkt, diesen für weniger wohlschmeckend als den seines Vaterlandes finden. Mit jedem erneuten Versuche gestaltet sich aber das Urtheil günstiger, bis endlich auch er gleich jenem Russen, der, in Deutschland reisend, meinte, man trinke dort nicht Haisan- sondern Heusamen-Thee, findet, daß man bei uns in der Regel weder versteht, einen guten Thee zu bereiten, noch ihn als solchen zu trinken. Dazu werden wir von England aus mit schlechten und verfälschten Sorten, die freilich die Wohlfeilheit für sich haben, überfluthet und gewöhnen uns an das schlechte Getränk. Machte ich doch selbst nach meiner ersten Reise die Erfahrung, daß der gute, aber auch theure Thee, den ich aus Rußland mitgebracht hatte, nicht allein nicht gefiel, sondern sogar einige meiner Freunde ob der gemeinten Mittelmäßigkeit zum Kopfschütteln brachte. So geht es nun auch mit dem Kaffee und noch mehr mit dem Tabak, und ich bin überzeugt, daß eine Tasse des türkischen Kaffee's, und selbst wenn er nach der vorzüglichen Methode des Fürsten Pückler-Muskau, die er im Vaterlande des Kaffeebaumes erlernt haben will, bereitet worden wäre, einer ächten Kaffeeschwester durchaus nicht munden würde, denn die größere Bitterkeit wird weder durch Sahne noch Zucker gemildert. Die beiden abendländischen Zuthaten verändern freilich den ursprünglichen Kaffeegeschmack auf eine solche Weise, daß der Orientale, der ihn zum ersten Male nach unserer Weise trinkt, ebensowenig davon erfreut sein, ohne Zweifel sogar ein ganz anderes Getränk vor sich zu haben glauben wird. Freilich hat die europäische Kultur auch schon den Gebrauch des Zuckers nach dem Oriente und zumal nach Konstantinopel versetzt, und selbst Sahne erhält man hie und da in den Kaffeehäusern der kaiserlichen Residenz. Der Rechtgläubige hat aber keinen Gefallen an der neuen Sitte, die ebenso wie die andern aus dem Abendlande

stammenden, nur zur Verweichlichung dient, und trinkt die Erfindung eines Moslim in der reinen unverfälschten Gestalt.

Arabien liegt dem Türken weit näher als uns Konstantinopel, und so mögen viele unserer Kaffeefreunde die Stadt preisen, in der der ächte Mokka-Kaffee, wenn auch nicht umsonst, doch zu einem niedrigen Preise zu haben ist. Aber eben so selten als man bei uns die unscheinlichen Bohnen erblickt, eben so selten erfreut man sich in Konstantinopel des feinsten Kaffee's zum Getränke. Wie bei uns werden dort kleine Java-Bohnen für Mokka verkauft, während sonst die ganze Türkei von England und weniger von Frankreich aus vorzugsweise mit westindischen und brasilischen Sorten versorgt wird.

Der Kaffee wird auf erhitzten Blechen oder Trommeln so lange geröstet, bis sich auf seiner Außenfläche Oel ansetzt und die Farbe sich in ein schwaches Schwarzbraun verwandelt hat. Auf diese Weise verfliegen weniger Stoffe als bei uns. Die gerösteten Bohnen werden in Privathäusern in Mörsern grob gestoßen, zum öffentlichen Gebrauche hingegen meist in großen Kaffeemühlen gemahlen. Die Bohnen zerkleinert man in den letzteren auf gleiche Weise wie bei uns die Oelsamen von durch ein horizontales Rad gehobenen Stampfen, und ein Pferd setzt die Mühle in Bewegung.

Sobald das Wasser in der kleinen bauchigen und kupfernen Kanne (Tscheffuh) dem Kochen nahe ist, schüttet der Ka'wehdschi so viel Kaffeepulver, als die Anzahl von Gästen nöthig macht, in dieselbe und läßt es 6—10 Minuten noch über dem Feuer stehen, um das Getränk dann unfiltrirt einzuschenken. Entweder geschieht dieses sogleich in der Küche und man bringt die Tasse auf einem metallenen Präsentirteller (Depsi), der mit einem weißen handtuchähnlichen Tuche (Magramah) zugedeckt ist, herein oder der Kellner (Oghlan, d. i. Junge, Garçon) nimmt den unbedeckten Teller mit den Tassen in die linke Hand, wirft

mit der Rechten das Tuch über die linke Schulter und geht, von dem Kaffeeverfertiger begleitet, in das Gastzimmer, um sich dort die Gefäße füllen zu lassen. Nun faßt er von den Gästen den, der ihm am Vornehmsten zu sein scheint, ins Auge, geht auf ihn los und präsentirt ihm den Kaffee. Dabei verbeugt er sich ein Wenig, legt die rechte Hand zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit auf die Herzgrube und stellt den rechten Fuß hinter den linken auf die Spitze. An der Thüre, die zur Küche führt, wartet er, bis der Kaffee getrunken ist; dann geht er von Neuem mit dem von der linken Schulter herabhängenden Tuche, aber ohne Präsentirteller zu einem Gaste nach dem andern und diese, mit der Linken das Tuch zum Abwischen des Mundes ergreifend, setzen mit der Rechten die Tasse auf die flach vorgestreckte Linke des Dieners, der sogleich seine Rechte darauf deckend wiederum den Rückweg antritt.

Die türkischen Tassen (Findschan) gleichen vollkommen in Größe und Form unseren Eierhaltern, nur fehlt ihnen der untere Theil, durch den sie aufgestellt werden. Sie sind von weißem Porzellan und mit Goldstreifen und anderen Verzierungen, besonders Blumen, versehen. Größtentheils werden sie (wie auch die eigenthümliche Kopfbedeckung der Türken, der Fes) aus Wien eingeführt. Da der Kaffee kochend eingeschenkt wird, so stehen die an und für sich fußlosen Tassen in besonderen Haltern, die ebenfalls wiederum, und zwar noch mehr, da sie zum Stehen einen Fuß besitzen, den Eierhaltern gleichen. Sie sind gewöhnlich aus Messing- oder Eisen-, in den reicheren Familien aber aus Silber-Draht verfertigt und führen bei den Türken in Konstantinopel und im ganzen Oriente den Namen Sarf.

Sobald man sich einem Kaffeehause nähert oder in dasselbe eintritt, kommt ein Kellner dem Gaste mit der langen Pfeife entgegen. Firengi oder armenische und griechische Christen bedienen sich in der Regel der kleinen schon erwähnten Sessel, während der Moslim auf der gepolsterten Er-

höhung, der eigentlich der Name Diwan zukommt, mit untergeschlagenen Beinen Platz nimmt. Ohne ein Wort zu sprechen, nimmt der letztere die Pfeife (Tschibuk) mit der Bernsteinkuppe und dem kleinen thonernen Kopfe aus der Hand des Kellners und zieht mit einem langen Zuge einen Schluck Rauch ein. Dann bläst er vor sich hin und thut einen zweiten Zug. So fährt er fort bis der obere Theil des Tabaks, den er mit dem Namen Sahne (Kaimak) belegt, verbrannt ist und der untere durch das während des Brennens gebildete Fuselöl weniger schmackhaft wird. In der Zeit kommt auch von Neuem der Kellner und präsentirt die kleine Tasse, angefüllt mit schwarzem Kaffee. Ist es Abend, oder gar gegen die Schlafzeit hin, so liebt der Moslim, daß der Tabak seiner Pfeife mit Rosenwasser befeuchtet wird und der Kaffee einen schwachen Zusatz von stimulirendem Moschus oder von einem Opiate, besonders von dem beliebten Madschun, erhalte.

Gegen Abend und noch mehr in der Fastenzeit (Ramasan), wo die Rechtgläubigen nichts genießen dürfen, so lange die Sonne am Himmel steht, füllen sich die Kaffeehäuser und auf dem Diwan sitzen lange Reihen noch langweiligerer Türken, die, nur die Pfeife bisweilen absetzend, sonst unbeweglich vor sich hinstarren. Nur der beliebte Hanswurst (Joghurtdschu), auch wegen seines häufig bemalten Gesichtes Schwarzauge (Karagös) genannt, unterbricht bisweilen die Eintönigkeit auf eine solche Weise, daß lauter Lärm aus dem sonst stillen Hause ertönt. Gesichterschneiden, Bockssprünge und die gemeinsten Witze sind die Unterhaltung, die den Gästen dargeboten zur gränzenlosen Freude gereichen. Bisweilen erscheint er auch mit einer Art Schattenspiele, die an Gemeinheit alle Katzenbuden der verworfensten Winkel der größeren Städte Europa's übertreffen, und besonders in diesem Falle heißt er Karagös. Wie bei uns dienen Priester und der Ehestand zur Zielscheibe ihres Spottes, aber auch jeder der Anwesenden ist vor groben

Beleidigungen eines solchen Spaßmachers nicht sicher. Eine gewisse Unverletzlichkeit der Person schützt ihn vor jedem Nachtheile und wer laut seinen Unwillen über die rücksichtslosen Scherze kund thäte, würde sich nur erneutem Muthwillen und dem Gelächter der anderen Gäste aussetzen. Dieser Karagös wird auch zu Familienfesten gezogen, und besonders zu dem der Beschneidung, die nicht wie bei den Juden schon in der ersten Woche nach der Geburt eines Knaben, sondern erst, wenn dieser erwachsen und 8—12, ja selbst 14 Jahre zählt, vorgenommen wird. Von dieser Zeit an betrachtet man den jungen Türken als mündig, und während man sich bei uns Mühe gibt, den innern Trieb zur thierischen Liebe in diesem zarten Alter nicht zu erregen, läßt man hier dem bartlosen Knaben in Gegenwart des vielleicht greisen Vaters die obscönsten Handlungen der Sodomiterei vorführen.

Aber auch öffentliche Erzähler (Medah) finden sich in den Kaffeehäusern ein, um den Gästen die Zeit zu vertreiben, und mit einem gewissen Pathos erzählen sie das eine oder das andere Mährchen. Wie das Kind bei uns, so liebt auch der Orientale seltsame Begebenheiten, übertriebene Ausschmückungen und liebliche oder schreckliche Wunderdinge über Alles. Wie das Kind dieselbe sich oft um etwas Unbedeutendes herumdrehende Geschichte anhört und sie selbst sich von der Mutter oder der Wärterin wiederholt ausbittet, so auch der erwachsene Morgenländer. Mit derselben Aufmerksamkeit hört er dieselbe Erzählung vielleicht zum hundertsten Male an und macht an derselben Stelle, wo er schon früher auf die lauteste Weise seine Freude kund that, von Neuem seinem inneren Wohlbehagen in den lärmendsten Ausdrücken Luft. Durch den gräßlichsten Druck auf der einen und die dumpfe Eigenliebe auf der andern Seite hat der Orientale sich allmälig auf einen Standpunkt versetzt, der ihm gleich den Thieren alles selbstständigere und edlere Denken unmöglich macht. Jeder Eindruck, der

haften soll, muß energisch auf ihn wirken. Nicht mehr fähig, über Recht oder Unrecht zu urtheilen, erträgt er das letztere, wenn es nur mit Energie geschieht, leichter als das erstere, sobald dieses sich auf milde Weise kund thut. So muß auch Alles, was erzählt wird, seine Sinne nicht weniger, als seine stets rege Phantasie in Anspruch nehmen, und wenn der Erzähler einen reichen Mann schildert, so sind selbst die höchsten Zahlen der Grusch (Piaster, gegen zwei Silbergroschen), da sie eine äußerste Gränze zulassen, nicht genug, denn die Sandkörner, die rings um seine Küsten den Boden dicht bedecken, betragen noch kaum die Hälfte der Geldstücke. In diesem Falle bleibt der Phantasie noch übrig, sich den Reichthum weiter auszumalen — oder vielmehr ihn nur anzustaunen. Wird ein schönes Mädchen erwähnt, dann sind selbst die ewig heitern und ewig jungfräulichen Gestalten im Paradiese der Gläubigen nur gemeine Dirnen, die von der Schönheit jener geblendet, ehrfurchtsvoll in der Ferne stehen und ihre Huldigungen zu Füßen legen. Und erblickte sie plötzlich der Schöpfer des ganzen Weltalls und von Allem, was in ihm fleucht und kreucht, so blieb er gewiß ebenfalls wie der Erdenpilger im höchsten Entzücken stehen, und würde, alles um sich herum vergessend, fortan nur ihrer Liebe fröhnen. Die heilige Marie und Fatime, die Tochter des siebenten und letzten Propheten, die beide den Moslimen als Muster der Weiblichkeit dienen, beeiferten sich, dieser vollendeten Schönheit und dem Ausbunde aller weiblichen Tugenden dienend zur Seite zu stehen.

Dadurch, daß der Medah die Personen redend einführt, gewinnt allerdings auch die Erzählung an Interesse und selbst ohne der Sprache mächtig zu sein, hört man gern zu. Der magere Inhalt entspricht aber keineswegs dem lebendigen Vortrage und man kann sich oft nicht genug wundern, wie ein vernünftiger Mensch damit zufrieden sein und dasselbe sogar oft hören kann. Bei den Kindern vom 3—7ten Jahre ist es bei uns aber gerade so. Unterhaltender sind

noch die Erzählungen, die ein Gleichniß oder eine Nutzanwendung enthalten, aber in der Regel wird es nur verstümmelt vorgetragen.

Wenn ein Erzähler gegen 20 Geschichten auswendig weiß und diese nach den Regeln der Kunst hersagen kann, so wird ihm allenthalben Lob gespendet. Während der langen Winterabende fordern ihn auch die Haushofmeister der reicheren Familien auf, Privathäuser zu besuchen, und das ganze dienende und nicht dienende Personal setzt sich um ihn herum, um den bekannten oder unbekannten Erzählungen mit gleich gespannter Aufmerksamkeit zuzuhören.

Leider sind die mehr entlegenen Kaffeehäuser, besonders in den griechischen Vierteln Konstantinopels, der Sitz des gemeinsten Verbrechens, der Sodomiterei. Was in dem deutschen Vaterlande kaum dem Namen nach bekannt ist und selbst unsere Wüstlinge noch zum Erröthen bringen würde, geschieht in Konstantinopel offen und vor den Augen einer Regierung, die den moralischen Zustand eines Volkes bewachen und leiten soll. Doch kann es wundern, da selbst die höchsten Staatsbeamten dieser scheußlichen Lust fröhnen und ohne Scheu darüber sprechend, sie noch ganz natürlich finden, weil auf diese Weise bei den vielen Frauen, die der Vornehme besitzt, der allzugroßen Vermehrung der Familie und der dadurch hervorgerufenen allmäligen Verarmung vorgebeugt würde. Ein Staat mit solchen Beamten ist gewiß bis in das Innerste seines Markes faul und wird durch solche unnatürliche Laster vollends zerrüttet. Der Herrscher von vielen Millionen, der solchen Lastern ergeben ist und sie in seiner Umgebung offen duldet, kann unmöglich Vater seines Volkes genannt werden! Hier wären energische Noten, daß, wenn auch das schändliche Laster nicht mit einem Male ausgerottet werden kann, doch der Umgang mit männlichen Buhldirnen wenigstens öffentlich verboten und der gesetzlichen Strafe unterworfen würde, an ihrem Platze. Und solche Buhldirnen treten, sobald der Flaum

ihres Bartes dichter wird, in die Reihen der Staatsdiener, um dereinst die höchsten und wichtigsten Stellen einzunehmen. Zu welchen Hoffnungen berechtigt aber ein Staat, wo das scheußlichste Laster die sicherste Laufbahn eröffnet? Und wiederum bei der Beschneidung läßt man die öffentlichen Tänzerknaben (Kötschek) kommen, um den eigenen Sohn an eine Unnatur zu gewöhnen, die bei uns gleich Diebstahl und Mord gebrandmarkt und bestraft wird. Die hochgestellte Person, mit der ich darüber sprach, begriff auf keine Weise meinen Abscheu, den ich offen aussprach, und berief sich auf Russen und Franzosen, die über diesen Punkt wie er dächten. Zur ewigen Schande zweier christlichen Völker befinden sich in Petersburg, wie in Paris, prachtvolle Kaffeehäuser, in denen, wie in der Türkei, Knaben und Truthühner sich der unnatürlichen Liebe armseliger Wollüstlinge erfreuen. Aber die Regierung sanktionirt doch wenigstens ein Laster nicht, wenn es auch der Polizei nicht unbekannt bleiben kann, und diese es vielleicht nicht weniger wie in der Türkei irdischer Vortheile halber duldet.

Wenn vorzugsweise christliche Kaffeehäuser in Galata und San Dimitri u. s. w. sich dieses Verbrechens schuldig machen, so sind die türkischen eines andern, wenn auch bei Weitem geringeren zu zeihen. Ob der Einfluß der europäischen Kultur, oder die wachsamere Regierung, oder endlich die allmälige Einführung des Weines dem früher gleich einer Pest epidemischen Uebel des Opiumgenießens in der neuesten Zeit Einhalt gethan hat, weiß ich nicht; faktisch ist es aber, daß wie die Pest, auch dieses Laster im Oriente sehr abgenommen hat. Nur wenige Kaffeehäuser in der Nähe des alten Sarai erfreuen sich des Rufes eines guten Opiums, und in ihrer Nähe sieht man die bleichen Gestalten der durch Opium Berauschten umherwanken.

Der Opiumesser oder Raucher (Theriaki) beginnt im Anfange seiner Laufbahn nicht sogleich mit dem sehr bitter schmeckenden Opium, sondern er gewöhnt sich allmälig durch

stimulirende Getränke, besonders durch starken mit Moschus, Zimmt, spanischen Fliegen u. s. w. versetzten Kaffee daran. Ein Gemisch von Opium, Moschus, spanischen Fliegen, Zimmt, Anis und Zinnober, was die Türken Madschun nennen, macht den Uebergang zu den sogenannten Opiaten und endlich zu dem Opium. Auch Extrakte von frischen Hanf-Stengeln und Blättern mit Zusatz von Moschus werden auf gleiche Weise, aber mehr in Kleinasien und Syrien, benutzt und sollen, ohne so bedeutende Nachwehen zu hinterlassen, eben so üppige Bilder vorführen, wie das Opium. Die Verzückung, welche sich kurze Zeit nach dem Genusse einstellt, ist, wie bei dem durch geistige Getränke Berauschten, verschiedener Art, mag wohl aber dem Zuschauer interessantere Scenen vorführen. Da der Moslim nur sinnliche Genüsse kennt und, wie es scheint, für immer unfähig ist, geistige aufzufassen, so sind in der Regel ein Harem, angefüllt mit wunderlieblichen Mädchen, und eine Tafel, mit den Lieblingsgerichten und den seltensten Süßigkeiten besetzt, die Gegenstände, die seiner Phantasie vorgaukeln. Bald sitzt der Opiumesser auf dem Diwan wie gebannt und scheint eine innere Beschauung zu halten. Die Freude hat um den Mund ihren Thron aufgeschlagen und die Augen sind der Reflex der Vorspiegelungen, die seine Seele im Innern umgaukeln. Bald läßt ihm das Gift keine Ruhe, und alle Muskeln des sonst so trägen Türken scheinen ihre ursprüngliche Natur verleugnen zu wollen, denn in Händen und Füßen spricht sich nicht weniger Beweglichkeit, wie im Gesichte ein bis dahin unbekanntes Mienenspiel aus. Der Berauschte möchte Jedermann sein überschwengliches Glück mittheilen, und er umarmt auf das Zärtlichste den ersten besten Bettler, der noch so zerlumpt und schmutzig ihm entgegenkommt; er tanzt wie besessen in dem Zimmer herum, bleibt aber immer friedlicher Natur und beleidigt höchstens einen Anwesenden durch zärtliche Zudringlichkeit.

Eine Stunde und länger erfreut er sich des höchsten irdischen Genusses, um plötzlich aus dem Freudentaumel herausgerissen zu werden. Mit dem vollen Bewußtsein des plötzlich von der höchsten Höhe der Erregung zu der entsetzlichsten Schwäche übergehenden Zustandes tritt bei allen Opiumessern eine gleiche traurige Erscheinung ein, und nur die Dosis und wie oft das Gift schon genommen, bedingt für die Dauer der Ermattung einen Unterschied. Das bis dahin nur Lust sprudelnde Gesicht wird plötzlich trübe, und die an und für sich langen Muskeln desselben scheinen selbst noch länger zu werden. Die noch vor einem Augenblicke lebendigen Augen verlieren mit einem Male das Feuer und treten scheinbar in ihre Höhlen zurück, in denen sie wie bei einem Sterbenden kaum noch fähig sind, die Eindrücke der Außenwelt dem Inneren wiederzugeben. Das Erbarmen der Umstehenden scheinbar anflehend, oder schon gebrochen, sind sie es am Meisten, die den fürchterlichen Zustand ihrer Schwäche kundthun. Nicht im Stande, aufrecht zu stehen, hängen, wie bei einer Gliederpuppe, die Arme und Beine des Opiumessers kraftlos herab und scheinen der willenlosen Seele entrückt zu sein. Nahm früher die höchste Erregung den Menschen in Anspruch und machte ihn für alle Umgebung taub, so macht jetzt die gränzenlose Schwäche ihn zum Spielballe des Zufalles. Nichts kann den Opiumesser sich selbst wiedergeben, als die Alles lindernde Zeit, und er ist gezwungen, um so länger in seiner Erbärmlichkeit zu verharren, je öfter er sich schon dem scheußlichen Gifte des Opiums übergeben hatte. Und vermag er endlich, sich dem Boden zu entreißen und, mit den langfingerigen Händen eine Stütze an der Mauer der engen Straße suchend, langsam den geknickten Körper fortzutragen, dann schleicht er mit schlotternden Knieen dahin, schlimmer und trauriger als ein Greis, den Armuth und Alter noch auf das Tiefste gebeugt haben. Glücklich endlich in seiner Wohnung angekommen, nimmt er auf dem

Diwan Platz, um hier nach langer Zeit und allmälig den Kräften wiedergegeben zu werden.

Der Opiumesser hat hinlänglich Zeit und Muße, den erbärmlichsten Zustand seines Körpers in der Schwächezeit zu erkennen; er sieht ihn selbst an anderen und ist von Mitleid und Theilnahme ergriffen. Und doch erträgt er ohne Murren die fürchterlichsten Nachwehen eines Giftes, um schon auf Erden — das sind seine eigenen Worte — den Vorgeschmack der nie endenden Wonnen im Paradiese zu empfinden. Kein Harem, und wenn mit den wunderlieblichsten Mädchen geschmückt, und keine Tafel, selbst mit den wohlschmeckendsten Speisen besetzt, kann ihm Freuden und Genuß verschaffen, wie das Opium die Sinne berauschend hervorruft. Es ist demnach nicht allein die Leidenschaft, die den Opiumesser, wie den Branntweintrinker zu neuen, zuletzt dem Körper nothwendig gewordenen Reizen treibt: es bestimmen ihn mehr noch die kitzelnden Bilder, die sich seiner Phantasie vorführen, die üppigen Gefühle der Wollust, die seine Glieder durchrieseln, und das innere Seelenvergnügtsein, das sein ganzes Wesen für die Zeit erfaßt. Aus der vollen Gleichgültigkeit geht der Türke zum höchsten Genusse über und gern erträgt er die langen, oft fürchterlichen Nachwehen, bei deren Abnahme er schon wieder an die Freuden, die ihm geworden waren, denkt, und noch nicht genesen, blickt er mit Sehnsucht der Stunde entgegen, wo sich ihm von Neuem der irdische Himmel öffnet.

Zu welchem vielfachen Genusse ein Kaffeehaus in Konstantinopel einladet, habe ich wohl zur Genüge gezeigt, aber der Gentleman oder der Löwe unter den Rechtgläubigen Stambuls verlangt noch mehr von ihm, denn es muß auch sachverständige Leute besitzen, die im Stande sind, seine angeborene Schönheit zu erhöhen. Nächst schönen, d. h. möglichst bunten Kleidern verwendet im Oriente der Moslim wie der Christ seine größte Sorgfalt weniger auf das Haupt= als auf das Barthaar.

Nur der starre Türke ist der alten Mode treu geblieben, das Hauptthaar sich ganz oder nur zum Theil rasiren zu lassen, während die morgenländischen Stutzer ihr schönes Haar auf jegliche Weise pflegen und sogar nicht ohne Glück versuchen, ihm ein lockiges Kräuseln zu verleihen. Ja selbst als die pariser Löwen langes, wallendes Haar für eine vollendete Schönheit nothwendig hielten, verpflanzte sich die fränkische Sitte auch nach Konstantinopel, und die Söhne der Rechtgläubigen hielten sich für ebenbürtig genug, um auch das, was im Abendlande schön war, im Morgenlande nicht häßlich sein zu lassen. Aber die starren Anhänger des alten Türken-Regiments bewirkten einen Fetwa (Vorschrift der Geistlichkeit) gegen die neue Unsitte, und es gingen Polizeibeamte, wie weiland in Petersburg unter seinem großen Gründer, mit Barbieren herum, um dergleichen Affen zu erfassen und ihnen die schöne Mähne erbarmungslos abzuschneiden. Wer jetzt übrigens sein Haupt noch rasiren lassen will, muß in gemeine Kaffeehäuser gehen.

Der Moslim, der sich dieser Handlung unterwerfen will, nimmt vorsichtig seine Kopfbedeckung ab und hält sein kahles Haupt dem Barbiere (Berber) hin, damit dieser es zunächst mit dem stets vorräthigen Schaume einreibe. Oft bleibt ein kleiner Theil der Haare in der Form eines halben Mondes um die beiden Ohren stehen, oder ein langer Büschel auf dem Scheitel des Kopfes dient dereinst, wenn der Rechtgläubige gestorben über die schmale Brücke nach dem Berge der Seligkeit wandert und wankt, seinem Schutzengel als Anhaltspunkt, um ihn sicher über den gefährlichen Pfad zu leiten. In einem vornehmen Kaffeehause wird der bigotte Türke mit seiner rothen Jacke und den weiten Beinkleidern über die Achsel angesehen und verlangt oft vergebens nach der Pfeife und dem Kaffee. Der Kellner weiß, daß die leichtsinnige Jugend in der neuen Kleidung (Asker-Uruba), die besonders aus einem Fes, einem polnischen Schnurenrocke und aus gewöhnlichen Beinkleidern besteht, mit Trinkgeldern

(Bakschische) nicht geizig umgeht, und Trinkgelder sind in der Türkei die Seele aller Angelegenheiten vom Kellner im Kaffeehause bis zu dem ersten Minister hinauf.

Der Stutzer unterwirft sich im Kaffeehause oft eine lange Zeit dem sachverständigen Obersten der Barbiere (Berberbaschi), als welcher jeder, der sein Handwerk gut versteht, betrachtet und genannt sein will, um sich dann desto schöner und unwiderstehlicher hervorgehen zu lassen. Mit einer feinen Pincette faßt der Barbier jedes Härchen, was im Gesichte eine abnorme Stellung hat, um es geschickt herauszuziehen, und wenn der junge Türke auch keineswegs den Leiden einer schönen Georgierin (Grusierin), aus deren ganzem Gesichte, um es glänzend zu machen, alle die Tausende von feinen Härchen, besonders der Wange, oft während der Dauer einer Woche ausgezogen werden, ausgesetzt ist, so verzieht er doch nicht selten bei dieser keineswes schmerzlosen Execution sein Gesicht. Nur die obere Lippe des islamitischen Stutzers behält seine natürliche Bekleidung, und eine eigene Pomade (Bejik-Jaghi), aus Antimon, Wachs und einem wohlriechenden Oele bestehend, trägt dazu bei, die einzelnen Haare geschmeidiger zu machen. Auch mit wohlriechenden Salben, Oelen und Essenzen ist der Chef der Barbiere reichlich versehen, und gibt alles ohne Bezahlung, d. h. wenn der Verschönerte ein gutes Trinkgeld gibt, zur Verschönerung seines Klienten auf das Bereitwilligste dar.

Endlich sind in der Nähe der geräuschvollen Märkte auch Buden für Getränke und selbst Konditorläden vorhanden. Jedes süßliche, auch süßlich-säuerliche kalte Getränk, was unseren Limonaden am Meisten ähnelt, heißt bei den Orientalen S c h e r b e t (aus dem Arabischen „Scharab", d. i. Trinken) und solche Scherbetdschi haben besonders in den heißen Monaten des Sommers zahlreiche Buden aufgeschlagen. Der beliebteste Scherbet wird aus den vom säuerlichen Fleische umgebenen Samen der Granate mit Zusatz von

Honig bereitet; außerdem bedient man sich fast aller Fruchtsäfte, als der Citronen, Orangen, Kirschen, Pflaumen, Quitten u. s. w. dazu. Um den gewürzhaften Geschmack noch zu vermehren, legt man selbst starkriechende Kräuter, wie Melisse, Bohnenkraut u. s. w., eine Zeit lang in die flüssige Masse. Häufig, besonders im Binnenlande, erhielt ich als Scherbet weiter nichts als durch Zucker oder Honig versüßtes Wasser. Ein Stück Eis wird jedes Mal dem eingeschenkten Glase beigefügt und wie in Italien und Tiflis, so ist auch in Konstantinopel der Bedarf an Eis außerordentlich. Da es sehr häufig im Winter selbst nicht zur schwächsten Eisdecke kommt, so kann auch sein Preis nicht unbedeutend sein und es wurde mir erzählt, daß den größten Beitrag zum Eisbedürfnisse der Residenz der bithynische Olymp liefere.

Auch gewöhnliches Wasser, nur durch Eis kühl gemacht, verkauft der Scherbetdschi, aber außerdem gehen noch Wasserträger (Saka) mit einem Pferde, dem auf beiden Seiten Lederschläuche (Kurbah) übergehängt sind, herum, um in den einzelnen Häusern und besonders in den Garküchen und Kaffeehäusern u. s. w. das Bedürfniß trink- und waschbaren Wassers auszufüllen.

Bei dem Wasser trifft man endlich eine gute Seite der Türken, aber wiederum ist es nicht die Menschenliebe oder der eigene innere Trieb zum Guten, der den Moslim zum Anlegen von Wasserleitungen und Brunnen treibt, sondern es geschieht Alles zum Heil der eigenen Seele. Doch es mag sein, wie es will, das Resultat ist ein erfreuliches und in einem Lande, wo der Durst empfindlicher werden kann, als bei uns, um so gewichtiger. Allenthalben fand ich bei den Moslimen für Wasser selbst eine größere Sorge getragen, als oft bei uns, und wo eine reine Quelle dem Boden entsprungen war, hatten fromme Gläubige, um dereinst eine Belohnung zu erhalten, sie mit Steinen eingefaßt und selbst nicht selten einen Becher, wenn auch nur aus einem Stückchen ausgehöhlten Holzes bestehend, daneben gestellt. Der wäre schlimmer als

ein Räuber und Mörder beurtheilt worden, der an einer solchen, der Menschheit angethanen Wohlthat, sich vergriffen hätte, und im ganzen Oriente erfreuen sich Brunnen bei Jung und Alt einer Ehrfurcht, wie kein anderer Gegenstand. Wenn an christlichen Monumenten, besonders Bildern in Kirchen, der Moslim seinem zerstörenden, ihm inwohnenden Elemente getreu, selbst das Heiligste nicht schont, so wagt er doch nie an einem heiligen Brunnen, wenn ihn ein Gjaur erbaut hat, die frevelnde Hand zu legen. Schon jedes mohammedanische Gotteshaus verlangt für die Abwaschungen einen oft aus mehrern Röhren fließenden Brunnen, denn mit jeder Waschung werden Sünden abgespült und die äußere Reinlichkeit ist das Sinnbild der inneren. Gerade die größten Tyrannen haben in Konstantinopel für trink- und waschbares Wasser am Meisten Sorge getragen, und für nichts ist in der Residenz so sehr gesorgt, als für das Wasser. Trotz des großen Bedarfes, was besonders die fünf Mal zu wiederholenden Waschungen und die zahlreichen Bäder verlangen, ist die osmanische Residenz selbst zur heißesten Zeit hinlänglich damit versehen, und der Aermste hat nicht nothwendig, für das mit vielen Kosten herbeigeschaffte Wasser nur einen Para auszugeben. Fromme Gläubige, deren Gewissen aus früherer Zeit mit Sünden belastet ist, andächtige Matronen, die sich Mühe geben, durch besonders gute Thaten sich ebenfalls den Himmel zu verdienen, ehrbare Männer, denen ein Knabe geboren oder die Geliebte genesen ist u. s. w., kaufen häufig einem Wasserträger sein ganzes Wasser ab, damit dieser mit einem Becher in der Hand jedem von dem labenden Getränke mittheilt, der durstig darauf Anspruch macht. Selbst Eis wird noch dazu gespendet, um das Wasser möglichst kalt zu erhalten. Doch herrscht diese schöne Sitte weniger in dem an und für sich wasserreichen Konstantinopel und anderen großen Städten, als vielmehr in dem heißen Binnenlande, wo gute Quellen eine Seltenheit sind.

Mit wenig Ausnahmen wird das sämmtliche Wasser für den Bedarf der ganzen kaiserlichen Residenz auf europäischer Seite aus dem dichten Belgrader Walde gewonnen und dieser liegt auf einer längs dem westlichen Ufer des schwarzen Meeres sich hinziehenden und den äußersten südlichen Ausläufer des Balkan bildenden Höhe und wird wegen seines Wasserreichthumes von Moslim und Christ gleich heilig gehalten. Niemand wagt dort einen Baum zu fällen, und den würde auch schwere Strafe treffen, der sich hier einen solchen Frevel zu Schulden kommen ließe. Gegen vier Stunden von Pera entfernt, dient der Wald auch und besonders das darin liegende freundliche Dörfchen Weißstadt, denn das bedeutet in allen slawischen Sprachen Belgrad, — ein Name, der übrigens nicht mit der von Eugen fast unüberwindlich dargestellten Festung gleichen Namens, am Einflusse der Sau in die Donau, verwechselt werden darf — zum Frühlingsaufenthalte der reichern Armenier und Griechen, und Schaaren von beiden Völkern ziehen oft am Feste der Maien in den dichten Schatten des Quellen ernährenden Waldes.

Die berühmten Wasserleitungen, zum Theil aus der griechischen, zum Theil aus der türkischen Zeit stammend, zu beschreiben, fühle ich mich um so weniger berufen, als schon viele Reisende, und vor Allem der unermüdliche Hammer, dieses zur Genüge gethan haben. Nur im Allgemeinen will ich über die Art und Weise der Leitungen für die der verehrten Leser, die nicht damit vertraut sein sollten, einige Worte sagen. Daß einer Stadt mit 6—700,000 Einwohnern mit der Einfassung einzelner Quellen und Leitung ihres Inhaltes nicht gedient sein kann, sieht man wohl ein. Deßhalb dämmte man den obern Theil enger Thäler, die sich besonders reich an Quellen bewiesen, durch mächtige steinerne Schleußen ab, und in dem oft mehr als eine Viertelstunde umfassenden Bassin sammelte sich zu gleicher Zeit alles Regen= und selbst im Winter das wenige Schneewasser. Dichtes Gehölz umzieht jedes der 7 großen Was=

serbehälter, die der Belgrader Wald einschließt und vermag nur die fast senkrecht einfallenden Sonnenstrahlen nicht abzuhalten, so daß doch im Allgemeinen das Wasser sich frisch erhält. Es sind demnach diese Wasserbehälter nichts weiter, als großartige Cisternen. Man belegt sie gewöhnlich in Konstantinopel mit dem Namen „Bend,“ ein persisches Wort, mit unserem „Binden“ verwandt, allein darunter können eigentlich nur die das Wasser eindämmenden Mauern verstanden werden. In steinernen Kanälen wird nun das Wasser bald unter, bald über der Erde auf oft großartigen Brücken abwärts der eigentlichen Stadt mit ihren Vierteln zugeleitet. Sogenannte Wasserwagen (Ssu-Teraßußi) zur Reinigung des Wassers und zur Beschleunigung ihres Laufes befinden sich auf dem Wege, und große Wasserbehälter (Takßim) sammeln vor den Vierteln, wie ich schon bei der Beschreibung der Stadt angegeben habe, erst das Wasser, um es dann weiter zu vertheilen.

Innerhalb der Stadt bemerkt man in der Regel die Leitungen nur an ihren Endpunkten, den oft prächtigen und geschmackvoll angelegten Brunnen. Die äußersten drei Hügel und das auf ihnen liegende alte und neue Sarai konnten auf keine andere Weise mit dem nöthigen Wasser versorgt werden, als durch einen großartigen brückenartigen Bau, der trotz der anderthalb Jahrtausende seines Bestandes noch steht, während rings um ihn im weiten Kreise seit dieser Zeit kein Stein auf dem anderen geblieben zu sein scheint. Ehrfurcht vor dem für Menschen und Vieh wohlthätigen Werke erhielt die Valens'sche Wasserleitung (Bosdoghan-Kemer türk.), denn so heißt bei dem Abendländer dieses Zeugniß aus einer bessern frühern Zeit, bis auf unsere Tage, und wenn die Natur selbst (z. B. als Erdbeben) sich bisweilen gegen sie verschworen zu haben schien, ergänzten die Menschen — Christen und Moslimen — schnell das Schadhafte. Kaiser Hadrian scheint der erste gewesen zu sein, der den dritten und vierten Hügel durch eine Leitung verband; faktisch ist aber, daß

Kaiser Valens sie im Jahre 364 und zwar schon mit doppelten Bogenlinien erbaute und ihr seinen Namen gab. Es sagt uns die Geschichte, daß er sich der geschleiften Mauern der griechischen Stadt Chalkedon, die neben Skutari am Ausgange des Bosporus ins Marmora-Meer, wo das heutige Dorf Kadi-Köi liegt, gestanden hat, zu ihrer Erbauung bedient habe. Nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken hat sich Suleiman der Große um ihre erneute Herstellung verdient gemacht; da aber ein Theil ihm die Aussicht aus seinem Schlosse raubte, ließ er diesen wieder niederreißen.

Unverändert steht sie nun trotz der Trümmer wiederum drei Jahrhunderte und noch mehr werden vergehen, bevor, wenn die Kultur des Westens bis dahin ihren siegreichen Einzug nicht gehalten haben sollte, mächtige Stürme das großartige Menschenwerk zertrümmern. Kühn überragt sie, aus der Tiefe der Schlucht zwischen dem dritten und vierten Hügel heraufsteigend, alle Gebäude rechts und links, und selbst die schöne Moschee des Eroberers und das weitläufige alte Sarai, die ihre Enden begränzen, vermögen dem großartigen Blicke, den sie allenthalben fast den Augen des Beschauers darbietet, nicht den geringsten Abbruch zu thun. Oft erhebt sich das 11 Fuß breite Mauerwerk bis zu einer Höhe von 80 Fuß über seinen Standpunkt, und nicht weniger als gegen 1,300 Fuß Länge bedurfte die Leitung, um die ganze breite Schlucht auszufüllen. So oft ich das Riesenwerk aus der Ferne erblickte, so oft zog es mich hin nach dem schönsten Denkmale einer früheren, gewiß für die jetzt unter türkischer Oberhoheit stehenden Länder bessern Zeit. Aber die Nähe erweckte traurige Empfindungen in meiner Brust, denn wie allenthalben, wie in der heiligen Sophia und in den für die Ewigkeit gebauten Festungsmauern, so zeigt sich auch hier das angestammte zerstörende, oder wenigstens gleichgültige Naturell des leider herrschenden Volkes. Ehrwürdig stehen die Mauern und Bögen der

Valens'schen Wasserleitung da, aber die Zeit und vielfache Stürme haben manchen Stein aus seinen Fugen gerückt. Türkische Unordnung und gränzenlose Liederlichkeit kümmern sich nicht darum, das herrliche Menschenwerk auch in seiner Schönheit zu erhalten. Die vor Alter mürben und grauen Steine werden durch allerhand Pflanzen, die sich zwischen den Ritzen oder in Löchern eingenistet haben, ihrer ursprünglichen Lage immer mehr entrückt, und so unschuldig und selbst einen freundlichen Anblick darbietend das Löwenmaul an den Mauern erscheint, so tragen auch solche Pflanzen auf eine längere Zeit zum Ruin eines Bauwerkes bei. Aber auch strauchartige Gewächse schienen hie und da mitten in den Mauern Raum für ihre Wurzeln gefunden zu haben, und Osyris nebst der heiligen Brombeerranke (Rubus sanctus *Schreb.*) glaubte ich deutlich auf der Höhe unterscheiden zu können.

Vergeblich suchte ich einen Weg auf die Höhe, und glaubte ich ihn gefunden zu haben, so wiesen mich bärtige Moslimen mit barscher Stimme zurück. Glücklicher war Herr von Moltke, einer von den preußischen Ingenieuren, die Sultan Mahmud II. sich zur Verbesserung der Militäranstalten erbat, und Tage lang erfreute er sich des hohen, unvergleichlichen Standpunktes. Die Valens'sche Wasserleitung war die Basis, von denen er seine trigonometrischen Aufnahmen ins Werk setzte und diesen gewiß mühevollen Arbeiten verdanken wir den ersten richtigen Planvon Konstantinopel.

Es bleiben mir endlich, ehe ich die Basare und Alles, was mit ihnen zusammenhängt, verlasse, noch einige Worte über die Konditorläden zu sagen übrig. Ebenso wie ich mich in Betreff der wohlriechenden Salben, Oele und Essenzen getäuscht hatte und die dafür erhaltenen Aufträge einiger Freunde unberücksichtigt lassen mußte, da Paris mit wenig Ausnahmen alle Ingredienzen liefert, ebenso suchte ich die in meiner Phantasie entstandenen Läden angefüllt

mit den seltensten Süßigkeiten der Welt vergebens in der Hauptstadt der Gläubigen, die da meinen, aus dem Glauben entspränge die Liebe zu Süßigkeiten. Doch die „sauren Gjaur's", wie der siebente und letzte Prophet selbst alle Nichtmohammedaner nannte, übertreffen weit die süßen Moslimen an Mannigfaltigkeit und Vorzüglichkeit ihrer Zuckerwaaren und ihres Eingemachten. Da vorherrschend Wein- oder Maulbeersyrup und Honig zum Versüßen gebraucht wird, so erhalten schon dadurch unsere mit Zucker angefertigten Süßigkeiten einen Vorzug, wie wohl jede deutsche Hausfrau mir beistimmen wird. Das Zuckerwerk (Schekerlama) war allenthalben herzlich schlecht, und nur die eingemachten Früchte zeichneten sich hie und da durch einen feinen und lieblichen Geschmack aus. Vergebens frug ich nach der eingemachten Orange, die man in Odessa unter dem Namen „Stambuls Delice" aus Konstantinopel bezieht und die von ausgezeichneter Güte war. Diese Früchte allein hätten mich vielleicht mit den ärmlichen Konditorläden ausgesöhnt. Es waren ganze Orangen, die ähnlich dem Citronate, aber lieblicher und gewürzhafter schmeckten.

In einem Konditorladen trinkt man mehr als man ißt, und verschiedene Säfte und Marmeladen werden neben der nie fehlenden Pfeife den Gästen dargeboten. Wie würde ein Moslim staunen, wenn er plötzlich in einem unserer Konditorläden der größeren Städte, besonders Berlins, treten und sich darin beliebig auswählen könnte!

Die Basare der fränkischen Viertel verlieren mit jedem Jahre ihre Eigenthümlichkeiten mehr und werden abendländisch. Die Kaufleute ziehen sich in ihre mehr abgeschlossenen Läden zurück, und Handwerker arbeiten in ihren Wohnungen die bei ihnen bestellten Gegenstände. Die Mode hat hier bereits Wurzel gefaßt, und der Perote nicht weniger als der später eingewanderte Geschäftsmann weiß, daß dieselben Waaren, welche er vor zehn Jahren feil bot, jetzt nicht mehr eine moderne Form besitzen. Die ärmeren Franken,

Griechen und Armenier hat die Noth gezwungen, in Kleidung und sonstigen Bedürfnissen den Moslimen zu folgen.

Die fränkischen Märkte übertreffen an Lebendigkeit noch die der Türken. Ein beständiges Schreien, was freilich oft nur lautes Sprechen bedeuten soll, vernimmt man hier und da, ist aber immer noch nicht so bedeutend, als in christlichen Städten des Orients. Der Tifliser Basar, so sehr auch russischer Einfluß ihn verändert hat, wird noch lange Zeit der interessanteste Handelsplatz der Welt bleiben, da jedes Glied der bunt sich durcheinander drängenden Völker durch Wort und That zu gleicher Zeit seine Eigenthümlichkeiten kundgibt. Der Türke bleibt selbst auf dem Basare seinem angeborenen oder erzwungenen Phlegma treu und trotz der Menschenmasse, die sich auf den Basaren vorfindet, bewegt sich bei ihm Alles ruhig und anständig neben einander.

Pera und seine Herrn-Straße (Bei-Johl) scheint nur von Kaufleuten und Kaffeewirthen bewohnt zu sein, und alle Sprachen unseres Europa's werden hier gesprochen. Die Lingua franca ist Hauptsprache, und in ihr werden fast alle Geschäfte gemacht. Die Tausende von Fremden, die sich Jahr aus Jahr ein in Pera aufhalten, tragen zur größeren Lebendigkeit dieses Stadtviertels unendlich bei, und für sie sind mit der Zeit ebenso bequeme Wirthshäuser entstanden, als wir sie in Italien vorfinden. Da in Konstantinopel nur die Frauen der Gjaur Häuserbesitz haben dürfen, so sind auch Frauen diejenigen, welche den Hôtels vorstehen. Wie man mit einem Dampfschiffe in den Hafen, dem goldenen Horne, einläuft, setzen sich auch schon eine Menge langschnäbeliger Gondeln von dem gewöhnlichen Haltplatze Topchaneh's, in Bewegung und sobald Anker geworfen ist, stehen Hunderte derselben bereit, die zahlreichen Fremden aufzunehmen. Mitten darin sieht man fein gekleidete junge Leute mit dem Fes und der hinten flatternden Seitenquaste auf dem Haupte, und je nach der eigenen Physiognomie wird man von ihnen deutsch, englisch, französisch oder italienisch angeredet. Diese

jungen Leute nennen sich Dragomans *) und stehen im Dienste der Inhaberinnen von Gasthäusern. Da sie von ihrer Herrin für jeden zugeführten Gast eine Belohnung erhalten, so überbieten sie sich mit Lobpreisungen der Häuser, die sie empfehlen. Ohne irgend eine Entschädigung ihrer Dienstleistungen in Anspruch zu nehmen, spielen sie die uneigennützigsten Menschen von der Welt, und bezahlen selbst die wenigen Piaster für die Gondel, da es ja nur eine Kleinigkeit ist und ein Perote es sich zum besondern Glücke anrechnet, einen so ausgezeichneten Fremden behilflich sein zu dürfen. Ist man mit seiner Wohnung zufrieden, so wird bald der Dragoman der unentbehrliche Begleiter des Fremden, ist allenthalben auf seines Herren Nutzen, kauft in Gegenwart desselben Alles sehr billig und überzeugt bald vollkommen von seiner Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit. Doch Alles dieses ist Blendwerk, das aber ein auf sich oder andere Fremde gewiesener Europäer gar nicht zu entschleiern im Stande ist. Kaufleute, Speise- und Kaffeewirthe u. s. w. sind in die feinen Schliche des Dragoman eingeweiht und schlagen das Doppelte des eigentlichen Werthes vor; geht man aber allein zum Einkaufen, so wird man, wo möglich, noch mehr geprellt. Daher stammen die so verschiedenen Angaben über das Leben in Konstantinopel, und während die Einen es kostspielig nennen, finden die, die längere Zeit in der Residenz zubrachten oder unter den Einheimischen Bekannte hatten, es wohlfeiler als in fast jeder europäischen Stadt. Ich glaube, die Letztern

---

*) Nach Hammer ist Dragoman eine griechische Form des arabischen „Terdschiman", was jetzt in ganz Konstantinopel für „Uebersetzer" gebraucht wird. Noch näher steht es aber dem hebräisch-chaldäischen Worte Targum, was Uebersetzung bedeutet. Im Tatarisch-Türkischen ist die persische Bezeichnung Dalimatsch (aus dem Persischen „Telmis") gebräuchlich, und im Altdeutschen heißt es Tolimatsch, woraus unser heutiges Dolmetsch entstanden ist.

haben Recht und wenn wir, mein verehrter Reisegefährte und ich, der Unkenntniß auch manches Scherflein darbringen mußten, so wirkte die Bekanntschaft des mit Konstantinopel vertrauten Herrn Schwartz sehr wohlthätig auf unseren Beutel. Durch unseren späteren Dolmetscher Lukas Davidowitsch aus der Bocca di Cattaro gebürtig, einen jungen Dalmatier von bewährter Treue und vorzüglicher Brauchbarkeit, wurde ich mit den Verhältnissen noch mehr bekannt, und vermag deßhalb ein bestimmtes Urtheil abzugeben. Außer den bekannten größeren Hôtels finden sich in Pera noch eine Menge italienische Familien vor, die gern und billig Fremde in ihren Häusern aufnehmen. Man bezahlt für ein Zimmer mit Bett und den nöthigen Möbels und für die ganze Beköstigung, aus Kaffee, Mittag- und Abendessen und dem nöthigen Wein bestehend, nicht mehr als einen spanischen Piaster (1½ Thaler) täglich, und erfreut sich dabei der freundlichsten und rücksichtlichsten Aufnahme. Nur in den feinsten Hôtels gibt man für dasselbe den doppelten Preis.

Ebenso europäisch geht es in den Speise- und Kaffeehäusern zu und nur hie und da taucht noch etwas Orientalisches auf. Ein Billard fehlt nirgends, wo auf Anstand Anspruch gemacht wird, und an den Wänden ziehen sich unseren Ottomanen ähnliche Polster hin. Der Perote setzt sich aber lieber auf die schon erwähnten kleinen Sessel und streckt seine lange Pfeife vor sich hin, oder zieht den Rauch durch das Wassergefäß im Nargileh. Europäische Tische mit gleichen Stühlen befinden sich in den Speisehäusern, und ebenso dürfen weißes Tischzeug und Servietten nicht mehr fehlen. Der Moslim schämt sich mit den Fingern in die Schüssel zu greifen, und ist im Herzen über den Gjaur, der die bessere Sitte eingeführt hat, erzürnt. Im Verborgenen aber wirft er Messer und Gabel weg und bezwingt die reichlichste Portion auf gewohnte alte Weise in der kürzesten Zeit.

Auf der Höhe Pera's, auf der sogenannten fränkischen

Terrasse, sind die vornehmsten Kaffeehäuser, aber nicht in den dumpfen Zimmern, sondern im Freien findet sich die schöne Welt, besonders der verschiedenen Gesandtschaften, von ihren Herren begleitet, gegen Abend ein, um sich einer wunderlieblichen Luft, wie sie nur ein solches Klima erzeugen kann, zu erfreuen. Und erlaubt es noch die Zeit, so bietet das gegenüberliegende Konstantinopel ein mannigfaltiges Panorama dar, das zu besehen der gleichgültigste Mensch wohl nicht leicht überdrüßig werden kann. Erinnerte nicht die fremde Sprache an ein anderes Land, man könnte meinen, vor dem Café français in Leipzig oder anderswo in Deutschland zu sitzen, denn fast dieselben Getränke und gleiche Süßigkeiten werden geboten. Alles hat sich hier europäisirt, nur eins ist geblieben — die Sucht der Kellner nach Trinkgeldern — und bei jedem Glase Limonade gibt man dem, der es gebracht, in der Regel gerade soviel, als das Getränk kostet.

Am Interessantesten ist Pera, wenn es seinen Sonntagsschmuck angelegt hat. Die Kaufläden sind zwar geschlossen, desto lebendiger wird es aber in den oberen Wohnungen. Das schöne Geschlecht, welches die ganze Woche in dem Innern des Hauses zurückgezogen lebte, sucht allen möglichen Putz hervor, um an dem Tage des Herrn sich des eigenen und fremden Wohlgefallens zu erfreuen. Der Königssitz (Schahnischin), d. i. der bedeckte Söller, dient am Sonntage den Frauen, weniger den älteren Mädchen zum Aufenthalte und aller Gêne ledig, öffnen sie die Fenster, um das lebendige Gewühl auf der Straße zu besehen und auch auf sich die Blicke zu wenden. Auf gleiche Weise, wie man hie und da auch bei uns den schönen Damen den Vorwurf des Kokettirens macht, verstehen Frauen und Jungfrauen des Orientes die Blicke junger Männer auf sich zu lenken und eine Zeit lang sich zu erhalten. Der Orientale liebt bei seinem Mangel an Kultur das Extrem, und während die Perotin die ganze Woche hindurch tief in ihren Mantel

gehüllt durch die Straßen geht, scheint sie am Sonntage eine ganz andere geworden zu sein. Das Gesicht verhüllt kein neidisches Tuch mehr und die feurigen Augen, die den Tag vorher kaum aufgeschlagen wurden, blicken jetzt frei um sich, als wäre eben alle Gefahr verschwunden. Das oft nach Pariser Mode verfertigte Kleid gibt selbst den bis dahin dicht bedeckten Nacken den Augen einer gaffenden Menge Preis, und dieselbe Jungfrau, die sonst beim zufälligen Zurückschlagen eines der sie einhüllenden Tücher erröthet wäre, erfreut sich ohne Scham des Beifalls, den sie nun einärntet. Aber auch die Männer sind anders geworden und finden die Freiheit des weiblichen Geschlechtes am Sonntage natürlich; wenn Neugierde sie an einem Wochentage bestimmte, einer verhüllten Schönen so lange zu folgen, bis es ihnen gelang, einen Blick zu erhalten, so gehen sie jetzt gleichgültig an den reizendsten Gestalten vorüber.

Der Moslim gibt sich an seinem Sonntage (dem Freitage) der Ruhe hin und ist er fromm, so nehmen andächtige Gebete und ein längerer Aufenhalt in der Moschee seine meiste Zeit in Anspruch. Der weniger bigotte hält seinen Keif um desto länger, geht gegen Abend in ein Bad und dann vielleicht noch in ein Kaffeehaus, um in aller Gemächlichkeit eine Pfeife nach der anderen rauchend, den Tag zu beschließen. Anders verhält es sich mit dem Peroten, der sich gern einer lärmenden Fröhlichkeit übergibt. Speise-, Wein- und Kaffeehäuser füllen sich, und nicht selten vernimmt man auf der Straße das Toben und Lärmen der Gäste. Die Familien des sogenannten Mittelstandes gehen in Pleno in's Freie, und das obere Ende des Hafens, gewöhnlich unter dem Namen der süßen Gewässer der europäischen Seite bekannt, oder der große Gottesacker oberhalb des Haselnußviertels (Fündükly), dicht an der Artillerie-Kaserne, füllt sich mit fröhlichen und tändelnden Haufen an. Die prächtigen Platanen- und Wallnußbäume und das

saftige Grün der Wiesen an den süßen Gewässern laden mehr, als alles andere, bis in den späten Herbst die Fröhlichen ein. Für den Böjük Mesaristan, d. h. den großen Gottesacker, spricht vor Allem die Nähe und die herrliche Aussicht. Der Ausfluß des Hafens, das neue Sarai, einer Stadt gleich, auf dem äußersten Ende des Vorgebirges mit festen Mauern und hohen Thürmen umschlossen, der übrige Theil des großen Konstantinopels, das gegenüberliegende Skutari mit dem darüber sich hinziehenden höchsten Berge der Umgebung, der mitten im Engpasse des Meeres trotzende Felsen mit seinem Jungfrauenthurme und dahinter das weite Marmora-Meer bis in unabsehbare Ferne von Schiffen vielfach durchzogen, das Alles breitet sich auf großartige Weise vor den Blicken des Schauenden aus und selbst noch mehr; denn mitten aus den bläulichen Fluthen ragen die Prinzen-Inseln mit ihrem schwarzgrauen Gesteine hervor, wenn sie auch nicht erlauben, ohne Waffe eine der bizarren Felsenformen zu unterscheiden. Am fernen Horizonte erheben sich ferner bläuliche Conturen eines mächtigen, aber schon einem anderen Welttheile angehörenden Gebirges, und aus ihnen ragt der damals noch mit Schnee bedeckte Olymp, mit seiner Spitze die abendlich beleuchteten Wolken überragend, hervor. An seinem Fuße liegt das reizende Brussa, dereinst die erste Residenz der osmanischen Sultane. Von dort schauten die grimmigen Herrscher über ein Jahrhundert ununterbrochen nach dem lockenden Westen, bis endlich der Tag erschien (der 29. Mai 1453), an dem das morsche Gebäude des morgenländischen Kaiserreiches zusammenbrach. Derselbe Halbmond, der vor der christlichen Zeit auf den Zinnen der ersten Stadt der Welt emporragte, erhob sich von Neuem, um hoffentlich bald und zum zweiten Male dem Kreuze zu weichen.

Die Gottesäcker haben für die Orientalen durchaus nicht das Unheimliche und Grausenhafte wie bei uns, und der Glaube an Gespenster findet sich im Oriente weniger, ja

zum Theil gar nicht. Wenn auch einzelne Todtenäcker des weiten Konstantinopels sich keines besonderen Rufes während der dunkeln Nacht erfreuen, so liegt doch die Ursache nicht an der Furcht vor den Todten, sondern hinter dem dichten Gebüsche und an den starken Cypressen finden sich oft zweideutige Menschen zusammen, um über die beste Anwendung ihrer Zeit zu verhandeln. Wenn dann ein gutgekleideter harmloser Fremder sie durch sein Erscheinen in Versuchung führt, so widerstehen sie nur selten ihrer Diebsneigung und plündern den, der sich in so später Zeit an solche abgelegene Orte verirrte, in größter Schnelligkeit.

Die türkischen und christlichen Gottesäcker erfreuen sich eben so wenig, wie in manchen Städten Deutschlands, einer guten Aufsicht, und Unordnung herrscht allenthalben auf den Gräbern und auf den Wegen. In der Regel besitzen sie eine freie Lage, die eine Aussicht nach mehreren Seiten erlaubt. Die Gräber werden von Osten nach Westen gegraben und in der ersten Richtung liegt der Kopf. Zwei aufrecht stehende Platten stehen oben und unten und von ihnen ist die untere kleiner. War der Todte arm, so genügen zwei unbehauene Steine ohne alle Inschrift, war er hingegen im Leben wohlhabend, so bedeckt eine Marmorplatte die Oberfläche des Grabes. Einem Reichen werden anstatt der einfachen Platten Sarkophage gesetzt. Bei den Moslimen herrscht der Glaube, daß am Tage des jüngsten Gerichtes die beiden Engel Menker und Naker in das Grab hinabsteigen und den Todten zur ewigen Freude oder zur ewigen Qual erwecken, und ein Loch führt deßhalb mitten durch den horizontalliegenden Marmor. Gewöhnlich steht an der aufrechten Platte am Haupte der Name des Todten, der Tag seiner Geburt (wenn dieser bekannt ist), der Tag seines Todes und verschiedene Tugenden in prunkhaftem Style.

Bezeichnender sind die islamitischen Gräber, als die christlichen, denn die vordere Platte läuft nach Oben bald in einen Turban oder Fes, wenn der Verstorbene ein Mann

war, bald in eine Muschel oder in ein Blatt aus, wenn eine Frau hier begraben liegt. Wie wenig Hinrichtungen in der Türkei als entehrend betrachtet werden, sieht man auch daraus, daß die Nachkommen derer, die dem Gesetze oder dem Willen des unumschränkten Herrschers verfallen waren, den unnatürlichen Tod ihres Vaters u. s. w. selbst auf dem Grabe der Nachwelt bekannt zu machen sich nicht scheuen, indem die Kopfbedeckung nicht auf der Spitze des Steines steht, sondern zur Seite angebracht ist. Die Inschrift schildert in schwülstigen Redensarten die Tugenden des Enthaupteten und schließt dann gewöhnlich mit den tröstenden Worten: „doch die hohe Gunst des erhabenen Herrschers erwärmte ihn am Ende seines Lebens nicht mehr mit ihren wohlthuenden Strahlen, und der Leben gebenden Sonne beraubt, verfiel er dem unvermeidlichen Schicksale.“ Die Platte am Fuße enthält bisweilen Inschriften, häufiger aber überziehen Blumen-Arabesken en haut- oder bas-relief die nach Außen stehende Seite. Die Griechen ahmen die Moslimen mehr nach als es Armenier und Juden thun. Sarkophage mit Hammel- oder Pferdeköpfen zeigen bei den Armeniern nicht selten die frühere Beschäftigung des Todten an. Die reicheren Juden besitzen in der Regel Sarkophage mit dachähnlichem oberen Theile ohne alle nähere Bezeichnung.

An Sonn- und Festtagen herrscht auf allen christlichen Gottesäckern reges Leben, und besonders auf dem schon erwähnten, zwischen der Vorstadt Fündükly und der Artillerie-Kaserne, finden sich alsbald nach Tische größere und kleinere Gruppen ein. Gegen Abend steigt die Zahl derjenigen, die hier ihrem Vergnügen nachgehen, oft bis auf einige Tausend. Ein geselliges Leben, wie wir es auf unseren öffentlichen Vergnügungsorten kennen, fehlt aber in Konstantinopel, denn nur die Glieder einer und derselben Familie bekümmern sich um einander und beachten keinen anderen Menschen, selbst wenn er sich dicht daneben niedergelassen hätte. Jede Gruppe wählt sich ein schattiges

Plätzchen und schlägt auf ihm seinen Aufenthalt auf. Unbekümmert um die Todten, deren Grabhügel sie allmälig mit der übrigen Erde gleichmachen, übergeben sie sich der lauten Freude. Der Orientale liebt schattige Bäume, die auch noch den Menschen im Tode die sengenden Strahlen der Sonne abhalten sollen, und der Moslim hat sich die schlanke Cypresse für seine Gräber vorbehalten. Kein Gjaur darf den heiligen Baum auf das Grab eines seiner Lieben setzen, und man sieht ihn deßhalb nur auf türkischen Gottesäckern. Wenn grüner Rasen schon lange die allmälig gleichgetretene Oberfläche eines nicht mehr benutzten Gottesackers bedeckt, und kein Grab mehr von dem anderen zu unterscheiden ist, dann ragen um so kühner die schlanken Pyramiden mit ihren nur aufwärts strebenden Aesten der höheren und reineren Atmosphäre zu und sind für Jahrhunderte die lebendigen Zeugen einer vergangenen Zeit. Auf dem kleinen Gottesacker unterhalb der Terrasse von Pera fand ich Cypressen von einem so hohen Alter, daß der Stamm ziemlich hoch über der Erde noch über fünf Fuß im Umfange hatte. Nur die Vornehmen haben mit einem Gitter das Grab umschlossen, und immergrünes Myrthen- und Kreuzdorn-Gebüsch von den feuerrothen Blüthen der Granaten durchzogen und von rankenden Rosen und Jasmin, deren Blumen weithin duften, umschlossen, nimmt den innern Raum ein. Die schönsten Grabmäler der Art besitzen die Grüfte der hohen Herrscher, der Glieder ihrer Familie und ihrer ersten Würdenträger, und sie befinden sich meist in dem sogenannten Garten hinter der eigentlichen Moschee. Mit dieser sind sie zu gleicher Zeit durch eine hohe Mauer abgeschlossen und da die Anpflanzungen auf und an den Gräbern sich hier einer dauernden Aufmerksamkeit erfreuen, so halten sie sich fortwährend in einem guten Zustande. Diese, durch die Kunst des Menschen hervorgerufenen Boskets, sind auch das Einzige aus der türkischen Gartenkunst, dem ich meinen vollen Beifall nicht versagen konnte und eben

die Einfachheit, durch die günstigste Lage und ein mildes Klima unterstützt, macht das Gebüsch um so reizender. Neben Cypressen stehen dicht belaubte Platanen, Silberlinden, Silberweiden und Wallnußbäume zwar in wenigen Exemplaren, aber um so majestätischer breitet sich das dichte Laubdach in wohlgefälliger Form und nach allen Seiten gleichmäßig aus. Die malerische Schönheit dieser Bäume übertrifft Alles, was ich bis dahin gesehen und es scheint selbst, als bemühe sich hier die Natur, durch diese Bäume mit der menschlichen Kunst, die sich bei den Moscheen in der höchsten Entfaltung kund gethan, zu wetteifern. Die kleine geschwätzige Krähe hat ihre Wipfel eingenommen; aber auch die niedliche Lachtaube erfreut sich inmitten des dichten Laubes einer ungestörten Wohnung und Liebesgirren thut das harmlose, friedfertige Leben des Vogels, der uns als Sinnbild einer zärtlichen Liebe gilt, immerdar kund.

Solche schöne Bäume fehlen auf den Gottesäckern der übrigen Unterthanen, und nur hie und da sind Platanen und Wallnußbäume von einiger Bedeutung. Man erzählte mir, daß der mißgünstige Moslim nicht vertrage, wenn der Gjaur Bäume mit weiterwerfenden Schatten auf seinem Todtenfelde besäße, und bisweilen fände man am Morgen die schönsten derselben durch frevelnde Hand abgehauen. Vor Allem sieht man: Zürgelbäume (Celtis orientalis *L.*) mit ihrem mattgrünen Laube, Silberweiden mit ruthenförmigen und nicht selten hängenden Aesten und lanzettförmigen, besonders im Sonnenscheine glänzenden Blättern und spitzblättrige Eschen, deren Stamm nicht die Größe unserer einheimischen Art erreicht, aber seine Aeste vielfach zertheilend und mit feinerem, gefiedertem Laube besetzt mehr in die Breite entsendet. Die ebenfalls spitzen Flügelfrüchte der letzteren hängen gewöhnlich in dichten Büscheln herab.

Unter den genannten drei Bäumen lagern sich die Gruppen christlicher Familien. Ein bunter Teppich oder große Tücher nehmen die weiblichen Glieder der Familie

auf und ein anderes Tuch wird ausgebreitet, um Speisen und Getränke darauf zu stellen. In der Regel hat sich die sorgsame Mutter des Hauses mit allerhand Früchten aus der nächsten Umgebung, oder mit Datteln, Pistazien und Lambertsnüssen aus der Ferne versehen und schüttet ihren Vorrath auf dem Tuche aus. Ringsum sitzt die Familie, um ihren Gaumen mit der sonntäglichen Kost zu laben. Obsthändler mit Früchten aller Art gehen herum und preisen den Anwesenden die Güte derselben. Andere Verkäufer bieten fette Ringelbrote oder die uns unentbehrliche Speise mit Schwarz- oder ägyptischem Kümmel bestreut dem Hungrigen dar, und noch andere besitzen sie mit irgend etwas, wie in der Form der beliebten Boghatsch, mit Eiern, Käse, Zwiebeln u. s. w., gefüllt. Kleine Näpfe mit der künstlich gesäuerten Milch (Joghurt, in der Regel Jauhrt ausgesprochen) tragen Knaben von 12—14 Jahren herum und verkaufen sie um wenige Paras. Auch Schekerlama (Zuckerwerk) darf nicht fehlen, und ebensowenig Pasten aus Wein- und Maulbeersyrup verfertigt, oder in der Form des von der Tochter des großen Propheten selbst zur Freude ihres Gemahles erfundenen Rahatlokum, wo dem eingekochten Safte noch Honig oder Zucker, Aprikosenkern-Saft und wohlriechendes Rosenwasser zugesetzt ist. Ebenso sind allerhand Getränke vorhanden und ambulante Verkäufer schlagen ihren ausgebreiteten Tisch da auf, wo die meisten Menschen sich vorfinden. Aus ihrem breiten, hölzernen und zur Aufnahme von Gläsern mit Löchern versehenen Gürtel ergreifen sie das Trinkgeschirr, um ihren bald süßlichen, bald säuerlichen Scherbet und andere mit Wasser verdünnte Fruchtsäfte um wenige Paras den Durstigen anzubieten. Netzförmig-fasrige Palmscheiden dienen bei der Bereitung des Getränkes, die nicht selten erst auf dem Todtenfelde vorgenommen wird, zum Seihen, und der Scherbetdschi kauft dann von einem ebenfalls herumziehenden Wasserträger (Saka) seinen Bedarf an Wasser und von einem andern Verkäufer den an Eis.

Wer sich vornehmer dünkt, oder vielmehr wer mehr Geld hat, begibt sich an das östliche Ende des Gottesackers, wo eine Art Kaffeehaus steht und eine zahlreiche Bedienung für die, welche etwas genießen wollen, bereit ist. Wie in den eleganten türkischen Kaffeehäusern die rothe Jacke und die weiten Beinkleider nicht sonderlich geachtet werden, so wird auch hier die ächt griechische oder ächt armenische Kleidung mit Verachtung betrachtet, und je fränkischer der Anzug eines Gastes ist, um so mehr erfreut sich der, der ihn trägt, der Achtung und Bereitwilligkeit der dienenden Klasse. Mit dem fränkischen Oberrocke oder gar dem Fracke angethan, gibt man Trinkgelder, mit der türkischen auch noch so feinen Kleidung und gar noch mit dem Fes auf dem Haupte, nimmt man sie, und Niemand ist mit dem Unterschiede so vertraut als ein Kellner eines christlichen Kaffeehauses. Die anwesenden Damen, nach Pariser Mode gekleidet, sitzen mit ihren sie begleitenden Herren um kleine Gartentische herum und bewegen sich so fränkisch, daß man versucht wäre, sich in Kroll's Wintergarten nach Berlin zu versetzen, wenn nicht eine abscheuliche Musik, die wohl mit der geistigen Bildung der Anwesenden auf gleicher Stufe stehen mag, an Asiens Nähe erinnerte. Kaffee, Thee, Chokolade, Limonade, Marmelade, allerhand Süßigkeiten und Gefrornes stehen um ziemlich hohe Preise (wenn man die Trinkgelder einrechnet) bereit. Man hat durch Anpflanzung von Bäumen, ja sogar einer Allee, ferner Sorge getragen, den Gästen mehr Schatten zu verschaffen, aber auch außerdem ist eine geräumige und luftige Halle vorhanden, um bei schlechterem Wetter die Gäste zu empfangen. Wie die Sonne sich dem Horizonte nähert, verlassen alle Gäste wiederum den Ort der Fröhlichkeit, denn kürzer als bei uns ist die Dämmerung.

Wenn auch nicht auf dieselbe Weise, wie auf Märkten und Vergnügungsorten, so thut sich doch auch in Gotteshäusern, öffentlichen Anstalten u. s. w. die Eigenthümlichkeit des

Moslim, wie des Christen und Juden des Orientes kund. So verschieden auch Christen- und Judenthum unter einander sind und beide wiederum vom Islam, so schroff sich auch die drei Religionen einander gegenüberstehen und jeder Gläubige einer Religion den einer andern verachtet, so stimmen doch die Anhänger aller drei Religionen in Betreff ihrer wahren und inneren Religiosität so mit einander überein, daß man nur die äußeren Ceremonien und das Geschichtliche wegzunehmen braucht, um eine völlige Einheit bei allen Orientalen, weß Glaubens sie auch sein mögen, herauszufinden. Alle drei Religionen sind von Gott ausgegangen und den ächten Ring hat jeder von seinem Vater erhalten, das wahre Wort Gottes sucht man aber vergebens im Oriente. Nicht was ursprünglich von den Stiftern gelehrt wurde, prägte sich den Bewohnern des Orientes ein, sondern nur, was die oft spätere Form verlangte. Starr an dieser hangend, ist sie die eigentliche Religion geworden und der, der genau das von Jesus gepredigte Wort Gottes befolgt und durch reine Sitten und dauerndes Streben nach Vervollkommnung sich auszeichnet, würde von einem orientalischen Christen, gleichviel ob der morgen- oder abendländischen Kirche oder dem gregorianischen (armenischen) Schisma angehörig, noch nicht als wahrer Christ betrachtet werden, denn so ist er nur ein guter Mensch. Ein solcher würde selbst bei seinen Glaubensgenossen sich einer geringeren Achtung erfreuen, als ein Betrüger, Meineidiger oder Räuber, der zur vorgeschriebenen Zeit ein Kreuz von der Linken zur Rechten oder von der Rechten zur Linken (je nach dem Glaubensbekenntnisse) schlägt, auf den Knieen an eine heilige Stelle rutscht, wenn er auch dabei seinen Vordermann bestehlen sollte, und die Kirche mit ihren Dienern gehörig beschenkt.

Der Moslim ist noch am Meisten den Vorschriften seines Propheten treu geblieben, aber dieser verstand auch seine Mitmenschen, wie kein Religionslehrer vor ihm in der Weise,

zu seinen Zwecken zu benutzen. Nur sich und die Ausbreitung seiner Macht ins Auge fassend, studirte er mit seltnem Scharfsinne seine Landsleute und paßte dann ihrem Naturell und ihren Gewohnheiten einen Glauben an, der für sie nicht bequemer, für ihn nicht vortheilhafter sein konnte. Auf der einen Seite erfaßte er die ganze sinnliche Natur des Menschen von der gemeinen Geschlechtslust bis zum unbegränzten Ehrgeize und huldigte den nationellen Fehlern, auf der andern Seite verstand er, die glühende Phantasie des Arabers zu erregen und dessen starke Willenskraft in unbedingten Gehorsam für seine Zwecke aufzulösen.

Den milden Geist des Christenthumes hat sein orientalischer Anhänger bis jetzt noch nicht begriffen, und selbst im tieferen Asien, wo der Armenier noch Behörden und Häuptlinge aus seiner Mitte hervorgegangen besitzt und auf der unverdorbenen Stufe einer geringen Bildung mehr dem Naturmenschen gleichgeblieben, ist die christliche Religion nichts weiter, als eine Vorschrift bestimmter Formen. Die Priester sind die Lehrer und Aufseher derselben und zeichnen sich von den Laien nur durch ihre pünktlichere und häufigere Befolgung aus. Schreiben und Lesen ist Nebensache und findet sich bei Kaufleuten jeder Religion häufiger, als bei den Dienern der Kirche. Wer lesen und schreiben kann, wird schon als Gelehrter (Hafis) betrachtet, und das messingene Tintenfaß mit den Rohrfedern in dem Gürtel steckend, gereicht dem Träger allenthalben zur besonderen Ehre. Das Lesen und Schreiben der Sprachen mohammedanischer Völker ist aber unendlich schwieriger, als das der christlichen, nicht weil in den ersteren beides von der Rechten zur Linken geschieht, sondern weil der Anfang, die Mitte und das Ende eines Wortes besondere Zeichen für jeden Buchstaben besitzt und einzelne wiederum nur an einer bestimmten Stelle gebraucht werden. Dazu kommt noch das häufige Weglassen der kurzen Vokale und Punkte ober- und unterhalb

eines Zeichens, wodurch dieses zu einem anderen Buchstaben wird.

Die Ausbildung des Geistes als solche und die Erlernung einer Sache, bei der der Nutzen nicht sogleich in die Augen springt, gehören im Oriente zu den unerhörten Dingen und bei dem Moslim kommt noch dazu, daß er sich für das Lernen zu erhaben fühlt, und dieses lieber seinen Sklaven überläßt. Es geht dem vornehmen Türken dabei gerade so, als jenem russischen Großen, der einen deutschen Gelehrten fragte, worin er seinen Sohn unterrichten lassen solle? und unter anderen auch Geographie vorgenannt erhielt. Diese Wissenschaft, meinte jedoch der würdige Vater, passe für seinen Sohn durchaus nicht und hierin wolle er seinen Kutscher unterrichten lassen, denn für diesen sei es am Platze, den Weg und die Lage der Städte zu kennen.

Schulen sind ein großes Bedürfniß im Oriente und werden, so lange der Großsultan den byzantinischen Thron einnimmt, es auch bleiben, so sehr man sich auch in Konstantinopel Mühe gibt, durch Errichtung von dergleichen Anstalten sich wenigstens das Ansehen zu geben, als strebe man nach Kultur. Die türkische Regierung hat jetzt nur ihre Selbsterhaltung ins Auge gefaßt und, um Hilfsmittel für diese zu erhalten, gründet sie auch Schulen neben heillosen Finanzoperationen, bei denen das Volk wahrhaft ausgesogen wird. Die vierhundertjährige Herrschaft einer Regierung, deren Prinzip vom Anbeginn an Zerstörung war, hat alle Länder, die ihr nach und nach unterthan wurden, auf schreckliche Weise ausgebeutet und selbst die größten Hilfsquellen derselben muthwillig vernichtet, so daß es jetzt, trotz des großen Besitzthums und des früheren Reichthums desselben, selbst für unsere erprobtesten Finanzmänner unendlich schwierig sein würde, die nöthigen Summen für eine verschwendrische und üppige Regierung herbeizuschaffen. Aber keineswegs ist deßhalb die Regierung jetzt schlechter, als im höchsten Glanze der osmanischen Herrschaft,

sondern im Gegentheil hat sie der dauernde, freilich oft lästige Umgang mit kultivirten Völkern verbessert. Dieselbe Ursache, die einen zweiten Mohammed in den Augen der geblendeten Menge groß erscheinen ließ, macht den jetzigen Herrscher so ohnmächtig, daß er einer Hand voll Griechen nicht mehr widerstehen konnte, und selbst ohne fremde Hilfe einer kleinen europäischen Macht unterliegen würde. Ich kann deßhalb nicht begreifen, wenn die Einen sagen, die Türken seien jetzt, wie die Christen in den letzten Zeiten des abend- und morgenländischen Kaiserreiches, gänzlich demoralisirt, Andere wiederum meinen, daß der Fanatismus abgenommen habe und dieser die Türken nicht mehr zu den großen Thaten, wie man sie früher gesehen, begeistere. Noch Andere suchen die Ursache in dem Mangel tüchtiger Herrscher und brauchbarer Minister und gehen selbst so weit, daß sie Sultane, wie Suleiman den Großen, als die Norm eines Regenten hinstellen. Doch weder ein Bajasid, noch ein Mohammed, noch selbst ein Suleiman wäre jetzt im Stande, das morsche Gebäude des türkischen Reiches aufrecht zu erhalten, und eben so ohnmächtig, als jetzt Abd-ul-Medschid ist, würden sie allein von der Gnade, oder vielmehr von der Eifersucht der europäischen Großmächte leben.

Alles Starre und Unveränderliche besteht auch nur in der kurzen Zeit, wo es den Umständen angepaßt wurde und muß unaufhaltsam in sich zusammenstürzen, sobald andere Tage gekommen sind, die ihm nicht mehr passen. Die Ursachen, welche vor fast 400 Jahren die Größe der Osmanen hervorriefen, haben aufgehört und das türkische Reich wäre lange zusammen gefallen, wenn es nicht künstlich durch die oben angegebenen Umstände noch für unbestimmte Zeit erhalten würde. Man vergleiche die osmanische Regierung und ihre Grundsätze unter dem zweiten Mohammed mit der unter dem erst vor Kurzem verstorbenen zweiten Mahmud und man wird nur unbedeutende Unterschiede und zwar noch dazu zu Gunsten des letzteren sprechend finden.

Dasselbe zerstörende und die Menschheit mit Füßen tretende Prinzip, was heute weniger die Seele der Regierung ist, herrschte im 15ten und 16ten Jahrhunderte noch im erhöhten Maße, und solche dem Menschen Hohn sprechende Dinge, als damals häufig geschahen, kommen jetzt nicht mehr vor. Wenn der Türke vielleicht sich auch jetzt ihrer nicht seinethalben schämen würde, so treibt ihn doch Furcht vor den gehaßten Europäern dazu, sie nicht geschehen zu lassen. Man ist bei uns in der Regel gewohnt, Alles nach dem äußeren Glanze zu beurtheilen, und jemehr dieser hervortritt, desto größer ist der Ruhm. Man staunt die riesigen Pyramiden an und Schulmonarchen preisen hie und da die Zeit, wo sie erstanden, groß, bedenken aber nicht den Schweiß der Unterthanen, den die Tyrannei eines prunksüchtigen Königs erpreßte. Die Geschichte preiset die osmanischen Helden Mohammed, Achmed, Osman u. s. w. und überhört die Wehklagen von Millionen, die deren Rosse in den Staub traten. Nur in der Verwüstung zeigten sich Osmans Nachkommen groß, und so lange ihnen dazu hinlänglich Spielraum geboten wurde, traten sie mit einer Energie und Willenskraft, die das ganze Europa erschütterte, auf. Mit Feuer und Schwert verheerten sie ein Land und saugten, gleich Blutegeln, an dem innersten Marke desselben. Mit derselben Wuth fielen sie über ein zweites und drittes her, um in Kurzem den üppigsten Reichthum zu nichte zu machen. So lange sie, wie schon gesagt, Raum zum Zerstören hatten, waren auch die türkischen Herrscher groß, und da nach dem Ausspruche dessen, der sich als Gesandten Gottes ausgab, alles feindliche Land, d. h. alle Länder, die dem Herrscher der Gläubigen nicht unterthan sind, Eigenthum seiner Anhänger ist, so glaubten auch die Moslimen, mit vollem Rechte allenthalben ihre verheerenden Einfälle und Eroberungen machen zu dürfen. Nachdem der ganze Orient Jahrhunderte lang den Verwüstungen Preis gegeben war, sollte auch der Occident die türkische

Geißel fühlen. Alle Länder an der unteren Donau bis hinab zum Mittelmeere unterlagen allmälig ihrem Grimme, und die sonst so gesegneten Gegenden liegen jetzt öde und unbebaut da. Da brach sich zum Glück an den festen Mauern Wiens der Uebermuth der Großsultane und mit dem Augenblicke, wo ihnen die Länder für ihre Zerstörungssucht fehlten, brach sich auch die Tapferkeit und der Muth der bis dahin Unbesiegten. Mit jedem Jahre sank das Reich mehr. Keine neuen Provinzen verschafften dem raubgierigen Gesindel frische Hilfsquellen und besessene gingen sogar verloren. Die europäische Kriegskunst und das erwachte Volksgefühl der meisten europäischen Völker sind jetzt Gegenstände, an denen die größten Helden der Türkei gescheitert wären. Mohammed II. selbst wäre ohne die reichen Hilfsquellen, die von den eroberten Provinzen ihm zu Gebote standen, so ohnmächtig gewesen, wie jetzt Abd-ul-Medschid, und hätte jetzt vergebens Vorkämpfer seines Glaubens gesucht, da er ihnen nichts zu plündern anbieten konnte. Darin bestand die ganze Herrschertugend bei den osmanischen Sultanen, wie am Besten und Bequemsten eroberte Provinzen auszubeuten seien, und das ist die große Aufgabe der jetzigen Regierung, aus diesen verarmten Ländern doch noch so viel Geld auszupressen, als zu ihrer Erhaltung nöthig ist. Die Thoren wähnen, bei der Besteuerung die europäischen Länder sich zur Richtschnur nehmen zu dürfen und wundern sich, daß ein Reich in Europa, was kaum ein Paschalik umfaßt, mehr Einnahmen hat, als der ganze weite türkische Staat. Und doch sind seine Unterthanen unglücklich und vermögen selbst das Wenige, was verlangt wird, nicht herbeizuschaffen. Während die Armuth in der Türkei mit jedem Jahre größer wird, nimmt der Reichthum umgekehrt im übrigen Europa zu.

Wenn ein Sultan die wahre Lage seines Reiches begriffen hatte, so war es der leider zu früh verstorbene Mahmud II., und er wäre sicher ein zweiter Peter geworden,

wenn gleich günstige Umstände sich ihm dargeboten hätten. Rußland besaß damals Hilfsquellen für alle Unternehmungen des ersten Peter, und dieser lebte selbst noch in einer Zeit, wo das übrige Europa nach dem erschöpfenden Religionskriege in geistiger und physischer Ohnmacht darnieder lag. Mit der Türkei verhält es sich heute anders. Die einst so großen Hilfsquellen sind erschöpft und die Verdorbenheit des Volkes hat auf eine Weise überhand genommen, daß es sehr schwierig ist, es noch einer wahren Kultur entgegenzuführen; das übrige Europa ist aus seinem trägen Schlummer erwacht und zu einem solchen Selbstgefühle gediehen, wie es noch nie besessen. Der Einfluß der Mächte ist bereits zu groß, als daß die Türkei noch eine wahre Selbstständigkeit behaupten könnte, und England wie Rußland würden selbst jeder wohlthätigen Verbesserung sich entgegensetzen, wenn diese ihren Interessen zuwiderliefe. Der ganze Handel befindet sich ferner in den Händen der Europäer, und vor Allem der Oestreicher und Engländer, und wie jeder Staat zunächst seinen eigenen Unterthanen Vortheile zukommen läßt, so wäre es gewiß billig, wenn ebenso die türkische Regierung die eigenen bevorzugen würde, was aber wiederum der obwaltenden Verhältnisse halber nicht geht. Jeder Staat muß sich aus sich selbst herausgestalten, und trotz der bedeutenden Ohnmacht würde sich doch vielleicht auch in der Türkei allmälig ein besserer Zustand geltend machen, wenn hinlänglich Männer vorhanden wären, die den wohlmeinenden Herrscher unterstützten. Das ist aber die Klippe, an der jede Verbesserung in der Türkei scheitert. Aller äußerer Glanz, den man so ungern ablegt, müßte wegfallen, denn schon dadurch entständen Hilfsquellen. Die Umgestaltung des Volkes in seinen moralischen Ansichten durch gute Schulen würde ferner das erste Fundament einer neuen Regierung sein, und in diesen müßten die Türken ihre Vorurtheile ablegen und mit den christlichen Unterthanen Begriffe einer wahren Gesittung und zunächst Achtung des Menschen und seines Eigenthumes

erlangen. Alles dieses sah Mahmud ein und strebte mit der ganzen Kraft seines energischen Geistes ihm entgegen. Doch in allen seinen Handlungen zu rasch, fand er sich nicht selten in dem Erfolge getäuscht. Zu wenig von Menschen, die es wahrhaft gut mit ihm und dem Vaterlande meinten, umgeben, fehlte es ihm allenthalben an der Hilfe zur nöthigen Unterstützung, und er wurde auch hier häufiger betrogen, als erkannt. In Vielem fand er sich die Hände gebunden, und oft mußte er die Ausführung einer guten Sache unterlassen, da es ihm an Mitteln fehlte. Häufige bittere Erfahrungen beugten den hochstrebenden Sinn des Padischah und machten ihn unglücklicher, als jeden Wütherich, der vor ihm den Steigbügel Osmans eingenommen hatte. Durch Wein suchte er sich dann die trüben Gedanken zu verscheuchen, rief aber eben dadurch wiederum Mißgriffe hervor, die ihm und seinen gutgemeinten Einrichtungen wesentlich schadeten. Ihm verdankt das Reich die Vernichtung der übermüthigen und die Menschheit höhnenden Janitscharen, ihm gehört das Verdienst der Quarantaine- und einer Menge anderer heilsamer Anstalten, die alle aufzuführen hier zu weit führen würde. Ich beschränke mich deßhalb auf die Beschreibung einer einzigen, der medizinischen Schule, da mir durch die Bekanntschaft des damaligen Direktors, Dr. Bernard aus Wien, eine gute Gelegenheit dargeboten wurde, die Schwierigkeiten bei ihrer Gründung sowohl, als bei ihrer ferneren Erhaltung kennen zu lernen.

Inmitten der Herrenstraße im Jenseits des Hafens (Beijohl in Pera) liegt ein großherrliches Gebäude unter dem Namen Galata-Sarai, und wo früher schöne Knaben des feindlichen Landes als Tribut aus der Ferne, besonders aus den haselnußreichen Gestaden des schwarzen Meeres im Süden und Osten eingesendet oder von dorther gekauft, für den Dienst und die unnatürliche Lust des Großherrn herangebildet wurden, mitten in der Schule des Verderb-

nisses, gründete Mahmud, der eher den Namen eines Großen verdient, eine Schule des Heiles für die gesammte Menschheit des weiten türkischen Staates. Wie früher hier Jünglingen und Knaben gelehrt wurde, jedes menschliche Gefühl aus der Brust zu reißen, so wird ihnen jetzt gelehrt, das menschliche Gefühl den Menschen zu erhalten. Wenn sie früher hier fünf lange Jahre während der schönsten Zeit ihres Lebens vertrauern mußten, so bringen sie jetzt eben so viel Zeit in heiterer Fröhlichkeit damit zu, um ihren Mitmenschen dereinst wahrhaft nützlich zu werden.

„Alle, die auf dieses Gebäude schauen, werden: Es ist wohlgethan! ausrufen," das sind die Worte, welche Mahmud als Ueberschrift über das Thor, das in den weitläufigen Hofraum führt, setzen ließ, und niemals hatte ein Herrscher ein größeres Recht zu diesen vielleicht eitel scheinenden Worten, als Mahmud, der aus dem Institute der Jtsch-Oghlan, d. h. der Pagen, die erste medizinische Schule in der Türkei gründete. Mit Vorurtheilen seines Volkes hatte er gleich anfangs zu kämpfen, denn der Priester fühlte sich in seinen Einkünften geschmälert, da mit der Anwesenheit guter Aerzte allmälig Talismane, Zaubermittel u. s. w., die von ihm verfertigt wurden, sich überflüssig machten. Nicht weniger als das gemeine Volk waren auch, und sind es noch, die hohen Würdenträger dem Aberglauben unterthan. Alljährlich, wenn der schwarze, aus Kameelhaaren verfertigte Mantel, den einst Mohammed selbst trug, am 15. Ramasan ausgestellt und von den Gläubigen geküßt worden war, wird der geküßte Theil ausgewaschen, und das schmutzige Wasser dient als Arznei. Der Kislar-Aga (Aufseher des kaiserlichen Harems) verkauft kleine Fläschchen dieses Wassers um hohe Preise und macht seinen Freunden damit ein kostbares Geschenk, denn jede Krankheit wird von dem Schmutzwasser gehoben.

Der Rechtgläubige hält es auch für eine Sünde, zum Heile der gesammten Menschheit einen Todten dem forschenden

Messer eines Arztes Preis zu geben, während es ihm doch sonst gleichgültig ist, ob er eine Henne oder einen Menschen abschlachtet. Selbst mit aller seiner Strenge und Energie hätte Mahmud es doch nicht vermocht, genug Leichname für die Schüler seiner Anstalt herbeizuschaffen. Da unterstützte die östreichische Nuntiatur mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln das neue, kaum erst in das Leben gerufene Institut, und ihrer Sorge verdankt es seine Erhaltung.

Dies mag mir Gelegenheit geben, einige Worte über Oestreich und sein Verhalten zur Türkei zu sagen. Oestreich wird, weil es ruhig seinen Schritt hingeht und sich um nichts, was ihm nichts angeht, bekümmert, häufig verkannt. Besonders in Betreff der Türkei hat man seinem Vertreter nicht weniger als seiner Regierung oft vorgeworfen, daß es die Interessen der Christen und zunächst der Deutschen und der ihm unterworfenen Völker nicht zu wahren wisse, und daß es gleich den andern Mächten nicht allein den Grausamkeiten der türkischen Regierung nicht Einhalt thue, sondern sogar dem alten Regimente, selbst seiner eigenen Ehre zuwider, allen möglichen Vorschub leiste. Wer sich aber eine längere Zeit in der Türkei aufgehalten und hierauf sein Augenmerk gerichtet hat, wird sich bald eines Andern überzeugen. Wahr ist es, daß Oestreich bei dergleichen Streitigkeiten der türkischen Regierung mit den europäischen Mächten, besonders bei Abschaffung gräulicher Mißbräuche, sich ruhig verhält und sich dadurch das Ansehen einer völligen Gleichgültigkeit gibt; aber eben so wahr ist es, daß kein anderer europäischer Staat in der Türkei so viele Mißbräuche abgeschafft und so viele Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten verhütet hat, als gerade Oestreich, und der Segen seiner Handlungen spricht sich am Deutlichsten in der öffentlichen Meinung der Türkei aus. Alles was von ihm aus geschieht, wird nicht erst mit der Lärmglocke durch ganz Europa gemeldet, sondern es geschieht ruhig und mit Vermeiden alles Aufsehens. Wenn es noth-

wendig ist, fehlt es ebenso wenig an der nöthigen Kraft, wie bei den anderen Großmächten. Was England und Frankreich bei der letzten Hinrichtung des zwei Mal seinem Glauben untreu gewordenen Armeniers trotz aller energischen Vorstellungen nicht haben ändern können, hat Oestreich in aller Stille mehr als einmal verhindert. Die öffentliche Meinung ist für keinen Staat in der Türkei so sehr, als für Oestreich, und der Nemtsche (Deutsche), unter welchem der Orientale nur den Oestreicher kennt, ist keineswegs so verachtet, als Reisende gewöhnlich meinen. An allen türkischen Küsten des mittelländischen Meeres reis't man unter östreichischem Schutze am Besten und Sichersten, während im Innern Asiens nur der von England und Rußland den gehörigen Nachdruck hat. Während der Türke aber den Engländer und Russen haßt, aber auch ihn fürchtet und deßhalb ungefährdet ziehen läßt, ist er oft dem Oestreicher mit Liebe zugethan. Mehr als einmal wurden mir auf der Reise Beweise meiner Behauptung dargeboten, und mitten im pontischen Gebirge hörte ich von einem früheren Räuberchef mit Achtung von Oestreich sprechen. In Artwin am unteren Tschorok freute sich ein Angesehener des Ortes, einen Nemtsche zu begrüßen, da dieser zu dem einzigen Volke gehöre, was es mit den Türken gut meine. Mit der Verachtung des Deutschen im Auslande ist es überhaupt nicht so weit her, als man bei uns meint, und gewöhnlich sind die Herren Reisenden selbst daran schuld, wenn ihnen nicht mit der gehörigen Achtung begegnet wurde. Allenthalben setzte ich dem Engländer, wie dem Franzosen meinen Nationalstolz entgegen und wurde immer freundlich aufgenommen. Die Lehre eines Engländers, den ich mir durch Freundlichkeiten, ich möchte sagen Wohlthaten, auf meiner ersten Reise verpflichtete und der hintennach seinen volksthümlichen Egoismus mir entgegensetzte, hat mir auf meinen Reisen den Weg gezeigt, den man zu gehen hat. Allenthalben verlangte ich Achtung vor dem deutschen Namen, ehe ich mich

mit einem Nichtdeutschen in weitere Unterhandlungen einließ, und während Andere in der Fremde sich für einen Engländer, Franzosen oder Russen ausgaben, blieb ich Deutscher und verstand schon als solcher, allenthalben mir die nöthige Geltung zu verschaffen. Wer sich nicht zuerst achtet, kann auch von einem Anderen nicht Achtung verlangen. Wenn man selbst im Auslande die schwachen Seiten des deutschen Vaterlandes, deren Zahl leider nicht gering ist, weitläufig auskramt und dagegen von einem Patrioten eines anderen Landes nur die guten vernimmt, so stellt sich freilich ein trauriger Vergleich heraus. Im Vaterlande ist es mein Grundsatz, jede Schwäche desselben schonungslos zu geißeln und das Gute eines anderen Landes hervorzuheben; im Auslande hingegen kenne ich nur gute Seiten meiner Heimath und schwache der Fremde. So bleibe ich ein redlicher Deutscher und zwinge durch mein eigenes Benehmen dem Ausländer Achtung für mein Vaterland ab. Häufiger suchten mich Engländer, Franzosen und Nordamerikaner auf meinen Reisen auf, als ich es that, und legten dadurch die Achtung, die sie einem unbekannten Fremdlinge erzeigten, vor dem Volke, dem anzugehören ich stolz bin, an den Tag. Mehr als einmal wurde ich, der Deutsche, einem ausgezeichneten und empfohlenen Reisenden einer anderen Nation vorgezogen.

Doch ich kehre zur medizinischen Schule zurück. Mit Hilfe der östreichischen Gesandtschaft trat dieses so wichtige Institut in das Leben, und Leichname östreichischer Selbstmörder oder Verbrecher, die das Leben verwirkt hatten, wurden der Schule übergeben. Dadurch allein war es möglich, den nöthigen anatomischen Unterricht zu ertheilen. Doch auch gegen christliche Leichname sprach sich türkisches Zartgefühl aus, und kein Großer des Reiches sandte einen Sohn zur weiteren Ausbildung nach Galata-Sarai, nicht weil er etwa mit dem, was er gelernt, keine gute Karriere hätte machen können — denn man weiß in der jetzigen,

wie in der früheren Zeit, wie wichtig und einflußreich die Stelle eines großherrlichen Oberarztes ist — sondern weil die Schule unter dem Einflusse der verhaßten Gjauren entstanden ist und von ihnen geleitet wird. Ohne das nöthige Beispiel von oben, ergriff auch das gemeine Volk nicht die gutgemeinte Wohlthat seines Herrschers, und kein noch so armer Türke erlaubte seinem Sohne, sich auf Kosten des Sultans die nöthige medizinische Bildung zu verschaffen und damit im Vaterlande dereinst eine Rolle zu spielen. Türkenknaben, deren Aeltern gestorben, wurden fast mit Gewalt nach Galata-Sarai geschleppt, um dort gegen ihren Willen einer glänzenden Zukunft entgegenzugehen. Da die nöthige Anzahl mohammedanischer Knaben auf keine Weise herbeigeschafft werden konnte, so erhielten auch Kinder der Rajah's, d. h. christlicher oder jüdischer Unterthanen, zum Eintreten die Erlaubniß, und vor Allem findet man jetzt Armenier, weniger Griechen, in Galata-Sarai. Man glaube aber ja nicht, daß der Armenier einen regeren Sinn zur Ausbildung, als der Grieche, in seiner Brust trage, da gerade umgekehrt die Wahrheit mir näher zu stehen scheint. Der Armenier, für alles Höhere am Wenigsten empfänglich, ist, wie gesagt, der beste Rechenmeister, und so hat er sich auch schon ausgeklügelt, daß die Stellen der Quarantaine-Aerzte seinem Handel besonders zuträglich werden könnten. So lieb er auch ferner seinen Sohn hat, so ist es ihm doch genehm, wenn ein Anderer ihm die Sorge für Kleidung und Nahrung abnimmt. Wie in Konstantinopel, so läßt auch in Transkaukasien der Armenier seinen Sohn die russischen Schulen besuchen, um dort Lesen und Schreiben zu lernen, nimmt ihn aber wieder heraus, sobald er beides nothdürftig begriffen hat, um ihn als Schreiber in einer russischen Kanzlei unterzubringen. Auf meine Frage an einen für seine Verhältnisse gebildeten Vater des russischen Armeniens, warum er seinen Sohn nicht länger und zur weiteren Ausbildung in der Schule lasse? antwortete er mir

unverhohlen, daß er ihn dann nur länger zu ernähren habe, ohne irgend eines weiteren Vortheiles theilhaftig zu werden, denn in der Kanzlei würde jeder Schreiber gleich bezahlt.

Die Schüler des medizinischen Institutes, deren Anzahl gegen viertehalb Hundert betragen soll, werden auf großherrliche Kosten unterrichtet, genährt und gekleidet und erfreuen sich in jeglicher Hinsicht der freundlichsten Behandlung, wie sie ihnen selbst zu Hause nicht zu Theil werden kann. Die Nahrung ist gesund, kräftig und reichlich und auch die Kleidung besser, als sie selbst ein wohlhabender Vater anschaffen könnte. Außerdem bekommen die Schüler noch ein kleines Wochengeld, um mit ihm allerhand beliebige Bedürfnisse zu befriedigen. Alle halbe Jahre werden sie neu gekleidet, und dabei unterscheidet man wiederum auf den ersten Anblick den Türken von dem Armenier, denn während der letztere sich Mühe gibt, sich die Kleidung reinlich und für eine längere Zeit brauchbar zu erhalten, ist sie bei dem ersteren schon nach vier Wochen in ziemlicher Unordnung. Der Türke sieht mit Sehnsucht dem Tage entgegen, wo er die neue Kleidung erhält und hat vielleicht schon seine alte einem Trödel-Juden verkauft, um mit dem Erlös'ten liederliche Tavernen, Wein- und Kaffeehäuser zu besuchen. Heute zieht er Schnurenrock und Beinkleider, eben aus der Hand des Schneiders gekommen, an, und es vergehen oft Wochen, bevor es ihm einfällt, eins der beiden einmal auszuziehen und es einer Reinigung zu unterwerfen. Nach ächt orientalischer Sitte schläft er häufig in seinen Kleidern, wo er sich eben befindet, und geht am frühen Morgen in demselben Zustande wiederum seinen Geschäften nach. Ganz anders macht es der Armenier, der auf alle Weise die neue Kleidung schont und bei schlechtem Wetter mit der alten vertauscht. Sorgsam befreit er sie von jedem schmutzigen Fleckchen und entkleidet sich stets vor dem Schlafengehen. Auch er verkauft, und zwar nicht selten selbst an einen seiner liederlichen türkischen Mitschüler, die

alte Kleidung, legt aber sorgfältig das damit Gewonnene zu dem erhaltenen Taschengelde. Vorsichtig verleiht er sogar um hohe Zinsen einen Theil desselben an andere und erübrigt sich ein Kapital, was ihm dereinst noch reichlichere Früchte bringt.

Der Moslim hört den Vorträgen zu, weil er muß und kümmert sich nicht um die Fortschritte, die sein christlicher Mitschüler macht; mit Stolz blickt selbst der Dümmste unter ihnen auf den Gjaur herab und zehrt im Innern an der hochmüthigen Meinung, daß er, als allein von Gott bevorzugt, nur von dem Fleiße der Christen und Juden zu leben brauche. „Jardümüs Allahdan gelür" (Unsere Hilfe kommt von Gott) ist die gewöhnliche Entschuldigung seines Benehmens. Vor jeder und selbst der geringsten Arbeit scheu, übergibt er sich lieber einer unglaublichen Sorglosigkeit und stürzt sich von einem Vergnügen in das andere. Der Armenier und Grieche, aus den häuslichen, ihn nur störenden Verhältnissen seiner Familie herausgerissen, begreift den richtigen Standpunkt seiner neuen Lage schneller und bemüht sich nicht umsonst, durch Fleiß und Ordnungsliebe sich Kenntnisse zu erwerben, die ihm schon nach wenigen Jahren eine vortheilhafte Stellung verschaffen.

Doch hier und dort gibt es Ausnahmen, und wie auch Christen in Galata-Sarai nichts lernen und liederlich sind, so zeigen sich umgekehrt Moslimen lernbegierig und kenntnißreich. Es ist sonderbar, daß auch bei talentvollen Leuten in der Türkei dieselbe Erscheinung sich kund thut, wie auch bisweilen in Rußland, indem solche Männer, mit Kenntnissen ausgerüstet, sich nicht mehr in ihrem Volke glücklich fühlen und, dieses sogar verachtend, mit der ganzen Kraft ihres Seins einem anderen Volke oder der allgemeinen Gesittung und dem Fortschritte sich anschließen. Es ist dieses um so mehr zu bedauern, als gerade solche tüchtige Leute in ihrem Vaterlande unendlich viel nützen könnten. Ich habe früher die Ursache in einem falschen Stolze gesucht, der, gleich einem

niedriggebornen, aber groß gewordenen Manne, die Abstammung gern verleugnet, finde aber jetzt, daß dieses, wenigstens allein nicht die Triebfeder des sonderbaren Benehmens sein kann. Es wurde mir erzählt, daß jetzt ein junger Türke in Konstantinopel lebe, der, in Galata-Sarai erzogen und in Frankreich weiter gebildet, trotz der bedeutenden und vorurtheilsfreien Kenntnisse, jeden Staatsdienst abgelehnt habe. Fortwährend bemühe er sich, alles Türkische abzustreifen, Gemüth und Verstand hingegen ferner mehr auszubilden; dabei hasse er aber die türkische Regierung, geißele alle ihre Einrichtungen und lebe doch fortan als Orientale in der Residenz des Beherrschers der Gläubigen. Mangel an Kultur scheint es weniger zu sein, was ihm sein Vaterland verleidet, sondern vielmehr der unglückliche Zustand desselben im Vergleiche zu dem anderer Länder. Denn wäre es das Erstere, so würde man wiederum die Kaukasier nicht begreifen können, die, in Petersburg unter den glücklichsten Umständen erzogen, kaum den Tag erwarten können, der sie ihren Bergen wiedergibt. Nicht selten entfliehen diese Naturmenschen dem verhaßten äußern Glanze und allen seinen Lüsten gegen den Willen des Kaisers, um im schönen, aber doch wilden Vaterlande alle Entbehrungen und Mühen eines dortigen Lebens zu ertragen. Der Kaukasier kann ohnmöglich von einer Kultur, die ihm in Petersburg nur als grelles Formenwesen angelernt wird, so ergriffen werden, um, ohne moralisch zu Grunde zu gehen, daran Gefallen zu finden. Der rohe Naturzustand seines Vaterlandes vermag seinem unverdorbenem, wenn auch völlig ungebildeten Gemüthe mehr darzubieten, als große Paraden und Bälle. Alles was ihm gelehrt wurde, nahm leider nur den trockenen Verstand in Anspruch und ging auf eine nützliche Anwendung des Gelernten hinaus, ohne dem Herzen Ansprache zu geben und es für irgend etwas Höheres zu begeistern.

Die Einrichtung der medizinischen Schule zu Galata-

Sarai entspricht zwar keineswegs den Anforderungen, die man an eine solche Anstalt bei uns machen kann, bedenkt man aber die unendlichen Schwierigkeiten, die sich in der Türkei bei einer solchen Gelegenheit darbieten müssen, so kann man nicht umhin, ihrer lobend Erwähnung zu thun. Vor Allem hat sich der leider nun verstorbene Dr. Bernard ein besonderes Verdienst um die Schule erworben und sein Nachfolger, (wenn ich nicht irre) Dr. Spitzer, ist in die Fußstapfen seines Landsmannes — beide sind aus Wien — getreten. Es kann nicht Alles auf ein Mal gut sein, und wenn durch meine Beschreibung hie und da etwas Anstößiges vorkommt, so verschulden dieses mehr die obliegenden Umstände, als die innere Einrichtung selbst.

Die großartige Anstalt besitzt rechts beim Eintreten das Spital und die Klinik, links die Vorbereitungsschule, und im Hintergrunde befinden sich die Wohnungen der Schüler und, irre ich nicht, auch die der Lehrer. Mehr in der Mitte des Hofraumes hat der türkische Kurator der Anstalt sein Quartier aufgeschlagen, und dicht an ihm, nach der Vorbereitungsschule zu, liegt der botanische Garten. Dr. Bernard war selbst so freundlich, mir zum großen Theil als Führer zu dienen. Ich beginne bei der Beschreibung mit der Vorbereitungsschule.

Seminarien (Medresseh) und selbst gute Schulen (Mekteb), wie wir sie bei uns verlangen, gehören in der Türkei noch zu den frommen Wünschen, und es darf deßhalb nicht auffallen, wenn bei den Schülern in Galata-Sarai selbst Lesen und Schreiben nicht vorausgesetzt werden kann. Deßhalb war man gezwungen, bei dem Unterrichte ganz von vorn anzufangen. Ob man gut gethan hat, die französische Sprache einzuführen, glaube ich nicht, wenn auch Gründe vorhanden sein mögen. Medizinische Werke in türkischer Sprache gibt es, soviel ich weiß, nicht, sie ließen sich aber wohl mit denselben Kosten, als die Herbeischaffung französischer Bücher verlangt, anfertigen. Wichtiger ist wohl der Grund,

daß die meisten Lehrer der türkischen Sprache nicht so mächtig sind, als zum Unterrichte nothwendig ist, die französische hingegen ihnen geläufiger erscheint. Die Schule besteht aus vier Klassen, und in der ersten wird das Lesen, in der zweiten hingegen das Sprechen der französischen Sprache gelehrt. In der dritten werden die Humaniora und die zur Medizin vorbereitenden und in der vierten die eigentlichen medizinischen Wissenschaften vorgetragen.

Vier Lehrer unterrichten in der französischen Sprache und bemühen sich zu gleicher Zeit, den bisweilen schon 20jährigen Schülern die ersten Begriffe einer allgemeinen Gesittung beizubringen. Während meines Besuches herrschte in den angefüllten Klassen eine Ordnung und Ruhe, wie wir sie selbst bei uns nicht immer finden, und die Knaben gaben neben den herangewachsenen Jünglingen bisweilen recht gute Antworten. Es ist möglich, und sogar wahrscheinlich, daß während meiner Anwesenheit nur die Bevorzugtern gefragt wurden, aber trotzdem waren die Fortschritte erfreulich.

Die dritte Klasse hat vier Lehrer, und von ihnen gibt der eine Unterricht in der Naturgeschichte, ein anderer in der Chemie und Physik, ein dritter in Geschichte und Mathematik und endlich ein vierter im Zeichnen. Der letztere ertheilt ihn aber auch schon täglich eine Stunde in der vorhergehenden Klasse. In der vierten, oder eigentlichen medizinischen Klasse wird Anatomie, Physiologie, Arzneimittellehre, allgemeine und specielle Pathologie und Therapie, Semiotik, Chirurgie und Augenheilkunde vorgetragen. Die Entbindungskunde ist in der Türkei noch eine unmögliche Wissenschaft, und man würde weder für die Schüler in der Klinik noch für die spätere Zeit im öffentlichen Leben Frauen und Mädchen finden, die sich zur Belehrung oder auch zum eigenen Besten von jungen Leuten entbinden ließen. Hätte die Herbeischaffung von Leichnamen schon den Rechtgläubigen Gewissensbisse verursacht, so würden die nöthigen weiblichen Kranken für eine öffentliche Anstalt geradezu unmöglich sein.

Noch mehr gereicht das eigentliche Krankenhaus der türkischen Regierung und vor Allem dem Dr. Bernard zur großen Ehre, denn neben dem wohlgefälligen Aeußern entsprach auch seine innere Einrichtung allen Anforderungen einer solchen Anstalt. Mahmud II. hatte es aber nur dadurch möglich gemacht, daß er zunächst einen deutschen, kenntnißreichen Mann, der zugleich den besten Willen hatte, die Anstalt zu heben, als Oberarzt einsetzte und ihm die ganze Leitung ohne jede Beschränkung übertrug. Ohne volles Zutrauen von Seiten des Padischah wäre die Schule, meiner Meinung nach, auch gleich vom Anfange an verunglückt, und eben dasselbe würde erfolgt sein, wenn die Wahl nicht auf einen redlichen und gutmeinenden Mann gefallen wäre. Mahmud bekümmerte sich selbst um die durch ihn ins Leben gerufene Anstalt, ohne sich aber in die inneren, ihm nicht verständlichen Angelegenheiten zu mischen. Jetzt ist es anders. Es fehlt der Schutz von Oben, und die hohen Würdenträger der retrograden Partei sollen schon mehr als ein Mal ihre Abschaffung beantragt haben.

Das Gebäude ist geräumig, und alle nöthigen Zimmer haben eine zweckmäßige Einrichtung. Nur die Krankensäle waren zu groß und umfaßten mehr Menschen, als für solche Anstalten, wo leicht epidemische Nervenfieber zum Vorschein kommen, gut ist. Reinlichkeit herrschte allenthalben, und besonders die Betten bezeugten die Ordnungsliebe des Vorstehers. Man glaubte ein Krankenhaus in Wien oder irgend einer anderen Stadt Deutschlands vor sich zu haben. Wie dort hingen über den Betten die Tafeln mit dem Namen des Kranken und seiner Krankheit, und auf ihnen standen jedes Mal auch die Verordnungen der Aerzte. Die Abwartung und Aufsicht entsprach dem Uebrigen. Küche, Waschhaus und Apotheke befanden sich ebenfalls in dem besten Zustande, und die Speisen, zwar den Bewohnern angepaßt, waren nährend und gut zubereitet.

Während der Klinik, die gerade gehalten wurde, ging

Alles wie bei uns zu, und ich wunderte mich bisweilen über die gegebenen Antworten, wenn diese mir auch auf der anderen Seite zum Theil sagten, daß ich mich doch in der Türkei befände. Die Klinik wurde in einem schönen, thurmähnlichen Auditorium, das von Oben erleuchtet war, gehalten. Das Katheder, auf dem der Professor stand, wurde von mehren Reihen Tafeln und Bänken umgeben, und zwischen den letzteren saßen oder standen die Herren Studiosi medicinae mit dem Fes, der eigenthümlichen rothen Bedeckung, auf dem Kopfe und zum Theil barfuß. Man kann weder das Eine noch das Andere einem Türken übelnehmen, da die Sitte in Betreff der Kopf- und Fußbedeckung, wenn man im Oriente in ein Zimmer geht, sich gerade umgekehrt als bei uns verhält: man zieht die Fußbedeckung ab und behält die des Kopfes auf. Die Moslimen waren ihrem Naturell getreu schmutziger erschienen, und bei einigen hatte wahrscheinlich der Fleiß die Ellbogen ihrer Röcke durchlöchert.

Die angekommenen Kranken wurden der Reihe nach hereingeführt. Zuerst erschien ein Beamter mit einer Blutgeschwulst am Ohre, und nach einem kurzen Examen über Veranlassung, Erkennung und Behandlung dieses Uebels, wobei einige drollige Antworten zum Vorschein kamen, operirte einer der befähigteren Studenten mit viel Geschick. Der zweite Kranke war ein junger, kräftiger Soldat, der von seinem Offiziere gezüchtigt, nicht mehr gehen zu können behauptete. Die Untersuchung gab auch nicht die geringste Beschädigung zu erkennen, und so lag die Verstellung deutlich vor. Dr. Bernard stellte ihm nochmals das Unwahre seiner Behauptung vor, doch der Soldat that ferner sehr kläglich. Wie bei uns, kommen Fälle, wo Menschen sich krank stellen, auch in der Türkei vor, und zwar hier um so mehr, als die körperliche Züchtigung jetzt ebenfalls beschränkt worden ist. Bernard ließ, unter allgemeinem Jubel der Studenten, das Glüheisen appliciren, und unter noch lauterem Jubel lief der Kranke, als das Eisen kaum die Haut berührt hatte, davon.

Auch höhere Beamte und Offiziere, zum Theil ebenfalls barfuß, hielten es nicht unter ihrer Würde, sich hier behandeln zu lassen. Von dem Auditorium aus wurden alle Krankensäle in Begleitung der Studenten durchgegangen, und die einzelnen Praktikanten mußten über das Verfahren, in Betreff der ihnen anvertrauten Kranken, Rechenschaft abgeben.

Zum Schluß führte mich mein türkischer Kollege, der Professor der Botanik und der Naturgeschichte überhaupt, in den botanischen Garten. Seine Lage inmitten des Hofraumes ist freundlich, und der beschränkte Umfang entspricht vollkommen seinen Zwecken. Dr. Bernard gab sich selbst Mühe, ihn durch einen sachverständigen Mann in einen einigermaßen brauchbaren Stand setzen zu lassen. Ein, wie es schien, verständiger Gärtner aus Wien hatte ihn angelegt und fortwährend in gutem Zustande erhalten. Doch der gute Mann vertrug sich nicht mit den türkischen Sitten, trat allen Mißbräuchen und Ungerechtigkeiten grell entgegen und züchtigte oft mit eigener Hand die Uebertreter seiner Verordnungen. So wurde er wiederum seines Dienstes entlassen, und sein Dolmetscher sollte an seine Stelle treten. Dieser (er diente mir in gleicher Eigenschaft) schlug aus Redlichkeit, da er ohnmöglich eine Stelle, ohne sie nur im Geringsten auszufüllen, annehmen könne, ein Anerbieten ab, was ihm ein gutes Einkommen verschafft hätte. Der deutsche Gärtner rächte sich kurz vor seinem Abgange auf eine zwar unschuldige, aber nicht redliche Weise, indem er die Tafeln, welche die Namen der Pflanzen trugen, mit einander vertauschte. Wenige Wochen darauf besah ich den Garten und konnte mich lange nicht in die sonderbaren Namen der Pflanzen finden, bis die absichtliche Vertauschung derselben mir endlich klar wurde. So war z. B. der Nachtschatten, die Kartoffel, der Stechapfel und das Bilsenkraut zum Liebstöckel, zur Engelwurz, zum Pastinak und zum Anis geworden, und die letzteren trugen wiederum die Na-

men der zuerst aufgeführten Pflanzen. Der gute Professor der Botanik hatte von allem diesen keine Ahnung, und er ließ sich, als ich ihn darauf aufmerksam machte und mich erbot, die Pflanzen richtig zu bezeichnen, nicht weiter in der Sicherheit der wahren Benennung irre machen. Er geht vielleicht täglich mit seinen Schülern in den Garten und zählt den letzteren alle die giftigen Eigenschaften des Bilsenkrautes vor, während er vielleicht auf den Anis zeigt.

Zuletzt führte mich der botanische Professor zum Kurator der medizinischen Akademie, einem ächten Türken. Wenn ich mir auch keine zu große Vorstellung von seiner Gelehrsamkeit gemacht hatte, so konnte ich mir doch einen Kurator nicht anders, als, wenn auch nicht mit Büchern, doch wenigstens mit Papier und den sonstigen nöthigen Schreib-Materialien umgeben, denken. Ich täuschte mich. Der Professor sah vor meinem Eintreten in das Zimmer seines Chefs ängstlich auf meine Stiefeln und wurde noch verlegener, als ich ohne Umstände auf die darinnen ausgebreiteten persischen Teppiche trat und den Kurator, den Hut in der Hand, begrüßte. Auf der rechten Seite saß, mehr in der Ecke, mit übereinander geschlagenen Beinen der wichtige Mann, und streckte die lange Pfeife mit der Bernsteinspitze, den Rauch ruhig hinblasend, vor sich hin. Er begrüßte mich mit einem freundlichen Winken und ließ mich ihm gegenüber Platz nehmen. Es geschah, und nun begann vermittelst meines französirten Kollegen eine ziemlich dürftige Unterhaltung, die mich hier, ich muß es offen gestehen, so gelangweilt hat, wie sonst nirgends, selbst nicht mitten unter den Teufelsanbetern, den Jesiden. Zu den Füßen des Kurators saß sein Sekretär, aber ebenfalls ohne alle Zeichen seines Amtes, und diese lagen wohl in der kleinen Schublade, die buntbemalt hinter ihm sich befand. Ich rauchte eine dargebotene Pfeife Tabak und trank eine Tasse bittern Kaffee, um mich alsdann zu verabschieden.

Es wird dem Türken, wie jedem Menschen, schwer, sich von seinen ihm angebornen Sitten zu trennen. Auch sonst im Amte habe ich den Türken nie anders gesehen. Als ich mit Rosen in Begleitung eines der preußischen Gesandtschaft zugehörigen Polizeibeamten mich ein Mal auf das Mauthamt begab, um die Uebergabe unserer Effekten zu verlangen, saß der Zolldirektor in einem ziemlich offenen Zimmer auf gleiche Weise mit der Pfeife in dem Munde auf einem Teppiche. Das Schreiben verursachte ihm nicht die geringste Mühe; er ließ sich alles rapportiren und gab nun seine Entscheidung, ohne daß Jemand gewagt hätte, den geringsten Zweifel in seinen bestimmten Ausspruch zu setzen. Von Zeit zu Zeit ließ er sich vom nahen Kaffeehause eine Tasse Kaffee holen, und in der Zeit mußten alle, die etwas vorzutragen oder zu bitten hatten, unverdrossen warten, bis der gestrenge Herr getrunken.

Sechstes Kapitel.

Die Familie.

So sehr das öffentliche Leben im Oriente von dem unsrigen abweicht, eben so sehr ist auch das der Familie verschieden, und wiederum macht auch hier die eigenthümliche Stellung des weiblichen Geschlechtes ihren Einfluß geltend. Wie dieses von dem öffentlichen Leben vollkommen ausgeschlossen ist und selbst Buhldirnen, so häufig sie auch, besonders in größern Städten, vorkommen, davon keine Ausnahmen machen, so ist es auch in dem eigenen Hause von dem männlichen Personale getrennt. Unsere gewöhnliche Nachfrage: „Wie befindet sich ihre liebe Frau und was macht ihre werthe Familie?“ würde sich bei einem Türken keiner freundlichen Antwort erfreuen und könnte im Innern Asiens selbst gefährliche Folgen nach sich ziehen. Die Frau ist dem Orientalen, gleichviel ob Christ, Jude oder Mohammedaner, nicht die treue Gefährtin durch das stürmische Leben und nicht die sorgsame Freundin bei Freud und Leid, sondern sie dient gleich einer lebendigen Waare nur dem Vergnügen und dem Willen des Mannes, in der Regel erst dann eine bestimmte Stelle im häuslichen Leben einnehmend, wenn sie einen Knaben geboren. Sorgsam verschließt der Mann das Weib in den entlegensten Räumen seines Hauses und ist in steter Furcht, daß irgend einmal ein Anderer sein rechtmäßiges Besitzthum in Gebrauch nehmen könne. Er geizt mit seiner Waare und gestattet selbst nicht, daß ein

Zweiter wisse, wie der Gegenstand seines Wohlgefallens aussieht. Selbst der Frauen unschuldige Hand darf kein Anderer erschauen und eine ächte Orientalin würde darüber ebenso erröthen, als wenn ein Fremder bei uns eine Dame im Negligé überraschte. Das Gefühl der Abhängigkeit von einem Manne hat sich in den Jahrtausenden des Bestehens dieser Sitte dem weiblichen Geschlechte so tief eingedrückt, daß ihm selbst die Unnatur und das Unrecht zur zweiten Natur geworden ist. So oft mir im Innern Asiens Gelegenheit geboten wurde, eine Kranke in dem abgeschlossenen Raume des Harems zu sehen, so oft bot sich mir auch in der Regel dieselbe Erscheinung dar, und selbst der Befehl des eigenen Mannes vermochte es kaum über eine Frau, gegen die Sitte vor einem Fremden ihr bedecktes Gesicht zu entschleiern oder gar ihre Zunge zu zeigen. Wenn ich, nach dem Pulse fühlend, die Hand einer Kranken ergriff, zitterte diese, gleichviel ob Frau oder Mädchen, am ganzen Körper, denn sie war der festen Ueberzeugung, es geschehe ihr Unrecht und man frevle an ihrer geheiligten Person. Diese Abgeschlossenheit vor jedem anderen Manne, ja selbst vor einem männlichen Kinde, das noch nicht laufen kann, geht oft bis in das Lächerliche, und selbst kein männliches Thier darf die noch so gleichgültigen Reize einer Frau oder eines Mädchens anschauen. Eine ächte Orientalin erröthet in einem Hühnerhofe vor dem Hahne und bedeckt sich schnell mit einem Tuche, und ihr Herr gestattet nicht, daß sein männliches Reitpferd oder ein Ziegenbock die Geliebte seines Herzens erblicke oder diese gar mit ihm tändele. Aber wie eine Unnatur eine andere hervorruft, so sind im Oriente auch die Fälle — wenigstens deuten sie die Erzählungen der oben besprochenen Medah und die Schattenspiele der Karagös sattsam an — nicht selten, wo Frauen eines reichlich besetzten Harems sich obiger Thiere zur Befriedigung ihrer Lüste bedienen.

Man sollte glauben, daß die bis in den Orient vor-

gedrungene Kultur, besonders bei den Christen, das Loos der Frauen gemildert hätte, aber gerade die letzteren und die Männer, die äußerlich einer europäischen Gesittung entgegen zu gehen meinen, sind wo möglich in der Abschließung des weiblichen Geschlechtes noch strenger geworden. Während in den entlegeneren Provinzen des Orientes sich dieses eine freiere Bewegung erlaubt, wird es in den von Europäern bewohnten und häufiger besuchten Städten mehr als je beschränkt. Verständige Staatsbeamte der Türkei, die sogar nur eine rechtmäßige Frau hatten, und scheinbar gebildete Kaufleute unter den Christen führten mich auf keine Weise zu ihrer Frau und ließen, wenn sie krank war, sie nur aus der Ferne behandeln. Ohne Zweifel hat das dissolute Leben vieler Europäer und besonders der Franzosen und Russen, denen ebenfalls meistens ein ächtes Familienleben nicht bekannt ist, zu dieser sonst nicht zu begreifenden Erscheinung Veranlassung gegeben und ich weiß selbst aus Erfahrung, daß junge Leute des gebildeten Europa sich die Verführung schöner Orientalinnen zur Aufgabe gesetzt hatten. Da nun die ungebildeten Frauen des Morgenlandes, wenn einmal der mächtige Damm zwischen ihnen und jedem anderen Manne durch gegenseitigen Umgang gebrochen ist, nicht die moralische Kraft besitzen, ihrem Manne die Treue zu bewahren, so kann das Benehmen der gebildeten Asiaten nicht so auffallen, als es für den Augenblick scheinen mag.

Daß bei solchen obwaltenden Umständen von einer wahren Gattenliebe nicht die Rede sein kann, sieht wohl jeder Unbefangene ohne Weiteres ein. Ich wüßte auch nicht, wie und wann sie eigentlich entstehen sollte, da der junge Mann, der heirathen will oder soll, seine künftige Lebensgefährtin nicht eher zu sehen bekommt, als bis sie mit allen gesetzlichen Formen seine Frau geworden ist. Nach den weiblichen Tugenden fragt kein Mann, sondern allein zu berücksichtigende Umstände sind die Aussteuer und ähnliche das Geld betreffende Ehepakten. Eine gute Zugabe ist es,

wenn das Mädchen in Sticken und sonstigem Verfertigen feiner Arbeiten geschickt ist. Bei Sklavinnen steigt in solchem Falle ebenfalls der Preis. Familien-Rücksichten bestimmen ferner die Wahl und die Hoffnung, durch den Schwiegervater eine Karriere zu machen oder eine Zwistigkeit zwischen zwei früher einander feindlichen Familien zu lösen, leitet häufig in der Wahl der künftigen Frau. Die Mütter eingedenk der wahren Behauptung, daß der erste Eindruck der beste ist, bemühen sich am Tage vor der Uebergabe und an demselben die körperlichen Reize der Tochter oder des Sohnes auf alle Weise zu erhöhen, und Bäder, Verschönerungen, Wohlgerüche und dergleichen einem weniger gebildeten Volke nothwendigere Mittel werden im Uebermaße angewendet. Im höchsten äußerlichen Glanze wird die junge Braut in die Brautkammer geführt, um dieser und den dazu gehörigen Zimmern auf immer anzugehören. Ob der Frau der Mann gefällt, hat keinen weiteren Werth, wichtiger ist aber das Gegentheil, denn davon hängt es ab, ob der Mann sich noch eine oder mehre hübsche Skavinnen kauft. Daß die Frau für immer dem Manne gefallen soll, verlangt kein Mensch im Oriente, aber wohl wünscht man es, daß es eine Zeit lang wenigstens geschieht. Wenn schon bei ebenbürtigen Frauen der Wechsel häufig ist, so kommt er bei den nicht ebenbürtigen aus dem Sklavenstande noch häufiger vor, und im letzteren Falle würde die eben verkaufte Frau gegen den neuen vielleicht kaum von ihr gesehenen Herrn ihre ganze Liebenswürdigkeit, um zu fesseln, entfalten, während sie sich von nun an gegen den frühern Besitzer abschließt, und zufällig von ihm gesehen erröthen würde.

Eine zweite Abweichung besitzt die türkische Familie durch den Sklavenstand. Gjauren dürfen nach dem Gesetze keine Sklaven besitzen, denn sie selbst sind nach dem Gesetze Eigenthum der Rechtgläubigen und sollen für diese den Acker bebauen und überhaupt arbeiten. Die Zahl der Sklaven war früher größer, denn nicht allein jeder

Kriegsgefangene war Sklave, sondern sogar Jedermann außerhalb der Türkei, sobald er in die Hände eines Türken fiel, und es stand dem Rechtgläubigen frei, sich durch Einfälle im feindlichen Lande (Dar ül Harb), unter welchem, wie schon gesagt, jede der türkischen Bothmäßigkeit nicht unterworfene Provinz zu verstehen ist, den Bedarf an Sklaven zu verschaffen. Jetzt können sie nur durch Kauf erworben werden, und die russischen, so wie die freien Provinzen des kaukasischen Isthmus liefern vorzugsweise die weißen, der große Sklavenhändler und Räuberhauptmann Mehmed Ali hingegen die schwarzen. Christen sind die Handlanger bei diesem schändlichen Werke, und wiederum muß ich hier die Armenier nennen, die vor Allem sich thätig beweisen, daß die Sklaverei nicht aufhört.

Der Familienvater ist unbeschränkter Herr in seinem Hause, er kann schalten und walten, wie er will, und wenn auch das heilige Gesetz im Koran nicht weniger, als des Gebrauches schöne Sitte Pflichten des Herrn gegen seine Frauen, Kinder und Sklaven geltend macht, so bleibt doch Jedermann im Hause dem unbedingten Willen des Herrn unterthan. Wie das Wort des Großherrn ausgesprochen Gesetzeskraft erhält, so auch das des Familienvaters im Kreise der Seinen. Nur die rechtmäßige Frau besitzt das Recht, ihren Mann in gewissen Fällen zu verlassen, wenn ihr eine mächtige Verwandtschaft zur Seite steht und sie die Mitgift im Stiche läßt. Das Kind wie der Sklave ist aber unbedingtes Eigenthum und der Herr kann beide schlagen, entlassen und selbst tödten, wie er es für gut findet. Die Regierung selbst ging bei diesem grausamen Verfahren in der Person des Sultans voran. Zum Lobe des gemeinen Moslim muß gesagt werden, daß er nur selten von dem Rechte, sein Kind umzubringen, Gebrauch machte, während die Geschichte uns bis in die neueste Zeit erzählt, daß häufig Kinder in den großherrlichen Palästen umgebracht wurden. Und die arme Mutter darf in dem Orte der Glück-

seligkeit (Dari Seadet), wie der kaiserliche Frauenkerker genannt wird, kein Zeichen der Trauer über die scheußliche Ermordung des geliebten Kindes an den Tag legen, denn nach türkischer Sitte wäre es schrecklich, mitten im Glücke, in dem sich befindend jede Geliebte des Großherrn gedacht wird, zu weinen oder zu klagen. Die Unglückliche würde, in einen Sack gesteckt und in die Tiefen des Meeres gesenkt, den Fischen zur Speise dienen.

So gräßlich der Zustand einer Familie auch sein kann, so muß man doch dem türkischen Hausstande die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er in der Regel besser ist, als er von Außen scheint. Die türkischen Familienväter, besonders auf dem Lande, gleichen den Patriarchen in der Bibel, denen ja auch dieselben Rechte zustanden. So grausam ein Pascha oder ein Bei außerhalb seines Hauses ist, seine Unterthanen, besonders die nicht-mohammedanischen, auf eine alles Menschliche höhnende Weise behandelt und kein noch so gemeines Mittel zum Geld-Auspressen verschmäht, so menschlich ist er inmitten seiner Familie und vor Allem gegen seine Sklaven. Der geringste unter ihnen hat es weit besser, als der begütertste und angesehenste der freien Unterthanen. Die türkische Sklaverei ist unendlich milder als die russische Leibeigenschaft, und der Zustand der Schwarzen in manchen freien Republiken Nordamerika's läßt sich, selbst wenn er nicht so gräßlich wäre, als ihn die neuesten englischen Berichte schildern, mit dem der Sklaven in der Türkei gar nicht vergleichen.

Der unbedingte Gehorsam hat Ehrfurcht vor dem Haupte der Familie hervorgerufen. Wir finden in der Türkei ziemlich dieselben Verhältnisse wieder, wie sie hie und da in Deutschland sich früher und selbst im vorigen Jahrhunderte noch geltend machten, und wie wir sie jetzt in der Stellung des Gemeinen gegen seinen Offizier sehen. Sobald der Herr erscheint, muß Kind und Sklave aufstehen und beide dürfen sich nicht eher wieder setzen, als bis sie dazu

aufgefordert werden oder jener sich entfernt hat. Die Pfeife, dem Sklaven wie dem Herrn unentbehrlich geworden, nimmt der erstere ehrfurchtsvoll aus dem Munde und sieht unverdrossen der Zeit entgegen, wo er wiederum allein ist. Bei Tische wartet der Sklave seinem Herrn auf, im Innern Asiens hingegen nehmen die bevorzugteren Diener am Essen Theil.

Die Vorliebe für einen möglichst ausgeschmückten Harem und die große Anzahl der Sklaven machen einen türkischen Haushalt unendlich kostspielig, und bevor nicht hier eine nothwendige Beschränkung gemacht wird, ist in der Türkei Wohlstand eine unmögliche Sache. Der Mittelstand des Kaufmanns kann ohne 10—20 Diener gar nicht existiren und der hohe Würdenträger hat der Sklaven bis in die Hunderte. Welche Summen aber dazu gehören, einen solchen Hausstand zu erhalten und nur allein die Menge von Menschen zu ernähren, ist wohl leicht zu berechnen. Wenn die Sklaven auch oft zerlumpt, wie die eigenen Herren, herumlaufen und in Betreff der Kleidung weniger kosten, so ist doch schon die große Anzahl von Müssiggängern in einem Hause jedem Wohlstande entgegen. Derselbe Uebelstand zeigt sich, wenn auch weniger, ebenfalls in Rußland und trägt zum Ruine der reicheren Familien mächtig bei. Der Orientale, sobald er nur einigermaßen begütert ist, kann sich, selbst müssig, ohne müssige Umgebung nicht denken, und je höher der Rang ist, um desto mehr nimmt die Zahl der Diener zu, bis sie ins Unglaubliche steigt. Die ersten Diener, welche die Person des Herrn zunächst umgeben, lassen sich wiederum bedienen und im Haushalte des Padischah haben selbst einzelne Diener einen Hausstand für sich. Der schwarze Ober-Eunuch, unter dem Namen des Kislar-Agha (d. i. Haupt oder vielmehr Oberaufseher der Mädchen), ein bedeutungsvoller und doch unmännlicher Mann, hat selbst, wohl nur zum Hohn, eine Schaar schöner Mädchen im eigenen Harem und diese Unglücklichen werden mit schärferen Augen als die Geliebten des Sultans beobachtet. Kann es nun noch

auffallen, wenn der Großherr als personifizirter Staat nicht weniger als 12—15,000 Menschen täglich ernähren und kleiden muß? Welche ungeheure Summe macht die Unterhaltung derselben nothwendig und wie viel des besten Markes eines unglücklichen Landes wird hier vergeudet? Als der Kaiser Nikolaus im Oktober 1837 die Rundreise in seinen kaukasischen Provinzen machte, sandte der Schah von Persien seinen Sohn und Nachfolger über die Gränze ihm entgegen, um ihn dadurch gleichsam als anerkannt sanktioniren zu lassen. Da Eriwan, als wohin man ihn beschied, nicht im Stande war, außer der kaiserlichen Begleitung noch eine andere des Schah's unterzubringen, bat man letzteren, die Zahl der Begleiter zu beschränken. Man versprach es und erschien nur — mit 70 Mann.

Wer keine Sklaven und Frauen ernähren kann, besitzt auch keine, und wie bei uns richtet sich dort der Hausstand nach dem Vermögen. Leider ist die Mehrzahl, selbst der Bewohner der kaiserlichen Residenz, zu arm, um einigermaßen anständig zu leben und der gemeine Mann ist schon zufrieden, wenn er die Tochter eines anderen, der mit ihm gleiche Umstände theilt, heirathen kann. Eine Sklavin zu kaufen, erlaubt ihm seine Armuth nicht und diese würde ihm noch weniger gestatten, deren zahlreiche Bedürfnisse zu befriedigen. Das in Armuth und Elend erzogene Mädchen macht keine weiteren Ansprüche und steht dem späteren Manne in den Geschäften nicht allein bei, sondern übernimmt die häuslichen in der Regel ganz allein. Sobald sie aber über die Straße nach Wasser oder nach einem anderen Bedürfnisse geht, so muß sie sich gleich einer höher gestellten Frau durch sorgfältige Einhüllung den Blicken der fremden Männer entziehen. Handarbeiten außerhalb des Hauses verrichtet sie nur in den entlegeneren Straßen, aber wenn auch die Hände und zum Theil die Arme nicht bedeckt sind, so hüllen doch Tücher Hals und Kopf hinlänglich ein und erlauben nur den Augen, herauszulugen.

Ehe ich zu den Familien und dem häuslichen Thun und Treiben übergehe, wird es gut sein, vorher mit der ganzen Einrichtung eines türkischen Hauses vertraut zu machen. Wie bei uns unterscheiden sich die Häuser der Reichen von denen der Armen durch größere Geräumigkeit und Eleganz, und während das des gemeinen Mannes kaum aus mehr als einem Zimmer besteht und sich nicht zu einem Stockwerke erhebt, sind die der Reicheren mit einem Parterre und der eigentlichen, auf diesem ruhenden Wohnung versehen. Man nennt die ersteren Ew, die anderen hingegen Konak. Auf den Dörfern, wo es nur Parterre-Wohnungen (Ew) gibt, nennt man das gemeinsame Fremdenhaus, auch wenn es kein Stockwerk besitzt, Konak, und auf dem Kaukasus gebraucht man das letztere Wort auch, um damit einen Gastfreund zu bezeichnen. Wer sich, besonders bei den Tscherkessen, eines Konaks erfreut, kann unter dessen Schutze ungefährdet reisen. Reicht dieser nicht mehr aus, so tritt ein zweiter, von dem ersten gewählt, an seine Stelle und dieser besitzt hinlängliche Macht, um den ihm Empfohlenen gegen alle Gefahren zu schirmen. Sommerwohnungen, besonders in Gärten und am Bosporus, heißen Jali (Jalli), ein Wort, was wohl mit der tatarischen Bezeichnung Jaila für den im hohen Gebirge gelegenen Sommeraufenthalt der Viehzucht treibenden Völker Kleinasiens, des Pontus und der Krim zusammenhängt. Schöne Häuser der Vornehmen, und besonders des Großherrn selbst, führen den Namen Serai oder Sarai, nicht Serail, wie man nach dem Französischen zu schreiben gewohnt ist, und dieser Ausdruck entspricht vollkommen unserem Worte Palast. Auch die Wohnungen der Gesandten werden mit dem Namen Sarai belegt.

Jedes Haus eines einigermaßen wohlhabenden Türken besteht aus drei gesonderten Räumen: aus dem vorderen oder Herrentheil, dem hinteren, von den Frauen bewohnten Theile, und aus dem Parterre. Von der Straße aus führt eine Thür

auf eine schmale Hausflur und ist in der Regel doppelt (Ssokak-Kapußi). Sie ist beständig geschlossen, und ein Klopfer (Schynschak) an der Außenseite wird gehoben, wenn ein Fremder Einlaß begehrt. Der Vornehme besitzt jetzt schon seine Thürsteher (Kapudschi). Die Hausflur oder der Hofraum, wenn ein solcher vorhanden ist (Awlu, ohne Zweifel dem griechischen αὐλή entnommen), wird durch zwei Thüren im Inneren geschlossen, von denen die eine zur Treppe des Herrentheiles, die andere ins Parterre und zur Treppe der Frauengemächer führt. Vorn, dicht an der Hausthüre, ist eine steinerne Erhöhung, der Aufsteige-Stein (Binek-Taschi), von dem der Herr das Pferd besteigt. Die vordere Treppe (Nerdiwen, Nerdüban) führt, wie gesagt, in die Räume des männlichen Personales, und man kommt zuerst in ein kleines, vorn offenes Gemach, was eine Art Vorzimmer bildet und den Namen Ssoffah führt. In den Landhäusern und in den Städten der Provinzen führt die Treppe, die dann stets überbaut ist, schon häufig von außen in das Vorzimmer. Das Herrenhaus (Sselamluk) besteht je nach dem Reichthume des Besitzers aus mehr oder weniger Zimmern, die zum Theil um das Vorzimmer herumliegen. Gewöhnlich führt der Weg in die inneren Gemächer durch das eigentliche Bedientenzimmer (Chidhmetdschi-Odaßi) und neben diesem liegt die Wohnung des Kaffee-Verfertigers (Kahwedschi-Odschak). In dem Bedienten-Zimmer befindet sich in einer Ecke ein Schrank, in dem die zahlreichen Pfeifen aufgestellt sind (Tschibukluk), häufiger ist er aber schon im Vorzimmer angebracht. Von ihm gelangt man auch in das eigentliche, weniger elegant eingerichtete Geschäftszimmer des Herrn (Mabejn), in denen der Handelsmann mit den Geschäftsleuten verkehrt. Hohen Beamten fehlt es.

Gewöhnlich in der Nähe des Vorzimmers befindet sich auch der Abtritt (Kenef, Ajak-Johlu) in dem schmutzig-

sten Zustande und ohne alle Bequemlichkeit, indem in der Regel nur ein kleines Loch in den Boden geschnitten ist und der Unrath sich mehr darum anhäuft, als durchfällt. Nicht besser ist er im Harem. Meistens steht eine Schüssel mit Wasser daneben, mit dem sich Jedermann reinigt. Auch erscheint, wenn der Herr von diesem Orte kommt, im Bedienten-Zimmer sogleich ein Diener mit der Wasserkanne und dem Becken, um eine neue Reinigung der Hände bewerkstelligen zu können.

Die eigentlichen Wohnzimmer (Oda) stechen in der Regel von der äußeren Umgebung auf eine grelle Weise ab, und während oft noch im Vorzimmer ein entsetzlicher Schmutz herrscht, tritt hier meist eine üppige, den Augen wohlgefällige Eleganz entgegen. „Den Verstand gebrauchen die Firengi für ihre Erfindungen, der Moslim hingegen besitzt ihn in seiner inneren Einrichtung," oder „der Firengi hat Wissenschaft, der Moslim schöne Kleider," oder endlich „Geld findet man in Hindostan, Verstand in Firengistan und Majestät (Geschmack, Hischmet) in dem Lande der Gläubigen" hört man häufig den Osmanen sowohl, als den orientalischen Christen sagen, und in Betreff seiner inneren Gemächer hat er nicht Unrecht. Die Zimmer bilden ein regelmäßiges meist längliches Viereck mit hellen, oft röthlichen Wänden, und besitzen auf beiden Seiten unbedeutende Erhöhungen von ½—1 Fuß Höhe, während sich sonst das Zimmer in einer Fläche hinzieht. Vor der Thüre sowohl, als häufig auch innerhalb derselben, in einer Entfernung von drei bis vier Fuß, ist, sobald das Vorzimmer mit ihm im Zusammenhange ist, ein Vorhang (Perdah) von festem teppichartigen Zeuge angebracht, und muß vor dem Eintreten zurückgeschlagen werden.

Auf den seitlichen Erhöhungen (Minderluk) liegen mit Schafwolle gefütterte Matratzen (Minder) und diese sind meist mit einem rothen Ueberzuge (Minder-Jusu) versehen. Die Erhöhung nennt man auch Ssoffa oder

Ssaffeh, und daraus ist wohl unsere Bezeichnung Sofa entstanden. Diwan bedeutet bei den Orientalen aber keineswegs eine gepolsterte Erhöhung, sondern eine Vereinigung gewisser Männer zur Berathung, und die Mitglieder des Diwan's entsprechen vollständig unseren Räthen, den Mitgliedern eines Kollegiums. Wahrscheinlich weil die türkischen Räthe auf den gepolsterten Erhöhungen mit übereinandergeschlagenen Beinen sitzen, hat man bei uns die Bedeutung übergetragen. Kanapee ist persisch und heißt dort Chanabeh.

In den vier Ecken des Zimmers liegen auf dem Polster wiederum weichere, mit Baumwolle gefütterte Matratzen (Minder-Schilteßi) für den Herrn und die vornehmeren Gäste. Gegen die Wände hin, längs der ganzen Erhöhung, lehnen gepolsterte Kissen (Jasdük), aber ein weicheres steht wiederum in den beiden oberen Ecken zur Bequemlichkeit, besonders während des Nachmittags-Schläfchens (Jüs-Jasdük, d. i. Gesicht-Kissen). Bei den Reicheren sind auch noch prachtvolle Decken (Jhram), aus Seide oder Sammet verfertiget, von blauer oder rother Farbe und oft mit Goldfranzen versehen, über die Sitze ausgebreitet. Jhram heißt aber auch der Pilgermantel, den jeder Wallfahrer mit dem Augenblicke, wo er den heiligen Boden betritt, tragen muß.

Die Mitte des Zimmers ist mit den prächtigsten Teppichen belegt und führt deßhalb auch den Namen Teppich (Sedschadeh). Diese Teppiche prangen in allen Farben und sind entweder gewebt oder von kunstfertiger Frauenhand gestickt. Die Ersteren werden besonders in Smyrna von vorzüglicher Güte angefertigt und heißen mit vorherrschend blauen und rothen Farben Adschem. Gesellt sich noch eine Mischung von Grün dazu oder ist diese Farbe vorherrschend, so nennt man den Teppich Japrak (Ewrak), d. h. Laub oder Rasen. Die gestickten Teppiche, die ächten Adschem, stammen, wie der Name, der persisch bedeutet, sagt, meist aus Persien, und die besseren werden selbst in Konstanti-

nopel zu sehr hohen Preisen verkauft, sind aber in Farben und im Stoffe auch unverwüstlich und erben oft in den Familien weiter. Die gewöhnlichen und kleineren Teppiche führen den Namen Chalü oder Kilim. Ein auf diese Weise meublirtes Zimmer führt auch den Namen Duschemeh.

Die neueste Zeit hat zwar mächtig an dieser Einrichtung gerüttelt, aber nur die Erhöhungen sind höher geworden und es befindet sich häufig bei den hohen Würdenträgern nur eine einzige, der Thüre gegenüber unmittelbar unter den Fenstern vor. Tische und Stühle betrachtet man noch nicht mit günstigen Augen und der Moslim findet seine Art mit übereinandergeschlagenen Beinen auf weichen Matratzen zu sitzen bequemer als unsere Stühle, die er zwar für Europäer besitzt und mit dem Namen Ssandaljeh belegt hat, aber für sich nie gebraucht. Auch unsere Tische, die er ebenfalls, wie seine Eßplatten, Ssoffrah, Ssufrah, nennt, sagen ihm nicht zu und nur selten macht er von ihnen Gebrauch. Häufiger noch findet man die kleinen 5/4 Fuß hohen, viereckigen und mit Stroh geflochtenen Sessel ohne Lehne (Skemli oder Iskemli), von denen ich schon bei den Kaffeehäusern gesprochen habe, aber vorzugsweise nehmen die Bedienten auf ihnen Platz.

Früher und zum Theil noch jetzt sieht man die altorientalische Einrichtung, das Sonnenlicht durch schmale Oeffnungen, die sich in der Mauer nach innen erweitern, eintreten zu lassen, und vorherrschend fanden sich diese Art Fenster in den Frauengemächern vor, während in dem luftigeren Wohnzimmer des Herrn fast eine ganze Seite mit einem künstlichen und durchbrochenen Schnitzwerk besetzt wurde und dieses der freien Luft ungehinderten Zugang erlaubte. Im Winter vertauschte man es mit großen Läden, die einzelne runde oder viereckige, mit geöltem Papiere verschlossene Oeffnungen besaßen. In der neuesten Zeit haben die europäischen Glasfenster sich Eingang zu ver-

schaffen gewußt, heißen aber immer noch wie jede Licht bringende Oeffnung eines Zimmers Pendschereh. Auch Gardinen finden sich vor und werden in der Regel an einem über dem Fenster querliegenden eisernen Stabe vermittelst messingener Ringe, die ein Vor- und Zurückschieben erlauben, befestiget. Man nennt sie Pendschereh-Perdahsi.

Die Wände sind in der Regel glatt, ohne weiteren Schmuck und meist mit einer hellen Farbe angestrichen. Mit viel Geschmack sind aber an ihnen auf einer und selbst auf zwei Seiten die blanken Waffen: Säbel, Dolche und Schießgewehre aufgehängt.

Wird das Zimmer vom Herrn bewohnt, dann findet sich auch an der Seite nach Süden, wohinzu die heilige Stadt Mekka liegt, in der Mauer eine Nische und an ihr steht der Rechtgläubige, wenn er seine fünf Mal am Tage zu wiederholenden Gebete hersagt. Deßhalb nennt der Moslim diese Nische auch Kuwleh (Kibla). Im Sommer enthält das Zimmer nichts weiter, wohl aber im Winter. Kamine finden sich in Konstantinopel gar nicht vor, sondern dafür große Kohlenpfannen, und so häufig auch schon vom Kohlendampfe Menschen erstickt sind, so bleibt der starre Orientale doch dieser unheilvollen Sitte treu. Diese Kohlenpfannen (Mangal oder Mankal) werden aus schönem, glänzenden Kupfer oder Messing angefertigt und besitzen gleich den unsrigen noch einen Untersetzer, aber auch wie bei den katholischen Räucherpfannen einen Deckel. Wie an den letzteren sind auch an ihnen drei feine Ketten angebracht, mit denen die Kohlenpfanne gefaßt und getragen wird. Damit die Wärme zusammenbleibe, wird sie in eine Ecke des Zimmers gestellt und über sie ein viereckiges Gestell (Tandur) gethan. In der Regel dichteres, oft teppichartiges Zeug schließt das letztere nach allen Seiten ein, hängt aber lose nach unten herab. Die ganze männliche oder weibliche Familie setzt sich im Winter um diese Art

Ofen herum und streckt die beiden Beine, oft sogar den halben Leib und selbst noch mehr unter das Gestell, um so der Wärme theilhaftiger zu werden. Herr von Hammer spottet in seinem Werke über Konstantinopel über diese Einrichtung, und wenn ich auch keineswegs alle seine Einwürfe beseitigen will, so hat er doch darin Unrecht, wenn er meint, daß sie zur Unsittlichkeit führe. Wer weiß, wie sehr, auch bei den Christen, das männliche Geschlecht von dem weiblichen abgeschlossen lebt und oft die nächsten Verwandten beider Geschlechter gar nicht oder nur selten zusammenkommen, kann unterhalb der Gestelle keine Unsittlichkeit vermuthen, da eben immer nur das eine Geschlecht davon Gebrauch macht, wenn nicht der unbeschränkte Herr mit seinen Frauen den Abend zubringt.

Von dem Mangal geht übrigens die Sage, daß Nimrod ihn erfunden habe, als er den berühmten Thurmbau zu Babel leitete, aber eine andere sagt dagegen, daß der höchste Gott aus einer solchen Kohlenpfanne bei Kufa all die Wasser habe fließen lassen, die nachher unter dem Namen der Sündfluth die ganze Erde bedeckten und die sündhaften Menschen vertilgten.

Auf den Landhäusern und noch mehr in den Provinzialstädten sind anstatt dieser Kohlenpfannen Kamine, ganz ähnlich denen Italiens, eingerichtet, vorhanden. Man brennt aber keine Kohlen, sondern Holz und legt dieses langgespalten und wagerecht auf die beiden Enden zweier geweihartigen, eisernen Gestelle (Karadscheh). Daneben liegt immer die unbeholfene eiserne Zange (Mascha) zum Ergreifen einer Kohle, sobald Jemand seine Pfeife anzünden will.

Der Hausherr sitzt in der Regel in der Ecke auf der rechten Seite und an seiner Linken steht eine alterthümliche Lade (Tschekmedscheh) mit greller rother oder grüner Farbe angestrichen und mit eben so grellen, schattenlosen Blumen oder Arabesken verziert. Sie besitzt eine Höhe

von 1 bis $1^1/_2$ Fuß, ebensoviel Breite und 3 bis $3^1/_2$ Fuß Länge und ist stets verschlossen. In ihr befindet sich das Papier und das übrige Schreibzeug. Das Papier (Kiaghad) wird meist aus Reisstroh, weniger aus Baumwolle verfertigt und ist ziemlich dick und leicht zerbrechlich. Anstatt des Leimes bedient man sich des Eiweißes, wodurch das Papier zu gleicher Zeit mehr Glanz erhält. Neben dem Papiere liegen eine Scheere (Makas), ein Federmesser (Kalemtrasch) und das mit Federn (Kalem) versehene Schreibzeug (Dewit). Dieses wird von einem Gelehrten im Gürtel getragen, ist gegen $^3/_4$ Fuß lang, gegen $^5/_4$ bis $^6/_4$ Zoll dick und besitzt eine viereckige Gestalt. Man verfertigt es meistens aus Messing oder Papier-Maché. Tintenfaß und Federn liegen in einem herauszuziehenden Kästchen, und die letzteren bestehen aus 3 bis 4 Linien dicken Binsen einer mir unbekannten Art. Das kleine metallene Tintenfaß (Hokka) befindet sich am oberen Ende. Der Orientale schreibt, indem er mit übereinandergeschlagenen Beinen sitzt, entweder auf den Knieen oder indem er das Papier mit der linken Hand freihält. Daß die Türken, wie alle Mohammedaner und Juden, von der Rechten zur Linken schreiben, ist allgemein bekannt. Auch das Petschaft (Möhür) liegt nebst Siegelwachs (Möhür-Momu) daneben. Der Orientale siegelt aber selten, sondern schickt in der Regel seine Briefe (Mektub) offen. Anstatt der Namensunterschrift wird das Siegel untergedrückt, und man bedient sich dazu der dickeren Tinte (Mürekkeb). Der Orientale sagt nämlich, daß ein Jeder den Namen unterschreiben könne, nicht aber hätte er das Petschaft, das der Herr in der Regel mit sich trägt.

Wenn man in einem Hause eingetreten ist, so zieht man vor der Thüre des Wohnzimmers die Fußbedeckung, gleichviel ob Stiefel oder Pantoffel, aus und tritt in Strümpfen oder mit den feinen Halbstiefeln aus gutem Saffian angethan in das Zimmer. Der Hausherr erhebt sich, in der Regel schon

von der Ankunft des Gastes benachrichtigt, und geht selbst, je nach dem höheren oder niedrigeren Range desselben, ihm eine längere oder kürzere Strecke entgegen. Im Range gleich, bleibt er an seinem Platze stehen, erhebt sich aber gar nicht, wenn er selbst einen höheren besitzt. Die gewöhnliche Begrüßung ist, daß man die Rechte von der Stirn nach der Brust oder einem anderen oberen oder unteren Theile des Körpers führt und sie geht um so weiter herab, je bedeutender die öffentliche Stellung des Besuchenden ist. Darnach richtet sich auch die öftere Wiederholung. Dieser Gruß gilt mehr als ein Zeichen der Ehrfurcht, denn der Höhere erwiedert ihn gegen den gemeinen Mann und gegen den Bittenden gar nicht. Die Ehrfurcht, oder vielmehr der Abstand, wird noch mehr an den Tag gelegt, wenn der Niedrige den Saum vom Kleide des Höheren oder gar die Füße küßt, und als das höchste Zeichen gilt das Niederwerfen und Küssen des Staubes auf dem Boden. Kommen zwei hohe Würdenträger zusammen, so beeifert sich ein Jeder, durch Unterwürfigkeit die höchste Demuth gegen den Anderen an den Tag zu legen, während er im Herzen vielleicht darauf sinnt, wie er dem Anderen schaden und ihn wo möglich stürzen könne. Während der Unterredung wird ein gleiches Ceremoniell fortgeführt, und die Sprache ist voll süßer Dinge, womit Einer den Anderen überschüttet. Für jede Artigkeit muß sich aber der Andere mit der Rechten von der Stirne nach der Brust gehend bedanken, und ebenfalls wiederum nach der Größe der gesagten Artigkeit richtet sich auch der Bogen, den die Rechte macht. Fast ebenso begrüßen sich Frauen, und da sich in dem Harem nur Verwandte besuchen können, so findet keine weitere Rangstreitigkeit statt. Die Kommende geht der aufgestandenen Wirthin entgegen und macht mit der Rechten eine Bewegung von der Stirn bis zur Brust oder nur bis zum Munde, worauf derselbe Gruß von jener erwiedert wird.

Ohne daß Jemand die Kopfbedeckung ablegt, nimmt

man auf gegenseitiges Bitten Platz, der Hausherr wiederum in der rechten Ecke, der Gast in der linken, dem Ehrenplatze. Die vornehmsten Begleiter, wenn sie nicht Sklaven sind, nehmen einem strengen Range nach auf der linken Seite ebenfalls Platz oder bleiben vor der Thüre inner- oder außerhalb stehen.

Nach den ersten Artigkeiten schlägt der Herr des Hauses in seine Hände, und soviel Diener treten ein, als Gäste sitzen, um einem Jeden die lange Pfeife zu reichen. Ehrfurchtvoll verneigt sich der Diener ein wenig, stellt den rechten Fuß auf die Spitze hinter den linken und legt die linke Hand auf seine Herzgrube (Dscharras-Diwan). Dies thut er, so oft er etwas überreicht. Ist der Gast vornehm, so genügt nicht der einfache Tabak, sondern auf ihm liegt in der Pfeife noch geraspeltes Aloe- oder Rosenholz oder irgend eine mit Moschus und Rosenöl angefertigte Mischung. Hat die Unterhaltung eine Zeit lang gedauert, so klatscht der Hausherr von Neuem und Diener, in der Zahl verdoppelt, treten ein. Die einen nehmen die Pfeifen in Empfang und die anderen reichen Kaffee dar. Nachdem dieser getrunken ist, werden wiederum die Tassen abgenommen, und es erscheinen mit neugestopften Pfeifen die anderen Diener, damit die geehrten Gäste nur die Sahne (Kaimak), denn so nennt, wie schon gesagt, der Türke den oberen Theil des Tabaks, trinken. Nach kürzerer oder längerer Unterbrechung klatscht es von Neuem, und es wird Scherbet aufgetragen. Dann kommen Thee oder sogleich allerhand Süßigkeiten und eingemachte Früchte, denen zuletzt Obst folgt. Dazwischen darf die Pfeife nicht fehlen. Es ist jedoch noch zu bemerken, daß die Diener, wenn sie eine Flüssigkeit darbieten, ein an den Enden gesticktes Tuch (Maghramah), unseren Handtüchern ähnlich, über der linken Schulter hängen haben. Der Gast ergreift das eine Ende und hält es sich während des Trinkens unter das Kinn, nachher jedoch wischt er sich damit den Mund ab.

Sobald der Fremde sich entfernen will, erhebt er sich, und mit ihm thuen es die Uebrigen. Es beginnen dieselben Höflichkeitsbezeugungen wie bei dem Kommen und dauern nicht selten bis zur Treppe. Bleibt der Gast über Nacht, dann räumt der Hausherr ihm sein Zimmer ein und er selbst begibt sich in ein anderes oder in seinen Harem. Die Erhöhungen dienen als Bett, und aus dem schrankähnlichen Verschlage (Dolab) werden die Matratzen und Decken hervorgeholt, um aufgeschlagen zu werden.

Die reicheren Türken besitzen in dem Selamluk auch ein salonartiges Zimmer, was nach der Außenseite oft ganz offen ist oder mit allerhand durchbrochenem Schnitzwerk und selbst mit Glasfenstern geschlossen erscheint. Es befindet sich in der Regel nur auf der Nordseite, denn es dient im heißen Sommer zum Lieblingsaufenthalte des Herrn. Die Wände und der Fußboden sind mit Estrich ausgelegt oder sogar aus Marmor verfertigt, und um die Kühlung noch mehr zu erhöhen, ist häufig ein halbrundes marmornes Bassin angebracht, in das eine Röhre Wasser führt. Man nennt diesen Salon Edeb-Chaneh, d. h. Anstands-Lokal.

Ich habe schon mehrmals zu sagen Gelegenheit gehabt, daß der Orientale die freie Luft über Alles liebt, und außer dem genannten Salon ist an seinem Wohn- oder auch am Vorzimmer ein luftiger Vorsprung angebracht, der von Glasfenstern, die aber in der Regel offen stehen, oder von durchbrochenem Schnitzwerk umgeben ist. Ich habe schon früher seiner unter dem Namen des Königssitzes (Schahnischin) gedacht. Aber auch auf dem Hause, das übrigens in Konstantinopel durchaus nicht flache, terrassenförmige Dächer besitzt, sind nicht selten noch luftige Räume vorhanden, und sie würden sich noch häufiger vorfinden, wenn es die Umstände erlaubten. Die Familie sowie das Haus, in welchem sie wohnt, ist dem Türken heilig, und die erstere darf innerhalb desselben nicht von einem Punkte

außerhalb beobachtet werden können. Deßhalb sind auch die Häuser oft noch von einem Hofraume und dieser von einer hohen Mauer umgeben. Kein Haus soll über ein Stockwerk besitzen und überhaupt nicht über 30 Fuß hoch sein, damit Niemand aus dem einem Hause in das andere sehen kann. Deßhalb vorzüglich hat das russische Gesandtschafts-lokal so großes Aufsehen gemacht, da es alle Häuser überragt und von ihm aus die umwohnenden Familien leicht gesehen werden können. Man klagte von mehrern Seiten über die Anmaßung des russischen Gesandten, ohne aber dem alten Gesetze Eingang zu verschaffen, zumal man russischer Seits mit den Besitzern der nächsten Häuser sich vor dem Baue in Verhandlungen hatte einlassen wollen.

Ist der luftige Raum auf der Höhe des Hauses nur einfach aus vier Balken und nach außen schließenden Bretern zusammengesetzt, so hat er den schon bei den östreichischen Gränzwächtern angeführten Namen Tschardak, ist er hingegen dauerhafter erbaut und wohnlicher eingerichtet, so nennt man ihn Dschihan-Numa, d. i. Weltschau. Letzteren findet man mehr auf freigelegenen Häusern, besonders auf denen des Landes, am Bosporus u. s. w. Der erstere dient auch häufig den Frauen zum Trocknen ihrer Wäsche.

Durch eine besondere Thüre führt der Weg von einem der Gemächer des Selamluk zu den Gemächern des weiblichen Geschlechts, zu dem Harem oder dem Orte der Glückseligkeit (Dari Seadet), den aber nur der Herr des Hauses betreten darf. Eine zweite Thüre führt aus dem Parterre zu der Treppe (Nerdüban, Nerdiwen), deren sich die Frauen und Sklavinnen beim Ausgehen bedienen. Beide Thüren zum Harem führen auch den Namen Haremsthüren (Harem-Kapußi) und sind stets verschlossen. Kein anderer Mann als der Besitzer des Hauses darf über deren Schwelle treten, und das Leben des Frevlers liegt in den Händen des Ersteren. Das Gesetz heiligt hier die schrecklichste That des Mordes.

Das Wort Harem bedeutet ursprünglich heilig oder vielmehr, daß eine Sache, die damit belegt wird, nicht von den Augen eines Profanen, eines nicht Eingeweihten erschaut werden darf. Deßhalb heißt der Vorhof zu jeder Moschee Harem, als nur den Gläubigen zugänglich, die Frauen und ihre Gemächer sind Harem, d. h. sie werden von jedem Anderen als dem Besitzer gesehen entheiliget. Auch das Gesicht des Todten ist für die Klageweiber Harem und muß ihnen verhüllt werden. Je nach der Anzahl der Frauen richtet sich auch die der Gemächer. Jede rechtmäßige, d. h. durch Vertrag überkommene Frau hat das Recht, auf ein Zimmer für sich Anspruch zu machen, aber auch jede Geliebte des Herrn besitzt ihre eigene Wohnung. Ebenso wie jene hat sie Sklavinnen und selbst Eunuchen zur Bedienung, und auch diese haben ihr besonderes Zimmer (Halaik-Odaßi).

Die Einrichtung der Zimmer unterscheidet sich nicht von denen im Selamluk. Während der Herr des Hauses den Tag vom frühen Morgen bis zur Dunkelheit in dem letzteren zubringt, gehört er für die Nacht dem Harem an. Besondere Bettgestelle existiren eigentlich nicht, sondern das Lager zum Schlafen wird auf den Erhöhungen angebracht. Ein schrankartiger Verschlag (Dolab) innerhalb der Wand nimmt Matratzen und Decken für den Tag auf, und jeden Abend breitet eine Sklavin von Neuem das Bett aus. Auf gleiche Weise verhält es sich auch mit den Schlafstätten des männlichen, dienenden Personales im Selamluk. Die pompösen Himmelbetten, aus einem vergoldeten und mit allerhand Schnitzwerk überladenen Gestelle und den nöthigen, in der Regel seidenen Gardinen bestehend, sind aus der Zeit Ludwig's XIV. zugleich mit den plumpen Wagen in der Türkei eingeführt worden und stehen gewöhnlich unter dem Namen Krewet (Kirewet) oder Kariola in besonderen Schlafgemächern. Das Bett (Döschek) selbst besteht zuerst aus einer mit Schafwolle gefütterten Matratze (Jatak, Makad), in der die Wolle meist zu sechs Stichen zu zwei

und zwei nur lose in der Lage erhalten wird; hierauf kommt eine gleiche, aber mit Baumwolle gefütterte Matratze (Schilteh), und auf ihr wird ein Betttuch (Tscherschaff), in der Regel aus Baumwolle, ausgebreitet. Auch die leichte Decke (Jorghan), unseren Steppdecken ähnlich und wie diese mit Baumwolle gefüttert, wird nach Innen ebenfalls mit einem weißen Tuche, was denselben Namen führt, umnähet. Am oberen Theile des Bettes befinden sich zwei Kopfkissen (Jasdük), das untere mit Wolle und das obere mit Baumwolle gefüttert. Da zahlreiche Mücken während der heißen Sommermonate am Tage und noch mehr in der Nacht belästigen, so stellen die Vornehmeren auch um ihre Schlafstätten ein viereckiges Gestell, mit feinem gazeartigen Zeuge überzogen. Man nennt dieses Dschebinlik.

Kaufleute, Verwandte und wer sonst mit dem weiblichen Theile der Familie zu verkehren wünscht, kommen zur unteren Haremsthüre und schlagen den Klopfer an. Alsbald erscheint eine Sklavin und fragt von Innen nach dem Begehren. Nur mit Erlaubniß des Hausherrn kann eine längere Unterhaltung zwischen der geschlossenen Thüre stattfinden. Hat man etwas abzugeben, so legt man es in einen neben der Thüre befindlichen Schrank (Harem-Dolabi, d. h. Haremsschrank), und ähnlich dem in vielen Klöstern eingerichteten, dreht dieser sich nach Innen, ohne daß es dem Außenstehenden möglich wäre, einen Blick nach dem Inneren zu thun. In den Schrank werden auch die Speisen für die Frauen gesetzt.

Das Parterre (Magasalar) zieht sich besonders unter dem Harem hin und enthält die Gewölbe und Kammern zur Aufbewahrung von allerhand Geräthschaften, sowie die Küche (Odschak) und die Speisekammer (Kjelar, unserem Keller entsprechend).

Ebenfalls im Erdgeschosse, aber von dem Uebrigen getrennt, befindet sich der Pferdestall (Achür) und die

dazu gehörigen Räume für das Futter. Auch das Zelt (Tschadür), welches, wenn der Herr auf Reisen geht oder oft nur eine Landpartie macht, mitgenommen wird, hat hier seinen Ort zur Aufbewahrung. Viele Häuser besitzen endlich noch eine Art feuerfester Gewölbe (Makßen, Machßen), und in ihnen werden bei Feuersgefahren, die in Konstantinopel häufiger als anderswo sich ereignen, alle Effekten untergebracht.

In dem Parterre, häufig auch in dem Harem befindet sich das Bad (Hammam), ohne welches im ganzen Oriente keine nur einigermaßen wohlhabende Familie existiren kann. Wenn sich schon in den Frauengemächern ein feenhafter Luxus entfaltet, so übertrifft das Bad hinsichtlich seiner Ausschmückung doch alles Andere. Schon die bloßen Wände zeigen eine Pracht, wie man sie sonst nirgends sieht, und mit großen Kosten bezieht man oft aus weiter Ferne blendendweißen Marmor, um jene und den Boden damit zu umgeben. Prächtige Springbrunnen rufen in dem Auskleidezimmer die seltensten Wasserkünste hervor, weiche Diwans ziehen sich an den Seiten dahin und die kostbarsten Abschem (persische Teppiche) bedecken den Boden. Wohlgerüche duften an allen Stellen und das Wasser selbst in dem eigentlichen Badezimmer wird mit den theuersten Essenzen und Oelen vermischt, um die Luft mit ihren Wohlgerüchen zu erfüllen. Wohin man auch blickt, so sieht man nur, daß alles darauf hinzielt, die Sinne des Menschen zu kitzeln, denn nach dem Badegenusse stehen auch die seltensten Früchte, die theuersten Süßigkeiten und der wohlriechendste Tabak bereit, um noch ferner die Lust des Badenden zu vermehren. Man braucht sich deßhalb nicht zu wundern, daß dem Orientalen nichts über sein Bad geht, und daß er oft den ganzen Nachmittag bis spät am Abend in ihm zubringt. Freilich der wohlthätigen Folgen, die dem Occidentalen von dem Gebrauche der Bäder werden, kann sich der Orientale nicht erfreuen, und im Gegen=

theile tragen diese unendlich dazu bei, die Erschlaffung und die Verweichlichung der Vornehmen zu vermehren.

Da das Gesetz des Koran nächst den Waschungen auch Bäder vorschreibt, so mußte schon die Regierung darauf bedacht sein, für die weniger Begüterten dergleichen Anstalten zu erbauen. Auch fromme Menschen glaubten, durch Errichtung von öffentlichen Bädern bei Gott ein wohlgefälliges Werk zu thun und dereinst dafür belohnt zu werden; deßhalb findet man in größeren und selbst kleineren Städten des Orientes öffentliche Bäder, die gegen eine unbedeutende Vergütung, oft auch ganz umsonst zur Benutzung freistehen. Daß in diesen nicht dieselbe üppige Verschwendung herrschen kann, sieht man wohl ein, aber stets sind, in den Hauptstädten des Reiches wenigstens, auch kostbarere Badezimmer zu vermiethen, in denen nach der Summe des angewendeten Geldes sich der entfaltete Luxus richtet.

Die öffentlichen Bäder sind geräumiger und reicher an einzelnen Zimmern, während die der Privaten meist nur aus einem Auskleide- und dem eigentlichen Badezimmer bestehen. Kalte Bäder und Schwimmanstalten, wie man sie bei den verweichlichten Römern der späteren Zeit immer noch als Frigidaria und Natatoria fand, sucht man im Oriente vergebens. Sind nur drei Zimmer vorhanden, so entsprechen sie ähnlichen dreien der alten Römer: dem Apodyterium, was wohl auch Frigidarium genannt wurde, dem Tepidarium und dem Caldarium. Im Oriente heißen sie Dschamakjan, Soukluk und Sidlakik.

Wenn die öffentlichen Bäder nur einfach vorhanden sind, so wechseln die beiden Geschlechter nach den Tagen, oder die Frauen besuchen sie den Vormittag und die Männer den Nachmittag. Sind sie doppelt, dann findet sich der Eingang für die Frauen gerade auf der entgegengesetzten Seite von dem, durch den die Männer eintreten.

Die angenehmste Zeit ist dem Orientalen zum Baden

die gleich nach Sonnenuntergange. Unmittelbar von der Straße oder aus einem kleinen Vorhause tritt man, einen langen Vorhang zurückschlagend, in das Vorzimmer, in dem man sich entkleidet. Dieses erscheint in der Regel am Geräumigsten und Höchsten und ist gleich den anderen in Form einer Kuppel erbaut, in deren oberem und gewölbtem Theile große Fenster vorhanden sind, durch die das Licht einfällt. In den besseren Anstalten dieser Art zieht sich ringsum eine Säulenhalle, die zugleich der Kuppel als Stützpunkt dient. Zwischen ihr und den Wänden hat man diwanartige Erhöhungen angebracht, auf denen kleine Matratzen ausgebreitet sind. Bisweilen tragen die Säulen nicht die Kuppel, sondern gegen 8—10 Fuß hoch ist auf ihnen eine Gallerie angebracht, auf der, wenn die Badeanstalt groß ist, ebenfalls Sitze zum Entkleiden dargeboten werden.

Jeder, der sich baden will, begibt sich auf einen solchen Sitz, dessen Matratze mit einem frischen und trocknen Leinwandtuche bedeckt ist, und augenblicklich kommt ein Diener, Hammamdschi, um beim Entkleiden zu unterstützen. Darauf erhält man zwei lange Stücke Baumwollenzeugs zum Umschlagen um die Hüften, und ein Paar auf 3—4 Zoll hohen Stelzen ruhende hölzerne Pantoffeln, zum Schutz gegen den glühend heißen Fußboden.

Mitten in dem Vorzimmer befindet sich meist ein Brunnen oder ein mit kaltem Wasser gefülltes Bassin, und mit seinem Inhalte kühlt man sich in der Regel erst ab, bevor man weiter geht. Nur bisweilen wäscht man sich hier Mund und Nasenlöcher, da dieses in der Regel in dem nächsten Zimmer geschieht.

Dieses ist wärmer als das vorhergehende und besitzt, wenn außer dem eigentlichen Badezimmer kein anderes mehr vorhanden, genau eine Wärme, welche die Mitte zwischen der der anstoßenden Zimmer besitzt. Häufiger ziehen

sich aber mehre solche Uebergangszimmer, von denen immer eins wärmer als das vorhergehende ist, bis zu dem eigentlichen Bade. Die Reichern lassen schon hier wohlriechende Essenzen auf den Boden ausgießen. Der Körper fängt, zumal man sich hie und da längere oder kürzere Zeit aufhält, allmälig zu dunsten an.

Das eigentliche Badezimmer ist je nach seiner Bestimmung größer oder kleiner und hat nur, wenn es für die weniger Bemittelten bestimmt ist, einen bedeutenden Umfang, weil sich dann mehre zu gleicher Zeit des Badegenusses erfreuen. Trotz der großen in der Kuppel befindlichen Fenster herrscht hier am Tage eine beständige Dämmerung, die selbst des Abends bei noch so vieler Beleuchtung nicht verschwindet, da ein dichter Dampf das Zimmer ausfüllt und trotz der Abzugslöcher sich beständig so erneuert, daß sich dieselbe Beschaffenheit durch fortwährendes Aufgießen von Wasser bis zur späten Nacht erhalten kann.

Der Boden des Badezimmers ist meist mit prächtigen Marmorplatten belegt und hat nach der Mitte zu eine schief abfallende Neigung, damit das zu viel ausgegossene Wasser in einer daselbst befindlichen Rinne abfließen kann. Da sich die Heizung unmittelbar unter dem Boden befindet, so wird dieser allmälig so heiß, daß man ihn nicht mit bloßen Füßen betreten kann. An den Seiten befinden sich zwei oder vier Brunnen mit wärmerem und kühlerem Wasser, und nach Belieben kann sich der Badende mit dem einen oder dem anderen übergießen, um die Transpiration des Körpers zu vermehren. Die Reicheren lassen wohl auch den Boden mit wohlriechenden Essenzen bespritzen und in Privatbädern geschieht dieses fast immer.

Bei solchen Umständen öffnen sich nach wenig Minuten selbst die verstopftesten Poren und große Schweißtropfen erscheinen überall, besonders am Kopfe, auf dem Rücken und an der Brust, um bald regenartig herabzuträufeln. Mir

war es nie möglich, eine lange Zeit dieser hohen Temperatur ausgesetzt zu bleiben und wie der Orientale im Stande ist, eine volle Stunde lang den Schweiß in dichten Strömen am Körper herunterlaufen zu lassen, ist mir unbegreiflich. Aber außerdem wird die Oberfläche des Körpers noch mechanisch in Anspruch genommen, denn ebenfalls meistens in der Mitte des Badezimmers befindet sich eine pritschenartige Erhöhung, auf der sich der Badende der Länge nach ausstreckt, um sich der Bade-Gymnastik auszusetzen. Hier verhält sich der Badende nur passiv und überläßt sich freiwillig dem Gutdünken des Badedieners, der auf eine scheinbar barbarische Weise mit ihm verfährt.

Zuerst legt sich der Badende mit dem Gesichte nach oben und der Badediener ergreift die rauhen Badehandschuhe, um damit die eine Seite des Körpers zu frottiren. Hierauf kehrt sich der Badende um, so daß die Rückenseite nach oben kommt. Der Diener frottirt auch hier und springt dann plötzlich, wenn er damit zu Ende ist, mit beiden Füßen auf die Achseln, um nun das Auf- und Abrollen, das Kneten und Gelenkknicken zu beginnen. Während der eine Fuß feststeht, gleitet der andere mit dem Ballen an der einen Achsel herab und dieselbe Procedur wiederholt sich auf der anderen Seite. Auf gleiche Weise wird mit Armen und Beinen verfahren, ohne daß der Diener dem Badenden den geringsten Schmerz verursacht. Nun legt sich der letztere wiederum mit dem Gesichte nach oben und das Kneten der Glieder beginnt auf eine Weise, daß ein Jeder, der mit dem ganzen Vorgange nicht vertraut ist, glauben muß, sie sollten zerbrochen werden, ohne daß jedoch der Badende sich (wenigstens nach wiederholter Unterwerfung) unangenehm berührt fühlte. Es folgt hierauf das Ausrenken der Gelenke und zuletzt wird auch der Kopf in Arbeit genommen. Hierzu bringt der Hammamdschi einen großen Napf mit Seifenschaum und, indem der Badende sich in eine sitzende Stellung versetzt, faßt der erstere mit beiden Händen so

viel Schaum als möglich, um ihn auf keineswegs zarte Weise dem Kopfe einzureiben: ein Akt, der mir stets am Unangenehmsten war.

Die Hauptarbeit hat nun der Diener vollendet und er erfaßt einen Eimer mit lauem Wasser gefüllt nach dem anderen, um ihn über den Badenden auszuschütten. Hierauf wird das Haar (bei denen, die es sich nicht rasiren lassen) mit einer aus einem fetten Thone und gepulverten Rosen-, Veilchen- und Maiblumen-Blättern verfertigten Pomade, die den Namen Kil führt, von Neuem eingerieben. Nun erst kommt die Reihe an die Salbung des ganzen Körpers, und wie alle verweichlichten Völker Wohlgerüche über Alles lieben, so gibt auch der Moslim nicht weniger als der Christ große Summen dafür aus. Ist der Badende sehr vornehm, so läßt er, wie die alten Römer es thaten, sich Oele und sonstige Wohlgerüche von einem Bedienten in das Bad bringen und Rosenöl, daraus gebildete Salben und das Kaiser-Parfüm (Schah-Attar) sind die theuersten Stoffe. Für den Bart der Männer ist eine besondere Pomade aus Antimon, Wachs und einem wohlriechenden Oele angefertigt, vorhanden, während die Frauen ihr schönes, in Flechten oder Locken fallendes Haar mit einer Pomade ohne Antimon versehen. Auch die Augenbrauen werden durch ein schwarzfärbendes Mittel, was aus Antimon, Galläpfeln, Gummi und Wachs besteht und mit wohlriechenden Stoffen, besonders Moschus, versetzt ist, zu zwei aneinander gränzenden Bogen, die als besondere Schönheit betrachtet werden, vereinigt und selbst die Wimpern müssen sich verschönern lassen. Auch Schminke und zwar weiße, in Kugeln oder Pastillen, und rothe, zu der man baumwollenes Zeug in Zinnober taucht, gehört zu den nothwendigen Dingen einer noch so schönen türkischen Dame.

Wenn mehre dazwischen liegende Zimmer vorhanden sind, so geschieht die Salbung des Körpers wohl auch, wie bei den alten Römern, in einem solchen. In einzelnen

Bädern sind auch anstatt der Brunnen flache Bassins vorhanden und in diesem Falle setzen sich die Badenden oft in das ziemlich heiße Wasser. Bisweilen findet man auch kalte Brunnen in dem Badezimmer und der Badende läßt sich erst, bevor er weggeht, mit einem Eimer kalten Wassers übergießen.

Nach einer Stunde und mehr tritt der Badende in der Regel seinen Rückweg durch die allmälig kühler werdenden Zimmer an, aber in jedem hält er sich eine längere und kürzere Zeit auf. So oft er das eine verläßt, erhält er neue Tücher, in die er sich hüllt und bleibt in dem nächsten meist so lange, bis der auf Augenblicke durch die kühlere Temperatur zurückgetretene Schweiß von Neuem erscheint.

In dem Ankleide- oder Vorzimmer erhält er zum letzten Male trockene Tücher, in die er sich ebenfalls hüllt, um sich auf seiner Matratze niederzulassen. Aber noch kleidet er sich nicht an, da trotz der kühlen Temperatur immer noch Schweiß hervortritt. Vor Allem läßt er sich die Pfeife geben und trinkt dazwischen eine Tasse schwarzen Kaffee's nach der andern. Mehre Stunden bleibt er oft so sitzen und hält seinen Kehf, oder genießt der Reihe nach Scherbet, allerhand Süßigkeiten und Obst, bevor er endlich das Bad ganz und gar verläßt.

Da trotz der vielen Frauen, die oft in einem Hause sich vorfinden, keine einzige Hausfrau vorhanden ist, so liegt dem Herrn auch die Sorge für das Hauswesen ob, und er sieht sich unter den Sklaven nach dem um, der am Besten die Aufsicht übernehmen könnte. Dieser stellt nun nach unseren deutschen Begriffen im Mittelstande die Hausfrau dar und vertheilt die laufenden Geschäfte unter dem übrigen Sklavenpersonale. Doch bevor ich darüber weiter berichte, wird es gut sein, noch wenige Worte über die eigentliche Stellung und über das Verhältniß der Sklaven zu ihrem Herrn zu sagen. Daß der Sklav (Kjüleh, Kuleh, auch Esir, wenn er im Kriege erbeutet wurde) in der Türkei es durchaus nicht so schlimm hat, als man gewöhnlich anzu-

nehmen geneigt ist, habe ich schon gesagt, und in der Regel ist sein Loos viel besser, als das eines russischen Leibeigenen. Während dieser selbst im glücklichsten Falle eine unterwürfige Stellung einnimmt und in der Regel nie, weder für sich, noch für seine Kinder, die tröstende Hoffnung in seiner Brust hegen kann, dereinst einmal seine Freiheit zu erlangen, hat die mächtige Sitte in der Türkei den Gebrauch eingeführt, dem Sklaven, sobald er sechs bis neun Jahre treu seinem Herrn gedient hat, die Freiheit zu schenken. Wenn auch der russische Leibeigene seinen Herrn mit dem Worte Väterchen (Papinka) begrüßt, so ist dies eine mehr angewöhnte Redensart, die ebensoviel zu bedeuten hat, als wenn der Herr seinen Bedienten im Zorne Bruder (Brat) nennt und selbst mit dem Gebrauche des Wortes nicht bei Drohungen stehen bleibt. Der türkische Sklave gehört zur Familie und versteht er die Liebe seines Herrn sich zu erhalten, so wird er zu allen Familienangelegenheiten gezogen und ißt nicht selten mit seinem Herrn. Die Fälle sind, besonders in der Provinz, gar nicht selten, wo ein tüchtiger, geweckter Sklav mit der Freiheit zu gleicher Zeit die Tochter seines Herrn zur Frau bekommt und an den Geschäften desselben als Schwiegersohn Theil nimmt. Umgekehrt erhält oft die schöne Tochter eines Sklaven vom Herrn eine sorgfältigere Erziehung, und bewahrt sie sich dabei ein reines, gutes Gemüth, so wird sie, herangebildet, dem eigenen Sohne zur rechtmäßigen Frau gegeben. Der Vater weiß, daß sein Sohn bei den geringen Ansprüchen einer niedrig geborenen Frau glücklicher wird, und daß diese von Dank durchdrungen stets bemüht ist, der Freiheit und der besonderen Ehre, als wirkliches Glied in der Familie aufgenommen zu sein, sich möglichst würdig zu machen. Ein Beispiel, wo in Rußland die Tochter eines Edelmanns einen freigegebenen Leibeignen heirathet, würde als unerhört verschrieen werden. Ich kenne selbst in Rußland Deutsche, die in der Bildung hoch stehen wollten, denen aber schon

die Gleichstellung des Bauern mit jedem anderen Unterthan als Unding, ja sogar als unmöglich erschien und die einen solchen Zustand sich auf keine Weise denken konnten. Der vornehme und freie Türke ist gar nicht der Meinung, daß er aus einem besseren Teige geformt wäre, als der Bauer oder der Sklav, wie in der Regel der vornehme Russe und selbst hie und da ein deutsches Jünkerchen, sondern er glaubt sich nur stärker und dadurch mächtiger. Er meint, daß Gott vor dem Beginne seiner Religion zum letzten Male einen Propheten zur Besserung der Menschen auf die Erde gesendet habe, und wer nun fortwährend auf seinen irrigen Ansichten verharre und den Segnungen einer reinen Gotteslehre nicht theilhaftig werden wolle, hätte sich es selbst zuzuschreiben, wenn er von Gott den Rechtgläubigen zu dienen bestimmt würde. Christen sind ihm, wie die Anhänger des Buddha, Götzendiener, und es ist dem Moslim gar nicht zu verargen, da er täglich sieht, wie Christen der morgen- und abendländischen Kirche anderen Menschen, wenn sie auch noch so tadelhaft auf der Erde gelebt haben, göttliche Ehre erweisen. Daß Jemand als Sklave geboren, ist zwar nicht sein Verschulden, aber das unabänderliche Schicksal hat es gewollt und gegen das Schicksal kann der schwache Mensch nicht grollen. Des Schicksals Wille (Kißmet) erhebt den Türken über manche Unannehmlichkeit im menschlichen Leben, und der Glaube an ein bestimmtes Geschick hat ihm in allen Unglücksfällen jene Ruhe verliehen, durch die er sich in der Geschichte stets ausgezeichnet hat. Die größten Körperschmerzen, das gräulichste Unrecht und die bitterste Kränkung erträgt er mit stoischem Gleichmuthe, und ohne Murren ergriff er früher die seidene Schnur, die der Großherr ihm gesendet, um mit dem Ausrufe: „Kißmet“ sich selbst damit den Tod zu geben.

Der Herr hat das Recht über Tod und Leben des Sklaven, aber wiederum läßt ihn die Sitte (Adet), dieses wichtige ohne Buchstaben vom Vater zum Sohne

sich vererbende Gesetz, mehr als alle menschliche Satzungen von seinem Rechte nur selten Gebrauch machen. Streng verbietet aber das heilige Gesetzbuch, einen Sklaven zu verstümmeln, und vor Allem dürfen die edelsten Sinne, die Augen, und die Hände auf keine Weise durch Schlagen unfähig gemacht werden. Geschieht dies, so hat der Sklave das Recht zur Klage, und sein grausamer Herr muß den Unglücklichen sein ganzes Leben hindurch erhalten, ohne noch einen Gegendienst verlangen zu dürfen. Nicht selten kommt es vor, daß Sklaven, besonders weiblichen Geschlechts, sich bei einem Herrn nicht gefallen und selbst alle Liebkosungen desselben von der Seite weisen. Menschlicher, als man einem Türken zutrauen sollte und darin oft den civilisirten Europäer beschämend, handelt er gegen ein solches ihm widerstehendes Mädchen, und vielleicht ohne nur ein Mal Strenge in Anwendung gebracht zu haben, übergibt er es von Neuem dem Sklavenhändler, von dem er es wenige Wochen vorher in Kauf genommen, um es an einen glücklicheren Mann verkaufen zu lassen.

Der Sklave ist nach türkischen Rechts-Prinzipien keine Sache, sondern er erfreut sich stets gewisser Rechte, auch im öffentlichen Leben. In nöthigen Fällen kann er Zeugniß, und selbst gegen seinen Herrn abgeben, und seiner Aussage wird im Gerichte oft gleicher Glauben, wie einem Freien, beigemessen. Er darf mit seinem Herrn einen Kontrakt abschließen, und der Herr kann dann vom Gerichte gezwungen werden, ihn einzuhalten und zu erfüllen. Es steht dem Herrn frei, jeder Sklavin seine Zuneigung zu schenken, aber, wie schon gesagt, keine braucht sie anzunehmen. Erfreut sie sich aber seiner Gunst und tritt sie als Geliebte (Kadün) ein, so ist sie an und für sich frei und aus der Klasse der Dienenden geschieden. Vermag sie ihn nach einer oder einigen Umarmungen nicht weiter zu fesseln, so bleibt sie zwar Dienerin, mit der Geburt eines Kindes erhält sie aber ihre Freiheit und wird Kjül-Chalik genannt.

Wenn das Gesetz den Sklaven zum Eigenthume des Herrn macht, so gestattet es doch dem Erstern, sich ebenfalls Eigenthum zu verschaffen, und dieses fällt nur dann dem Herrn als Erbtheil zu, wenn der Sklave kinderlos stirbt. Es sind die Fälle nicht selten, wo Sklaven sich verbindlich machen, dem Herrn eine bestimmte Geldsumme zu verschaffen, und dagegen ihre Freiheit erhalten. Oder sie unterziehen sich einem wichtigen und schwierigen Geschäfte, nach dessen glücklicher Beendigung sie ebenfalls die Freiheit erlangen. Der vorher abgeschlossene Kontrakt hat volle Rechtskraft. Wie in Petersburg, Moskau und sonst in Rußland Leibeigene sich mit Erlaubniß des Herrn dem Handel widmen und oft bei humaner Behandlung des Väterchens sich großes Vermögen erwerben, ohne sich aber die Freiheit erkaufen zu können, so gibt es auch in der Türkei, wenn auch seltener, handeltreibende Sklaven (Mesun), die ebenfalls bei Geschick und Fleiß zu Vermögen kommen, sich aber freudig der Hoffnung hingeben dürfen, damit ihre volle Selbstständigkeit zu erhalten. Oft zahlt ein solcher Sklave seinem Herrn nur den Preis, den er ihm gekostet, zurück.

Noch häufiger werden Sklaven nach einem freudigen Ereignisse und vor Allem nach der Geburt eines, vorzüglich des ersten Knaben freigegeben, bleiben aber nicht selten in der Familie, treu bis zum Tode ihr anhängend. Es bildet sich dann derselbe patriarchalische Zustand aus, den wir aus den heiligen Schriften kennen. Das Gesinde erfreut sich einer gemüthlichen Theilnahme von Seiten der Herrschaft, wie wir es fast nur noch in Holland vorfinden.

Der Moslim macht, trotz seines Glaubens an das unerbittliche Fatum, doch häufig Gelübde (Adak), und auch hier werden diese fast immer zu Gunsten des Sklaven abgeschlossen. Ist der Herr selbst oder eine seiner auserwählten Geliebten von einer schweren Krankheit betroffen, so verspricht der fromme Moslim nicht selten seinem Gotte, ein gutes Werk, das bisweilen in der Freilassung eines oder

mehrer Sklaven besteht, zu begehen, sobald die Genesung eintritt. Oder er erwartet die Geburt eines Kindes und wünscht sich einen Sohn, mit dessen Erscheinen er treu das früher gemachte Gelübde hält. Der Kaufmann sendet bisweilen eine große Karawane nach entfernteren Gegenden ab und die glückliche Heimkehr verspricht ihm reichlichen Gewinn. Da begibt er sich in sein Gotteshaus und gelobt an heiliger Stätte die Freilassung eines oder mehrer Sklaven, wenn seine Bitte in Erfüllung geht. Bisweilen zieht ein Sklave selbst mit hin nach dem fremden Lande, und bringt er die Karawane glücklich wiederum daheim, so erhält er die versprochene Freiheit. Man nennt einen solchen Sklaven Mutebber, und nicht selten wird er schon als Gast (Musafir) betrachtet. Die Fälle, wo ein solcher Sklave das erhaltene Zutrauen seines Herrn gemißbraucht hätte, sind kaum vorhanden, und nicht die Lockung des größten Gewinnes vermag ihn zur Untreue zu verleiten. Liegt die Zeit der Erfüllung aber noch fern, so steht bis zu dieser dem Herrn frei, nach seinem Willen mit dem Sklaven zu verfahren. Er kann ihn verkaufen, aber der Kauf dauert nur bis auf die Zeit der Erfüllung, und deßhalb wählt man lieber den Weg des Vermiethens, nachdem es einem anderen Herrn freisteht, sich bis zu der bestimmten Zeit des Sklaven zu einer gewissen Beschäftigung zu bedienen.

Am Unglücklichsten sind in der Türkei die Sklaven, die schändlicher Eigennutz auf der einen und thierische Leidenschaft auf der anderen durch völlige Entmannung so verstümmelte, daß der edelste Beruf des Mannes, Haupt einer eigenen Familie zu sein, zur Unmöglichkeit wurde. Und wiederum ist der große Sklaven-Jäger Mehemed-Ali fast nur noch der einzige Kaufmann, der das weite Konstantinopel mit solchen traurigen Subjekten versieht. Eine Verordnung des verstorbenen zweiten Mahmud verbietet wenigstens in Betreff der weißen Menschen, die Schändlichkeit in Ausführung

bringen, und so haben die weißen Eunuchen jetzt in der Hauptstadt des türkischen Reiches einen enormen Preis. Der unglückliche Neger, bei dessen Namen auch Engländer, Franzose und Spanier erröthen müssen, und dem fast nur der Deutsche noch fest in die Augen blicken kann, wird aber fortwährend körperlich und oft auch geistig seiner Männlichkeit, des größten Stolzes des Mannes, beraubt, um die Buhldirnen des Großherrn und seiner Würdenträger gegen leichtfertige Uebertretungen zu hüten. Der Türke rechnet sie gar nicht mehr zu dem männlichen Geschlechte, sondern weis't ihnen eine Stelle unter den Frauen an. Nur ungern belegt er sie mit ihrem wahren Namen Chadima, sondern nennt sie lieber Chanüma, ein Wort, was unserm „Weibling" am Meisten entspricht, oder Lala, d. h. Wächter. Zum Hohn erhalten sie auch den Namen Agha, d. h. Herr und bringen nicht selten im Harem die Bedeutung des Wortes zum Schrecken aller Frauen in Ausführung. Ein Glück für das türkische schöne, aber doch unglückliche Geschlecht, wenn ein solcher Wächter ihrer vermeintlichen Ehre mit dem Verluste seiner Männlichkeit auch geistig entmannt erscheint, und gleich einer Maschine nur vor der Thüre steht, um jedem Fremden das Eintreten zu verbieten. Während seine Sinne stumpf werden, wird nur der eine, der des Geschmackes, in seiner Thätigkeit erhalten, und gute Speisen sollen ihn für die übrigen weltlichen Genüsse entschädigen. Wenn er aber ob des schrecklichen Verbrechens, das seine Mitmenschen an ihm begangen, im Herzen ergrimmt und Haß und Bitterkeit gegen alle Geschöpfe, die Gott einst ihm gleich auf die Erde gesetzt, in seiner Brust sich tief eingegraben haben, dann wehe den armen Frauen und selbst ihrem Herrn, denn er vergiftet mit teuflischer Bosheit die gewöhnlichsten und unschuldigsten Freuden!

Während jeder andere Sklave mit Freudigkeit in eine schönere Zukunft blicken darf und der Hoffnungsstern der Freiheit, wenn auch noch so fern, doch im sanften Lichte

ihm entgegenschimmert und die traurige Gegenwart ihm ertragen hilft, so liegt dem Eunuchen eine gleichgültige Zukunft vor. Nicht mehr, als die Gegenwart darbietet, kann ihm die Zukunft geben. Einsam und keines Menschen Freund verlebt er einen Tag wie den anderen, und gleich dem Viehe bleibt ihm nur die Stunde des Essens als geringer Ersatz für jede andere Freude. Oft ist das Lager ihm vor der Thüre einer der Frauen aufgeschlagen, aber stumm bleiben seine Gefühle, und sein Herz schlägt nicht schneller, wenn sein glücklicher, aber grausamer Herr das Zimmer seiner Lust heimsucht. Täglich wird er älter und scheidet endlich unbeweint aus dieser Welt, die nicht betreten zu haben, ihm besser gewesen wäre.

Ueber das ganze Hauswesen im Selamluk führt des Herrn Stellvertreter, der Kjaja, denn dieses bedeutet das Wort, die Aufsicht. Ihm liegt es ob, für alle Bedürfnisse zu sorgen und das übrige Sklaven-Personal gehörig zu beschäftigen. Häufig ist er ein Freigelassener, bisweilen auch, vorzüglich bei den höchsten Würdenträgern, ein Freigeborener. Entweder besitzt er selbst soviel Geld im Vermögen, um die laufenden Ausgaben zu decken, oder er erhält von seinem Herrn eine bestimmte Summe, über die er später Rechenschaft gibt. Gewöhnlich findet diese am ersten Tage eines neuen Monates statt und sonderbar ist es, daß nicht nach einer größeren Geldsorte, wie bei uns nach dem Thaler, gerechnet wird, sondern alle Ausgaben für sich und selbst die Summe in der niedrigsten Geldsorte, den Paras, deren zwei erst einen Pfennig ausmachen, aufgeschrieben sind. Der Türke liebt in Allem das Großartige, oder vielmehr, er ist recht kleinlich und glaubt, eine nur einer Zahl bedürfende Summe sei seiner Ehre zuwider. Hat einer seiner Diener ihm für einen Beutel, der 500 Piaster enthält und ohngefähr 30 preußische Thaler beträgt, vielleicht einen Pelz gekauft, so tritt er mit der pompösen Summe von 20,000 Paras auf. Ein mittelmäßiger Hausstand kann schon im Jahre von

einer Million Ausgaben sprechen, und doch sind diese erst 1,500 unserer preußischen Thaler am Werthe gleich.

Statthalter von Provinzen und Lehngauen (Paschaliks, Sandschaks und Kasas), besonders wenn sie noch die Steuern gepachtet haben, und die hohen Würdenträger in der kaiserlichen Residenz haben ihren besonderen Schatzmeister (Chasnedar), und dieser ist entweder selbst ein Armenier oder steht mit einem Kaufmanne dieses Volks, der dann den eigentlichen Banquier (Sarraf) darstellt, in genauer Verbindung. Ihm liegt es ob, die Geldbedürfnisse seines Herrn auf irgend eine Weise zu befriedigen, und ebenso oft wird der Letztere in der Türkei von diesen habsüchtigen Leuten betrogen, wie der russische Große von seinem Haus- und Hofmeister. Aber auch ein besonderer Sekretär (Kjatib) steht zu seiner Verfügung, und das gelehrte Ansehen, was diesem das Schreibzeug im Gürtel verschafft, geht auch auf den Herrn über.

In einem einigermaßen wohlhabenden Hausstande müssen soviele Sklaven wenigstens vorhanden sein, als es verschiedene Geschäfte gibt, und außerdem sind noch besondere Bediente (Chidhmetdschi, Chidhmetkiar) für die Befehle des Herrn und Diener (Haiwas) für allerhand niedrige Arbeiten im Hause nothwendig. Wer dem Herrn die Pfeife stopft, oder ihm das Wasser zum Waschen vor den Gebeten reicht, reinigt kein Kleid und hilft nicht in der Küche. Unsere reichsten Familien würden nach türkischen Begriffen immer noch schlecht bedient sein. Nächst dem Stellvertreter des Herrn und dem Schatzmeister gehört die Stelle des Haushofmeisters, der bei minder Reicheren gewöhnlich den Stellvertreter vertritt, und des Ceremonienmeisters zu den wichtigsten. Beide sind oft von Freigeborenen eingenommen und werden Aghalar, d. h. Herren, genannt. Der Erste führt seinen Namen Ihram-Aghaßi nach den schönen sammetnen oder seidenen und mit Goldfransen besetzten Decken (Ihram), die zur Zierde über den Erhöhungen liegen, und

bei dem Letzteren zeigt der Name Selam-Aghaßi, d. h. Gruß-Herr, seine Beschäftigung an. Er hat dem Herrn die Gäste oder Fremden anzumelden, und ihm liegt es nach der strengen türkischen Etikette ob, diesen so weit als nöthig entgegen zu gehen, oder auch entgegen zu reiten und sie dann bei seinem Herrn einzuführen. Der Haus- und Hofmeister besorgt, in der Regel von einem oder mehren anderen Sklaven begleitet, die Einkäufe und vor Allem die der Lebensmittel. Den beiden genannten Dienern nur wenig untergeordnet ist der Garderobemeister (Kaftan-Aghaßi), denn unter seiner Obhut steht die oft kostbare und theure Kleidung seines Herrn. Er kauft auch die nöthigen Kleider ein und besorgt selbst im Auftrage die Geschenke für die schönen Bewohner im Harem. Die Aufsicht über alle Arten Tücher, besonders für die gemeinschaftlichen Servietten (Maghramah), hat ein anderer Diener, der den Namen Maghramahdschi führt.

Diesen Dreien zwar nicht untergeordnet, aber auch nicht im Range gleichgestellt, sind der Barbier und der Koch, und beide tragen in der Regel, wenn auch Niemand ihres Gleichen unter ihnen steht, den Beinamen eines Hauptes oder Chefs ihrer Zunft. Der Berber-Baschi (d. h. das Haupt der Barbiere), der täglich eine längere Zeit um seinen Herrn verweilt, übt oft einen mächtigen Einfluß über diesen aus, besonders wenn er jung und anspruchsvoll erscheint und seine Verschönerungskunst mit Glück entfaltet. Denn es ist der Barbier, wie ich schon gesagt habe, auch Parfümeur (Miskdschi) und trägt immer für die von den Orientalen beliebten Wohlgerüche Sorge. Auch im Harem buhlt man, ohne ihn vielleicht nur ein einziges Mal gesehen zu haben, um seine Gunst, um allerhand Seifen, Oele, Schminken u. s. w. zu erhalten. Der Barbier schneidet auch die Nägel ab, oder es ist wiederum ein besonderer Diener als Nägelabschneider (Tirnakdschi) vorhanden. Der Koch (Aschdschi-Baschi) imponirt, ohne viel

um seinen Herrn zu sein, mehr durch sein Geschäft und hat in der Regel zahlreiche Sklaven, die ihn alle nach seinem Wunsche unterstützen müssen, unter seinem Befehle. Auch der Kellermeister (Kjelardschi), der Aufseher über die Vorrathskammer, ist seinem Willen unterthan, während die Tafelbedienung, die Sofradschi, den Anordnungen des Haus- und Hofmeisters oder des Stellvertreters Folge leisten.

Vom Koch verschieden, aber mit ihm gleichen Ranges, ist der Verfertiger des Kaffee's, der Kahwehdschi, und er besitzt ein besonderes Zimmer mit einer Art Kamin (Kahweh-Odschak), in dem er das bittre Getränk verfertigt, es aber in der Regel durch einen anderen Diener präsentiren läßt.

Der Tabak verlangt in einem einigermaßen gut eingerichteten Hause zwei Diener, und von diesen hat der eine für die Pfeifen (Tschibukdschi) und der andere für das Material (Tütündschi) zu sorgen. Raucher von Profession wissen wohl besser, als ich, dem die Wissenschaft von dem Wohlgeschmacke des Tabaks abgeht, wieviel Zeit ein großer Rauchapparat, um ihn in Ordnung zu erhalten, verlangt, zumal in der Türkei, wo der Raucher noch weit subtiler ist.

Während der Garderobemeister die Aufsicht über Kleidung und sonstige dieser entsprechende Effekten führt, liegt dem Sarükdschi ob, den Herrn während des Anziehens zu unterstützen. Seine Kunst bestand früher hauptsächlich in der Verfertigung des Turbans (daher auch der Name nach dem langen Streifen [Sarük], mit dem er umwunden wurde), und die künstliche Umwindung des Bundes verlangte in den älteren Zeiten das ganze Geschick eines Dieners. Für die vielen Waschungen ist ebenfalls ein besonderer Diener vorhanden, und er heißt Elßuiweren, d. h. der Wasserreichende.

Den Thürsteher (Kapudschi) habe ich schon oben genannt.

Die Pferde haben wiederum ihre besonderen Diener (Seïs), die sich nur mit deren Pflege und Wartung abgeben und ebenso beschäftigen sich wiederum andere (Arabadschi) mit dem plumpen, mit Schnörkeln reichlich verzierten und von geputzten Ochsen gezogenen Wagen. Da diese oft so breit sind, als die engen Straßen, so geht ein Diener mit der Peitsche (Karbasch) vornweg und macht Platz, ein zweiter lenkt die langsam einherschreitenden Thiere, während ein dritter (meist ein Eunuch) auf dem Wagen sitzt und den Zügel führt. Tief verschleiert kauern die Frauen auf dem Wagen, und oft wird das Gestell noch mit Tüchern behängt, um sie auf jeden Fall den neugierigen Blicken zu entziehen.

Früher liebten die türkischen Herren, wie die europäischen der vorigen Jahrhunderte, auch Falken zur Jagd, und in den Provinzen, besonders bei den Thalherren (Derebei) in Kleinasien und Pontus, findet man sie noch. Ein solcher, östlich von Trebisond wohnhaft, erhielt sich durch alljährige Uebersendung mehrer Falken an seine Gönner in Konstantinopel fortwährend deren Gunst. Hunde zur Jagd liebt der Türke im Allgemeinen nicht, und nur einzelne Würdenträger haben sich durch Europäer an die Sitte mit Hunden zu jagen gewöhnt. Sie verlangen dann ebenso gut wie die Falken, ihre Bedienung und den Tasüdschi (Hundewärtern) liegt die Abwartung der Jagdhunde (Tasü), wie die der Falken (Schahin) dem Schahindschi (Falkenwärter) ob.

So wenig als der Türke und überhaupt der Orientale ein musikalisches Talent genannt zu werden verdient, so liebt er doch wie der Perser und Afghane die Nachtigall und ihre Gesänge. Wie in vielen Liedern die Rose (Gül) als die Königin der Blumen gefeiert wird, so trägt die einfache Nachtigall (Bülbül) unter allen Vögeln den Sieg davon, und der Nachtigallenwärter (Bülbüldschi) durfte früher in keinem wohlhabenden Hausstande fehlen. Auch

der bunte Papagei (Tütü) erlangte, von den Europäern nach Konstantinopel gebracht, wegen seiner grellen Farben allgemeinen Beifall, und ein Tütüdschi hatte die Aufsicht über den plumpen Vogel mit seinem prächtigen Gefieder.

Endlich besitzt auch jeder nur einigermaßen wohlhabende Türke einen Lustgarten (Baghdsche) und wo möglich darin ein Landhaus, Jalli (Jas Ewi), aber auch für den eigenen Gebrauch einen Gemüsegarten, Bostan. Zur Besorgung beider sind gewöhnlich Bulgaren oder Griechen in seinem Dienste. Nicht Bostandschi, wie die Aufseher der kaiserlichen Gärten heißen und eine Art Leibwache, von Suleiman dem Großen errichtet, bilden, sondern Baghdscheban heißen die Gärtner.

Im Harem bekümmert sich der Herr mehr um die Bewohner, besonders wenn er nicht so reich ist, um sich Eunuchen zu halten. Einer der Letzteren ist wiederum der Stellvertreter des Herrn und führt den Namen Harem-Kjajaßi. Kann sich der Herr des Hauses keine Eunuchen kaufen, so tritt eine ältere, meist ererbte Frau als Kjaja Kadün an dessen Stelle. Die Aufsicht über die Kinder erhält in der Regel eine bejahrte Negerin, Daja genannt, während später für die Knaben ein besonderer Hofmeister (Dada), im Harem ein Eunuche, im Selamluk ein weißer Sklave ernannt wird. Außerdem erhält er auch einen Religionslehrer (Chodscha). Der Eunuch besorgt in der Regel kein wirkliches, seine Hände in Anspruch nehmendes Geschäft, und alle Arbeiten im Harem fallen den weiblichen Sklaven anheim. Da aber diesen die Bereitung der Speisen keine Sorge macht, so liegt ihnen nur ob, die Zimmer in Ordnung zu erhalten und ihre Gebieterinnen zu putzen.

Ich gehe nun zu den Beschäftigungen eines Hausstandes über, und da sich zunächst Alles um den Herrn desselben dreht, so spreche ich hier vorzüglich von der Weise, wie der Türke und besonders der Vornehme seinen Tag verlebt. Daß ich

dabei weder auf seine staatlichen, ökonomischen und kaufmännischen noch auf die sonstigen dem öffentlichen Leben angehörigen Beschäftigungen Rücksicht nehmen kann, versteht sich von selbst; nothwendig ist es aber, daß ich zuvor wenige Worte über die türkische Zeitrechnung sage.

Der Türke beginnt seine Zeitrechnung mit der Flucht Mohammeds aus seiner Vaterstadt Mekka nach Medina, im Jahre 622, als der Zeit, wo er entschieden mit seiner Religion aufgetreten war. Es würde für uns nun ein Leichtes sein, durch den Zusatz dieser Zahl zu dem angegebenen Jahre die christliche Rechnung zu finden, wenn der Türke sein Jahr (Jül) nicht auf zwölf Umläufe des Mondes um die Erde gesetzt hätte. Es fehlen bei dieser Rechnung noch etwas über elf Tage, bevor die Erde den weiten Weg um die Sonne zurückgelegt hat und eins unserer Jahre oder ein Sonnenjahr vergangen ist. Die Rechnung wird nun noch um so schwieriger, da die zwölf Umläufe etwas mehr als 354 Tage betragen, und in einer 30jährigen Periode es noch elf Schaltjahre gibt, die also 355 Tage haben; deßhalb müssen bei der Reduzirung eines türkischen Jahres auf ein christliches immer noch die 11⅓ Tage in Rechnung gebracht werden. Die zwölf Monate haben abwechselnd 29 und 30 Tage, die Tage aber wie bei uns 24 Stunden. Ein solcher Zeitabschnitt von 24 Stunden heißt in der feinern türkischen Sprache Jjun, gewöhnlich aber Gün und wird in einen hellen, von der Sonne beschienenen (Jjun oder Gündüs, also ganz in der Bedeutung unserem Worte Tag entsprechend) und einen dunkeln Theil (Gedscheh) geschieden. Nicht wie bei uns beginnt in der Türkei der Tag mit Mitternacht, sondern mit dem Augenblicke, wo die Sonne unter den Horizont getreten ist, fängt ein neuer Tag an, und der Türke nennt den Zeitpunkt, den wir als Sonnenuntergang bezeichnen, mit dem Namen Günesch Batmaßi, Gün Batmaßi. Die Uhr wird auf 12 gestellt, und es entsteht für alle dergleichen Instrumente bei

der genauen Tageseintheilung die große Unannehmlichkeit, daß mit jedem Tage die Uhr von Neuem anders gestellt werden muß. Während die Bewohner eines Dorfes, welches auf einem Berge liegt, oft noch eine Viertelstunde im alten Tage leben, ist in dem Thale schon lange ein neuer eingetreten, und wenn in dem letzteren alle Gläubige ihre Gebete bereits verrichtet haben, beginnen erst die Andächtigen der Höhe. Ebenso unbestimmt fällt nun auch die türkische Mitte des Tages, die auch weiter gar nicht berücksichtiget wird. Unser Mittag, an dem die Sonne im Zenith steht, also ihren höchsten Punkt am Himmel erreicht, hat aber eine Bedeutung für den Türken und heißt Üleh (Oileh) oder Ülen, und ebenso wird die ächte Mitternacht als Gedscheh-Jarüßi, d. h. Nacht-Hälfte, unterschieden. Seiner Tagbestimmung zuwider nennt jener den Abschnitt von Mitternacht bis Mittag Sabah, d. h. Morgen, und man begrüßt sich in dieser Zeit mit „Sabah hair usun (olsun), d. h. guten Morgen (eigentlich der Morgen gut sei)". Der Abschnitt von Mittag bis Mitternacht heißt bei ihm Achscham, d. h. Abend, und der Gruß ist nun „Achscham hair usun (olsun), d. i. guten Abend". Man nennt wohl auch den hellen Theil des Morgens: Kuschluk, ein Wort, was demnach unserm Vormittag entspräche, und den Kampf des Lichtes mit der Nacht oder die Morgendämmerung: Selagh, die hellere Zeit des Nachmittags hingegen bis ohngefähr zwei Stunden vor Sonnenuntergang: Ikindi. Eigentlich bedeutet dieses Wort, von iki, d. i. zwei, abgeleitet, die Zeit, wo ein Gegenstand einen doppelt so langen Schatten wirft.

Wenn der Moslim allen den Vorschriften seiner heiligen Bücher nachkommen will, so wird soviel Zeit in Anspruch genommen, daß ihm zu anderen Geschäften wenig übrig bleibt. Dadurch wird es schon nothwendig, daß Christen unter den Rechtgläubigen wohnen und für diese arbeiten. Mohammed kannte nur seine Araber der Wüste,

die, ohne Ackerbau zu besitzen, ein müßiges und herumschweifendes Leben führten und, mit ihren Viehheerden beschäftigt, ihre Zeit in Trägheit und Müßiggang zubrachten, und glaubte deßhalb durch die fünfmaligen Waschungen des Tages, denen jedes Mal ebenso lang dauernde Gebete nachfolgen, seine Landsleute einigermaßen zu beschäftigen und von anderen Dingen abzuhalten. Hätte er Ackerbauer vor sich gehabt, so wäre er gewiß mit der Zeit seiner Anhänger sparsamer umgegangen. Der Rechtgläubige sollte vielleicht auch nur nach ihm die edeln Geschäfte des Menschen „Beten und Herrschen" ausüben, und den Halsstarrigen, die dem alten Glauben treu geblieben, wurde die saure Arbeit im Felde und sonst im Hause zugewiesen.

Mit Tages-Anbruch Sab'ah Olma, also wenige Minuten vor Sonnenaufgang (Günesch-Doghmaßi, Gün-Doghmaßi) erscheint der Gebetabrufer (Chodscha, d. h. eigentlich Lehrer, gewöhnlich aber bei uns mit dem arabischen Muedsin, Muessin, bezeichnet) auf dem höchsten Umringe des Thurmes (Minareh), wendet sich zuerst nach Süden der heiligen Stadt Mekka zu und ruft mit zugemachten Augen und die Hände zur Vermehrung des Schalles vor den Mund haltend, mit feierlicher Stimme „Gott ist groß," oder „Gott ist Gott und Mohammed sein Prophet! Erhebet euch ihr Gläubigen vom süßen Schlummer, denn Gebet ist besser denn Schlaf". Dieselben Worte wiederholt er nach den übrigen drei Himmelsgegenden. Ich muß hier bemerken, daß der Moslim den Gebrauch der Glocke zum Gebetrufen für gotteslästernd ansieht; aus diesem Grunde begibt sich ein besonderer Priester auf einen hochgelegenen Ort, wenn kein Thurm vorhanden ist, um mit lauter Stimme die Glocke zu vertreten. Mit dem Rufe des Chodscha erhebt sich der Rechtgläubige von seinem Lager und beginnt die erste der außerdem noch viermal zu wiederholenden Waschungen (Abdeß, Abdest); heut zu Tage hingegen und besonders in Konstantinopel, wo man

sich den Glauben bequemer gemacht hat, sagt der Moslim sogleich sein Morgengebet und legt sich dann wieder hin. Nur der arme Mann, sowie der Handwerker und der wenig begüterte Kaufmann, bleibt munter und geht seinem Geschäfte nach.

Die Waschungen unterliegen, als eine kirchliche Ceremonie, einer bestimmten Vorschrift, und darnach kauert sich der Rechtgläubige auf den Boden nieder. Der Elßui-Weren, d. h. der wasserreichende Diener, kommt mit einem metallenen Kruge, den Wasserflaschen aus der Rokokozeit ähnlich geformt und Ibrik genannt, und gießt über einem ebenfalls metallenen, meist kupfernen Waschbecken (Lejen) das Wasser, was in diesem Falle Elßui, d. h. Handwasser, genannt wird, über die Hände seines Herrn. Die Vertiefung des Waschbeckens ist durch ein metallenes Sieb geschlossen, damit das schmutzige Wasser, stets nach unten abfließend, den Augen entzogen wird. Die Mitte des Siebes hat auch eine konkave Erhöhung, ebenfalls aber durchlöchert und in diese wird, wenn es nothwendig ist, Seife gelegt. Bei dieser ersten Waschung der Morgendämmerung, die darnach auch den Namen Selagh-Abdeß genannt wird, wie bei jeder anderen reibt der Andächtige seine Hände mehrmals ineinander und läßt dann, den Vorderarm in die Höhe gestellt und auf dem Ellenbogen ruhend, das Wasser von der Hand aus daran herunterlaufen. Nun geht er mit den hohlen und mit Wasser gefüllten Händen ins Gesicht und wäscht sich vor Allem die Augen aus. Ist er damit fertig, so faßt er seinen Bart und streicht an diesem herunter, um darauf den nackten Theil hinter den Ohren zu waschen. Zuletzt hebt er die Nachtmütze oder den Fes auf und geht mit den Händen vom Scheitel nach der Stirne. Die Armwaschung wiederholt sich zum zweiten Male, und dann erst kommt es an die Fußwaschung, wo die Richtung vom Kniee nach dem Fuße geschieht, um endlich der dritten und letzten

Armwaschung Platz zu machen. Nach dieser schlenkert er beide Hände vor sich hin, erhebt sich von seiner zusammengekauerten Stellung und trocknet an einem langen, oft an beiden Enden mit Blumen verzierten Handtuche (Habluh, Jüs-Peschkiri) alle naßgemachten Theile ab.

Gleich nach der Waschung folgt das Gebet (Namas). Ein Bedienter hat den Gebetteppich mit seidenen Fransen (Ischlemah-Sedscheda), oder wenn dieser nur für die Zeit nach Tisch bestimmt ist, einen kleineren ohne Fransen (Kuschluk-Sedscheda) dicht vor die Gebetnische (Kuwleh, Kibla) ausgebreitet. Auf sein nördlich liegendes Ende und mit dem Gesichte nach Süden gewendet tritt nun der Herr des Hauses mit einer Verbeugung nach Rechts, wo der eine Schutzengel ihn stets zum Guten ermuntert, und einer Verbeugung nach Links zum Engel, der alle seine bösen Thaten aufzeichnet, und beginnt, leise vor sich hinmurmelnd, sein Gebet in den nöthigen sieben Stellungen. Fünf und sieben sind die heiligen Zahlen der Moslimen, denn sieben Geister standen dem Schöpfer in den Tagen des Werdens bei und den siebenten Tag erst war die Welt vollendet. In ihr wurden sieben Himmel und sieben Planeten erschaffen. Sieben Meere umfließen die bewohnte Erde, auf der sieben Farben sich abspiegeln und in der sieben Metalle verborgen liegen. Während jeder Stellung spricht der Moslim ein Gebet. Die erste beginnt damit, daß er die Hände mit halb geöffneten Fingern auf beiden Seiten des Kopfes anlegt, doch so, daß der Daumen auf den unteren Theil des Ohres zu liegen kommt. Dann legt er mit zur Erde gesenkten Augen beide Hände auf dem Schooße übereinander und zwar die Rechte über die Linke, und beugt hierauf, die Hand mit den halb geöffneten Fingern auf die Kniee gestützt, den Oberkörper wagerecht vor. Nun erhebt er sich, läßt sich aber sogleich auf beide Kniee nieder und neigt sein Haupt, indem er sich mit beiden Händen auf die Erde

stützt, bis auf den Boden, so daß Zähne, Nase und Stirn denselben berühren. Er erhebt den Oberkörper wieder von der Erde und, auf den Fersen sitzend, betrachtet er die ausgespreizten Finger seiner Hände, an die zehn Gebote denkend. Von Neuem beugt er den Kopf wie früher zur Erde und steht auf, die Hände auf dem Schooße übereinander legend. Nun murmelt der Gläubige sein Glaubensbekenntniß vor sich hin und verbeugt sich rechts und links zu seinen ihn stets begleitenden Schutzengeln, um endlich von dem Teppiche abzutreten, den der Diener darauf wiederum zusammenrollt. Diese sieben Stellungen bilden einen Rikat, und mehre solcher Rikate machen erst ein volles Gebet aus. Dieses erste Gebet führt ebenfalls den Namen nach der Morgendämmerung (Selagh-Namaßi).

Hat der Rechtgläubige auf diese Weise seine Pflichten erfüllt, so reicht ihm ein Diener sein beliebtes Getränk, den Kaffee, und zwar auf die Weise, wie ich schon oben bei Gelegenheit der Kaffeehäuser gesagt habe. Hierauf folgt die Pfeife, und ihr muß ich wohl, da sie einen wichtigen Moment im türkischen Leben spielt, einige Augenblicke schenken, zumal die Art und Weise des Rauchens von der, wie sie sich bei uns vorfindet, etwas abweicht. Schon das Instrument des Rauchens, die Pfeife, Tschibuk, ist ein anderes. Eine türkische Pfeife besteht aus drei oder nur zwei Stücken, dem Kopfe, dem Rohre und häufig noch aus einer Spitze. Der Kopf (Lüleh) wird aus einem feinen Thone verfertigt und ohne Glasur, aber in der Regel mit vielfachen goldenen Verzierungen versehen, gebrannt, um nun eine schöne braunrothe, seltner schwarze Farbe zu erhalten. Er besitzt die Hufeisenform und der eine am Ende glockenförmig erweiterte Schenkel, dessen Länge kaum mehr als einen Zoll beträgt, nimmt den feingeschnittenen, ohne alle Lauge angefertigten Tabak auf, während der andere, fast gleich stark, in seiner engern Höhlung das Rohr an seinem äußersten Ende umgibt. Der Preis eines solchen Kopfes ist unbe-

deutend und steht zu dem der übrigen nöthigen Materialien der Pfeife in keinem Verhältnisse. Man kauft ihn in der Regel für wenig Pfennige, selten für mehrere Groschen.

Das Pfeifenrohr (Tschibuk, ein Name, der auf die ganze Pfeife überging) muß wenigstens eine Länge haben, daß es von dem Munde eines mit übereinandergeschlagenen Beinen auf dem Diwan sitzenden Orientalen bis auf den Boden unterhalb des Sitzes reicht. Je länger ein Rohr ist, um desto höher wird es bezahlt und um desto anständiger erscheint die Pfeife. Man wählt keineswegs, wie man bei uns glaubt, Aeste des strauchartigen Baumes der Mahaleb-Kirsche zu den Röhren, sondern der ächte Kirschbaum, wie er an den Südküsten des schwarzen Meeres vorkommt, liefert in seinen ruthenförmigen Trieben die beliebtesten Röhre. Zu diesem Zwecke gehen die Händler in den Wald und ziehen sich mit großer Sorgfalt die Ruthen bis zu der gehörigen Stärke heran. Jeder Nebenzweig wird sogleich bei seinem Entstehen vertilgt. Im Sommer, wenn die alte Oberhaut sich losgeschilfert hat, wird die Ruthe zum Rohre abgeschnitten und langsam an schattigen Orten getrocknet. Bisweilen bestreicht man sie mit Oliven- oder Sesam-Oel, um die braune Farbe der Oberfläche schöner hervortreten zu lassen. Vollkommen ausgetrocknet wird sie mit einem glühenden Drahte durchbohrt und kommt endlich als Rohr in den Handel; nun erst sind die Kaufleute bemüht, ihm den beliebten Moschusgeruch zu geben. Aber ein Kirschrohr leistet dem Türken nur im Winter gute Dienste und es ist wohl möglich, daß, wenn es sehr heiß ist, der frühere Gebrauch des Oeles einen unangenehm hervortretenden Geruch verursacht. Deßhalb gibt man wohl im Sommer den an und für sich wohlriechenden Jasminröhren den Vorzug. Ob das wohlriechende Holz des Jasminum officinale *L.*, einer Pflanze, die bei Konstantinopel und sonst im Oriente häufig wächst, hierzu genommen wird, wage ich nicht zu entscheiden, wenn es auch nach den Angaben anderer Reisenden sein soll, denn

einige Röhre, die ich verglich, gehörten bestimmt einem anderen Holze, vielleicht nur einer anderen Jasminart an. Wie man sagt, soll der feine Geruch eines Jasminrohres erst durch Bestreichen mit Citronensaft während des Trocknens hervorgerufen werden. Die besten Röhre kommen aus Persien und werden oft zu nicht unbedeutenden Preisen gekauft. Selbst die gewöhnlichen, aus Kirschholz verfertigten, erhält man in Konstantinopel nicht unter 1—2 Thaler, während die besten nicht selten mit 9—12 gekauft werden. Da der Orientale nun außerdem beim Rauchen ein Feinschmecker ist und ein Rohr, was, ein Viertel- bis Halbjahr in täglichem Gebrauch, einen unangenehmen Geschmack angenommen hat, durch ein anderes ersetzt werden muß, so gehört das Rauchen im Oriente zu den kostspieligsten Luxusartikeln. Selbst der gemeine Mann verwendet einen großen Theil seiner Einnahme auf die Pfeife, und da er sich keinen Bedienten dazu anschaffen kann, so bezahlt er gern ein Paar Para an einen Judenjungen, der am frühen Morgen durch die Straßen geht und mit lauter Stimme sich zum Reinigen des Rohres erbietet. Der Reichere besitzt in dem schon erwähnten Schranke (Tschibukluk) des Vorzimmers eine große Auswahl von Röhren für sich und die Gäste.

Noch kostspieliger ist das Mundstück (Tschibuk-Dakümi, d. i. Rohrgeräth) und unterscheidet sich wesentlich von der Spitze unserer Pfeifen. Es besteht in der Regel aus theurem Bernsteine, hat die Stärke von 3/4 und die Länge 1 Zolles und ist oben abgerundet. Je opaker und wolkiger das Stück ist, um so höher wird es bezahlt. Ein kleiner Tubus von Holz (Ziwan) füttert die Röhre des Bernsteinstückes (Imam) aus und setzt sich an seinem unteren Ende noch fort, um in die Oeffnung des Rohres gesteckt zu werden. Ein Ring (Mana), aus edelm Metalle verfertigt und nicht selten mit Perlen und Türkisen, weniger mit anderen Edelsteinen besetzt, verbindet das Bernsteinstück mit dem Rohre und trägt zur Vertheurung der Pfeife wie-

derum wesentlich bei. Mundstücke von 10 und 20 Thaler sind gar nicht selten und man sieht bei den reicheren Kaufleuten und hohen Würdenträgern bisweilen Exemplare, die mehre Hunderte kosten.

Mit einer großen unbeholfenen Zange (Mascha) ergreift der Tschibukdschi, d. i. der Pfeifendiener, eine Kohle, gewöhnlich aus der Kohlenpfanne oder aus dem Kaffeeherde und legt sie auf den gestopften Kopf. In der Regel thut er zum Anrauchen die ersten Züge und präsentirt dann erst die Pfeife auf die schon beschriebene Weise. Damit der Teppich, womit der Boden eines Zimmers belegt ist, durch das Abfallen der Kohle nicht Schaden leide, wird unter den Kopf der Pfeife ein metallener Untersetzer (Tschibukdablaßi) gestellt. Der Rauchende setzt das Bernsteinmundstück oder das obere Ende des Rohres unmittelbar an seine Lippen und thut einen langen Zug, um den eingezogenen Rauch zu verschlucken. Deßhalb sagt auch der Türke für Tabak rauchen: Tabak trinken, Tütün itschmek, und da Tütün ursprünglich Rauch bedeutet, eigentlich Rauch trinken. Nun setzt er ohne eine Miene zu verziehen ab, thut von Neuem einen ebenso kräftigen Zug zum Trinken und bläst endlich durch das Rohr in den Kopf, so daß der Rauch in Form einer Säule aufsteigt. Dieselben Erscheinungen wiederholen sich einige Male und je nach dem Raucher füllt sich das Zimmer mehr oder weniger schnell mit Tabaksrauch an. Während unserer Reise durch Kurdistan hatte der uns begleitende Polizeibeamte die Sitte, in den Dörfern, wo wir übernachteten, des Nachts ein warmes Bad zu nehmen und darauf das Zimmer, wo wir schliefen, binnen Kurzem mit einem solchen Rauche anzufüllen, daß es mir geradezu nicht möglich war, weiter zu schlafen. Sobald die obere Partie des Tabaks, die der Türke Sahne (Kaimak) nennt, verraucht ist, legt der Vornehme die Pfeife ruhig zur Seite und läßt sich eine andere bringen oder die seinige von Neuem mit Tabak füllen. Der unten

im Kopfe befindliche Tabak wird, da für den Abfluß des Saftes keine Einrichtung vorhanden ist, während des Rauchens mehr oder weniger mit brenzlichem, übelriechendem und übelschmeckendem Oele befeuchtet und deßhalb nur von dem gemeinen Manne geraucht.

Außer der gewöhnlichen Pfeife liebt der Orientale noch die Wasserpfeife, bei der der heiße Tabaksrauch durch Wasser abgekühlt dem Munde zugeführt wird. Man nennt diese Art Pfeifen, die schon vielfach beschrieben sind, Nargileh, d. h. Kokosnuß, wahrscheinlich weil die harte Schale derselben früher als Gefäß gebraucht wurde. Zu dieser Art Pfeife gehört eine andere Sorte Tabak, die unter dem Namen Tümbeki in ganz Asien bekannt ist. Sie besteht aus den Blattrippen einer Pflanze, die ich von der des Tabaks für verschieden halte, und hat das Ansehen einer zerkleinerten Masse eines Stückes Weidenmulmes. Da dieser Tabak nicht gut brennt und außerdem noch vor dem Rauchen mit Wasser befeuchtet wird, so ist es nothwendig, daß während des Rauchens ihm eine glühende Kohle aufliegt. In der Regel wird die Wasserpfeife nur hervorgeholt, wenn gute Bekannte zum Besuch gekommen sind, und in diesem Falle setzt sich die ganze Gesellschaft in einen Kreis herum, das Wassergefäß in die Mitte stellend. Ein Jeder thut nun 3 oder 4 Züge aus der Pfeife und gibt dann das Rohr mit der Spitze weiter, oder ein Diener nimmt es dem einen Gaste ab, um es einem anderen zu übergeben. Damit aber kein Rauch, den einer schon gezogen hat, von einem anderen verschluckt werde, hebt man zuvor das lange, elastische, meist gewundene Rohr aus dem Glase und läßt den schon gezogenen Rauch herausgehen. Häufiger noch als in Konstantinopel sieht man den Nargileh im inneren Asien, besonders in Persien, und mehr als einmal sah ich im weiteren Osten einen Häuptling zu Pferde und die Spitze der Wasserpfeife (die der Perser und Transkaukasier übrigens Kallian nennt) im Munde, während einer seiner Diener, ebenfalls

zu Pferde, das Gefäß mit dem Wasser und dem Pfeifenkopfe nachtrug.

Ein oder zwei Stunden nach dem Aufstehen wird in Konstantinopel das Frühstück (Kaghwaltü) aufgetragen, im inneren Asien jedoch habe ich es selbst in den reicheren Familien nicht gefunden, sondern gegen 11 Uhr erschien sogleich das Mittagsessen. Es ist einfach und besteht nur aus ein oder zwei Gerichten, denen aber nie Süßigkeiten und eingemachte Früchte fehlen dürfen. Zu diesem Zwecke wird wie bei jeder Mahlzeit ein großes leinenes oder baumwollenes Tuch (Sofrah, ein Name, der aber auch dem gedeckten Tische zukommt) auf dem Boden ausgebreitet und in seine Mitte stellt man einen meist sechseckigen, hölzernen Träger von 1 Fuß Breite und 1½ Fuß Höhe (Skemli), um darauf die große kupferne und bisweilen silberne Tischdecke (Sinni), gewöhnlich mit einer Erhöhung in der Mitte (Sahan), zu legen. Um diese Art von Tisch setzt sich die ganze Gesellschaft mit übereinander geschlagenen Beinen, oder auf den Fersen ruhend, und ein großes einem Handtuche ähnliches weißes oder buntes Tuch, aus Leinwand oder Baumwolle gefertigt, (Sofrah-Beschkir) wird als Serviette auf dem Schooße der Gäste ringsum ausgebreitet.

Bevor die Schüsseln aufgestellt werden, erscheint der Elßui-Weren, d. h. der Handwasser reichende Diener, mit dem metallenen Kruge und dem Waschbecken, um allen Gästen Wasser auf die Hände zu gießen. An einem dem Diener über die Schultern hängenden Handtuche trocknet sich ein Jeder. Vor dem Essen wäscht man sich nur die Hände und zwar ohne Seife.

Mit dem Worte „Bujurun, d. h. beliebt es Ihnen“, setzt sich der Herr des Hauses an den gedeckten Tisch und ein Jeder thut der Aufforderung Genüge. Seit kaum zwei Jahrzehenden hat sich auch in Konstantinopel die Sitte der kultivirten Völker, einen Anderen im Plural anzureden und den Singular nur im traulichen Kreise zu gebrauchen, Ein-

gang verschafft, und während auf dem Lande „Bujur, d. h. beliebt es dir", von Reich und Arm gleich gesagt wird, würde es in Konstantinopel als ein Verstoß gegen den Anstand gelten. Man braucht selbst die ächttürkische Höflichkeitsformel Bujur oder Bujurun nicht mehr gern und in der feineren Frauensprache hört man nur: „Inaied eddin (ettin geschr.), d. i. haben Sie die Gnade."

Die Eßdiener (Sofradschi oder Haiwas) tragen der Reihe nach die Speisen auf und der Herr muß wiederum mit dem Zulangen vorangehen. Die Speisen werden in metallenen tiefen Schüsseln (Sahan) aufgetragen, und damit die Wärme derselben während des oft weiten Weges aus der Küche nach dem Speisezimmer sich nicht verliere, sind sie mit ebenfalls metallenen Deckeln (Sahan-Kapagh) geschlossen. Wie das Gericht auf dem Tische und zwar auf der mittleren Erhöhung steht, nimmt der Diener den Deckel ab und der angenehme Duft der Speise ladet zum Genusse ein. Außer einem kurzen Löffel (Kaschik), aus gelbem Buchsbaumholze verfertigt, wird kein weiteres Eßgeräth aufgelegt, wenn man die fladenähnlichen Brode bei den Aermeren nicht als Teller betrachten will. Ein Jeder langt mit seiner natürlichen Gabel, den Fingern, zu, und ist das Gericht zu flüssig, um mit Leichtigkeit aufgegriffen zu werden, dann bröckelt der Orientale noch Brod hinzu, um die Masse konsistenter zu machen. Mit vielem Geschicke versteht er mit den drei Mittelfingern etwas nach dem Daumen zu schieben und mit dessen Hilfe dann eine Art Kugel darzustellen, die, zwischen den Fingerspitzen ruhend, dem Munde zugeführt wird. Es gilt für ein Zeichen der Zärtlichkeit, wenn einer eine so verfertigte Kugel dem anderen übergibt, und da man bei dem Essen keineswegs so ekel als bei uns ist, so sind dergleichen Liebkosungen nicht selten. In der neuesten Zeit haben die vornehmen Türken wenigstens gelernt, mit einigem Geschicke sich des Messers und der Gabeln zu bedienen und thuen es in Gesellschaft mit Europäern;

allein jedoch bleiben sie ihrer alten Sitte getreu, Messer und Gabel von sich werfend. Im Inneren Asiens würde ein Europäer sich ebenso lächerlich machen, mit der Gabel zu essen, als Jemand bei uns mit den Fingern, zumal der Asiate noch meint, daß der Mensch die Finger und nicht die Gabel vom lieben Gott zum Essen erhalten habe. Da Suppen im Oriente keineswegs beliebt sind, so ist selbst der Gebrauch des Löffels ziemlich beschränkt, zumal auch hier wiederum Brod eingebröckelt werden kann. Die Speisen, besonders das Fleisch, sind meist schon so eingerichtet, daß es nicht weiter mit den Fingern zerlegt zu werden braucht, und nur mit Reis gefüllte Kalbsbrüste oder ein ganzes gebratenes Lamm verlangen eine besondere Kunst. In der Regel rupft man aber bei diesen großen Stücken so lange Fleisch ab als es geht, und ein geschickter Vorleger ergreift dann den ganzen, noch in seinen Knochen zusammenhängenden Rest mit den Händen, mit großem Geschicke ein Theil nach dem anderen abreißend. Von Frischem langt ein Jeder zu, bis nichts mehr vorhanden ist. Der Türke hat seinen Magen mehr als wir in der Gewalt, und kein Mahl ist ihm zu schwach oder zu stark besetzt. Nach Wenigem steht er gesättigt auf, aber bei vielen und reichlichen Gerichten weiß er ebenfalls es so einzurichten, daß keine Brocken übrig bleiben.

Einen vollständigen Speisezettel zu geben, bin ich nicht im Stande, und so mag das, was ich bei Gelegenheit der Speisehäuser gesagt habe, im Allgemeinen genügen. Außerdem hat sich die türkische Küche so vielfach geändert und der feine französische Geschmack hie und da bei den hohen Würdenträgern und reicheren Kaufleuten bereits so geltend gemacht, daß man eine mit ächten türkischen Gerichten besetzte Tafel nur noch im Inneren Asiens und im ärmlichen Maßstabe bei dem gemeinen Manne Konstantinopels vorfindet. Fette, kräftige und gewürzige Speisen bleiben aber fortwährend die Lieblingsnahrung, und wenn diese mit ge=

schmortem Reise (Pillau oder Pilaff) ein Ende gefunden haben, so beginnen die Süßigkeiten, aus allerlei Gebäck und eingemachten Früchten (Choschab) und mit Rosenwasser versetzt bestehend. Auch alle Sorten Obst sind im Oriente eine angenehme Speise zum Nachtisch. Zum Auftragen dienen hier flachere Teller (Tabak).

Während des Essens trinkt der Orientale wenig oder gar nicht, aber seitdem der Wein mehr Eingang gefunden hat, sieht man auch nicht selten das verbotene Getränk auf den Tafeln der Reicheren. Wünscht aber sonst Jemand während des Essens zu trinken, so deutet er es einem Eß-bedienten an und dieser erscheint alsbald mit dem feinen und an den Enden gestickten Tuche (Maghramah) über der einen Schulter, um auf die bekannte Weise ein bauchför-miges Glas (Ssuh-Bardakh) mit Wasser gefüllt zu präsentiren.

Wenn ein Christ gegenwärtig ist, betet der Bewohner Konstantinopels vor dem Beginne des Mahles nicht gern, aber auch in der Familie ist wie bei uns die schöne Sitte der Tisch-gebete in Vergessenheit gerathen. Nur der orthodoxe Recht-gläubige beginnt noch mit den Worten: „Im Namen Gottes des Allmächtigen, des Barmherzigen!“ und wiederholt diese Worte selbst bei jeder neuen Schüssel. Bevor er aufsteht, spricht er gegen den Geber alles Guten noch die frommen Worte: „Dank dem alleinigen Gotte, dem Schöpfer der Welt!“

Sobald die Mahlzeit vorüber ist, erhebt sich die ganze Gesellschaft und der Elßui-Weren erscheint von Neuem mit seinem vasenähnlichen Wasserkruge und dem Waschbecken. Die Art und Weise des Essens macht jetzt mehr als sonst ein sorgfältigeres Waschen nothwendig, und deßhalb erhält man neben warmem Wasser auch Seife. Wurden früher nur die Hände gewaschen, so kommt jetzt auch das Gesicht an die Reihe. War das Frühstück dürftiger Natur, so bleibt das Waschen wohl auch bei den Händen stehen. Aber

der Mund wird fast immer gereinigt, und es ist nicht genug, daß man ihn ausspült, sondern der Orientale putzt sich auch mit dem Zeigefinger der rechten und linken Hand die Zähne und entfernt mit einem Buchsbaum-Zahnstocher (Chilal) aus deren Zwischenräumen alle Reste der Speisen. Unsere Zahnbürsten zu gebrauchen verbietet die Religion, da diese aus Schweinsborsten gemacht sind. Kaffee und die Pfeife werden in der Zeit, wo man die Speisegeräthschaften entfernen läßt, von anderen Dienern gereicht.

Wer im Sommer mit der Sonne aufsteht und bald darauf sein Frühstück einnimmt, kann, besonders wenn sein Körper sich dabei ausarbeitet, ohne sehr hungrig zu werden, den Mittag nicht erwarten, und aus dieser Ursache nehmen Handwerker und Kaufleute in der Zwischenzeit noch ein zweites Frühstück, was den Namen des Vormittag-Essens (Kuschluk-Jemegh) führt, ein. Andere essen das eigentliche Mittagmahl schon um 10 oder 11 Uhr und umgehen damit das zweite Frühstück.

Mit dem Augenblicke, wo die Sonne den höchsten Punkt erreicht hat, erscheint der an das Gebet mahnende Priester wiederum auf dem Umringe des Moscheen-Thurmes und ruft die Gläubigen zum Gebete. In der Regel ohne Uhr versteht der Türke und vor Allem sein Priester sich genau nach dem Stande der Sonne in seiner Zeit zu richten, selbst wenn dichte Wolken sie am Himmel bedecken. Der Priester dient auch den Handwerks- und Kaufleuten zur Richtschnur, und diese bestimmen nach seinem Erscheinen ihre Tageseintheilung. Jeder Gläubige beginnt am Mittage seine zweite heilige Waschung (Üleh-Abdeß) und darauf das zweite Gebet (Üleh-Namaßi), um nun erst sich zu Tisch zu setzen. Das Mittagsmahl (Üleh-Jemegh, selbst Üleh-Jemej ausgesprochen, oder Kuschluk Mandschaßi) ist die Hauptmahlzeit der Türken in Konstantinopel, und es gibt Familien, in denen um Mittag eine lange Reihe von Gerichten, hingegen zu jeder anderen Mahlzeit nur Käse und Brod

aufgetragen werden. Ein besonderes Waschen, ehe man sich niedersetzt, ist in diesem Falle, wo die große heilige Waschung vorausgegangen war, nicht nothwendig.

Im heißen Sommer schläft der Orientale ebenso gern nach dem Mittagsmahle als der Europäer, oder hält seinen Kehf (Keif). Von Mittag bis Abends wird nichts genossen, aber genau in der Mitte der Zeit, wo der Schatten doppelt so lang als sein Gegenstand ist, erfolgt eine dritte Waschung und ein drittes Gebet (Ikindi-Abdeß und Ikindi-Namasßi). Wie die Sonne sich dem Horizonte nähert, erscheint der Chodscha zum vierten Male auf dem Umringe des Thurmes, verkündet den Gläubigen, daß der Anfang der Nacht mehr als sonst den Schutz des alleinigen Gottes nöthig mache und fordert sie deßhalb zum vierten Male zum Gebete auf (Achscham-Esen-Namasßi). Damit aber der Fromme innerlich und äußerlich rein sei, schickt er auch hier eine Waschung voraus (Achscham-Esen-Abdeß). Nun erst verkündet ein Eßdiener, daß das Abendessen (Achscham-Jemegh oder Achscham-Mandschaßi) bereit sei, und man setzt sich auf die unten beschriebene Weise zu Tische. Zwei Stunden nach Sonnenuntergang erfolgt die letzte Waschung (Jazi-Abdeß) und das letzte Beten (Jazi-Namasßi), und damit ist eigentlich bei dem Türken der Tag beschlossen. Der Herr des Hauses begiebt sich in seinen Harem, um noch eine kürzere oder längere Zeit mit seinen Frauen oder Kindern sich zu beschäftigen und dann schlafen zu gehen. Orthodoxen Moslimen sind aber selbst diese fünf Gebete noch nicht genug und sie erheben sich oft noch um Mitternacht von ihrem Lager, um von Neuem zu beten. Auch am Freitage erfolgt zwei Stunden vor Mittag ebenfalls nicht selten eine sechste Waschung und ein sechstes Gebet.

Wie ich eben den Tag beschrieben habe, so soll er nach den Vorschriften der heiligen Religion auch zugebracht werden, nur ist es noch nothwendig, daß der Rechtgläubige sich von

Zeit zu Zeit in die Moschee begebe, um dem Höchsten an heiliger Stätte sein inbrünstiges Gebet zuzusenden. Die Türken sind jedoch in der neuesten Zeit in der Ausübung ihrer Gebräuche, wie die Christen in Europa, laxer geworden, und es gibt deren gewiß nur noch wenige, die sich täglich allen fünf Waschungen und Gebeten unterziehen. Man gilt in Konstantinopel schon für fromm, wenn man am frühen Morgen und vielleicht noch am Abend sich wäscht und übrigens nur einen Rikat betet. Der kultivirte Türke hält — so weit ist türkische Aufklärung gekommen — das zu viele Beten selbst für unschicklich, da es ihn mit dem gemeinen und unwissenden Manne in eine Kategorie bringt und vermeidet wenigstens die öffentliche Ostentation, oder thut es nur, wenn er dazu gezwungen wird. Nur den Rosenkranz (Tesbih) mit seinen 99 in drei Abtheilungen gebrachten Kugeln, den 99 Eigenschaften Gottes entsprechend, hat der Türke gleich dem Katholiken mehr als Spielerei und zum Zeitvertreibe auch im öffentlichen Leben beibehalten, und gedankenlos gleitet ihm eine Kugel nach der anderen durch die Finger. Bei jeder Kugel muß eigentlich eine Eigenschaft Gottes genannt werden und fromme Moslimen schicken sogar noch ein kurzes Gebet voraus, während andere nur Allah rufen. Nach Beendigung einer Abtheilung wird das Glaubensbekenntniß gesagt.

Wer besondere Geschäfte am Tage hat, geht diesen nach, wer sie aber nicht hat, sucht die Zeit so angenehm als möglich zu verleben. Der Aufenthalt zu Hause wird trotz Kaffee und Pfeife bald langweilig, und da es, wenigstens für einen jungen Mann, unschicklich ist, am Tage den Harem zu betreten, so bleibt auch weiter nichts übrig, als den Basar und die Kaffeehäuser zu besuchen. Wie dieses geschieht, habe ich schon oben weiter beschrieben.

Die Zahl der Bewohner im Selamluk mag noch so groß sein, so herrscht doch innerhalb seiner Räume Ruhe und Einigkeit, wie man Beides vergebens in dem anderen

Theile des Hauses, in dem Harem, sucht. Die Frauen, fast einzig auf ihre abgeschlossene Wohnung gewiesen und bestimmt, in ihr den Freuden ihres Herrn und Gebieters zu leben, wissen in der Regel nicht, womit sie den lieben langen Tag hinbringen sollen. Jede nur mäßige Arbeit ist ihnen ein Gräuel, zumal die gewöhnlichen Arten derselben ihren Händen das Zarte und Weiße, worauf sie stolz sind, rauben könnten. Gefallsucht und Intrigue sind die gewöhnlichen Laster innerhalb der Haremsgemächer, und um so größer die Anzahl der legitimen und gekauften Frauen ist, um so schwieriger ist es, Ordnung und Frieden unter ihnen zu erhalten. Langeweile und der Mangel an Kunst sich zu beschäftigen sind die Haupttriebfedern zu allen den vielen Lastern, wodurch ein Harem sich auszeichnet, und deßhalb werden auch Mädchen, die sich zu beschäftigen wissen und allerhand feine weibliche Arbeiten, als Stickereien, Tressenflechten u. s. w. mit kunstfertiger Hand zu bereiten verstehen, um einen höheren Preis feilgeboten. Diese tragen zur Vermehrung des Unfriedens in einem Harem wenig oder gar nichts bei. Eine Frau, gleichviel ob rechtmäßig erheirathet oder nicht, hat den ganzen Tag weiter nichts zu thun, als sich zu putzen und ihre Reize auf alle Weise in den Augen des Herrn zu heben. Nach dem ersten Morgengebete beschäftiget sie sich und ihre Dienerinnen einzig und allein mit ihrem Anzuge und glaubt sie ihm genügt zu haben, so streckt sie sich mit jener verführerischen Liebenswürdigkeit, die auch in Europa zu den Toilettenkünsten gehört, auf einem Sopha hin, jeden Augenblick bereit, den, dem ihr Streben einzig gilt, zu empfangen. Sie läßt sich den schwarzen, aber stets bitteren Kaffee bringen und raucht nachher selbst eine Pfeife mit einem leichteren Tabak (Jewasch). Nichts thut sie, was eine Dienerin vollbringen könnte, und lieber klatscht sie sich die zarten Hände roth, um sich ein Glas Wasser kommen zu lassen, als daß sie selbst darnach ginge. In den Provinzen sind die Frauen fleißiger, als in der Hauptstadt,

und dort sieht man sie oft mit weiblichen Arbeiten beschäftigt.

Von Zeit zu Zeit ergreift die Frau den kleinen Handspiegel (Aina) und schaut mit eigenem Wohlgefallen auf das Bild, was ihr aus demselben entgegenblickt, oder ruft von Neuem ihre Dienerinnen, um den ganzen Anzug von vorn zu beginnen. So kann oft der ganze Vormittag vergehen, bevor die Kleidung zur Zufriedenheit der Herrin angelegt ist. Aber auch das Haar verlangt eine sorgfältige Behandlung, wird reichlich mit duftenden Wohlgerüchen versehen, und bald fällt es in schmachtenden Ringellocken auf beiden Seiten der Stirne herab, bald wird es, zu künstlichen Flechten vereinigt, zu verschiedenen Verzierungen des Kopfes verwandt. Bänder, Blumen, Diademe u. s. w. dürfen orientalischen Schönen ebensowenig, als den unsrigen fehlen. Die Röthe der Wangen und das Lilienweiß im übrigen Gesichte ist der Schönsten nicht genug, und selbst in dem lächerlichen Zeitalter Ludwigs XIV. wurde nicht mehr rothe und weiße Schminke verbraucht, als jetzt in den türkischen Harems. Auch das Feuer der Augen wird durch Färben der Brauen gehoben, und da gelbrothe Nägel zur Schönheit gehören, werden auch diese mit der bekannten Al Henna gefärbt.

Eine jede der Frauen sucht es der anderen in der geschmackvollern Kleidung zuvorzuthun, und so besuchen sie sich oft gegenseitig nur, um Toiletten-Geheimnisse zu erfahren, oder senden selbst ihre vertraute Dienerin aus, um über alle näheren Umstände einer anderen ins Klare zu kommen. Erfreut sich die eine der anhaltenden Gunst des gemeinschaftlichen Herrn, so vereinigen sich oft einige und selbst alle übrigen Verschmähten zum Sturze der Auserwählten, während sie sich öffentlich bemühen, durch allerhand Liebkosungen sich ihrer Gunst zu erfreuen. Alle Mittel werden in Bewegung gesetzt, um die Verhaßte dem Herrn zu verdächtigen, und ist es nur einigermaßen gelungen, so

steigt die Arme auch alsbald mit einem Male von der Höhe der Auszeichnungen und Liebkosungen des Herrn bis zu der evidentesten Vernachlässigung herab.

Wenn das männliche Personal sich auf alle Weise den Aufenthalt im Hause des Herrn angenehm zu machen besorgt ist und Jedermann sich bemüht, seinen Beitrag zur Unterhaltung zu geben, so kommt im Harem äußerst selten eine gesellige Vereinigung zu Stande. Jede Frau ißt lieber allein oder mit ihrer Dienerin, als mit einer verhaßten Nebenbuhlerin, die ihr die Liebe des Herrn geraubt hat oder rauben könnte. Und auch Abends, besonders in den Wintertagen, kommen die Frauen eines Harems nur sehr selten zu geselligen Unterhaltungen zusammen, und wenn dann im Herrenzimmer Geschichten und Mährchen vor dem ganzen männlichen Personale erzählt werden, so ist hier die erzählende Dienerin, meist eine Matrone, gezwungen, dasselbe in jedem Zimmer vor einer anderen Frau zu wiederholen.

Selbst der blindeste Moslim sieht den traurigen Zustand seiner Familie ein und der Aufgeklärteste hat doch nicht die Kraft, durch seinen Willen eine wohlthätige Verbesserung hervorzurufen. Das Einzige, was geschehen, ist noch zu unbedeutend, und wenn auch jetzt der vernünftige Türke nur eine legitime Frau nimmt, so schafft er sich doch innerhalb und außerhalb der Familie Maitressen an, die ebenso den Hausstand zu ruiniren verstehen. Solange das Mädchen nur als blindes Werkzeug für die Wollust des Mannes erzogen wird und nicht noch eine andere Bildung erhält, wodurch sie den Mann dauernder als mit ihren Reizen fesseln kann, wird die Familie eines Türken, mag man sie auch von der vortheilhaften patriarchalischen Seite auffassen, nie eine glückliche genannt werden können. Nur thierische Liebe kennt die Frau eines Moslims und alle ihre Bestrebungen laufen darauf hinaus, diese zu befriedigen. Traurig ist ein Standpunkt, auf dem alles Menschliche und besonders

die hohe Weiblichkeit mit Füßen getreten wird. Alle die herrlichen Tugenden des Weibes und vor Allem des christlichen, die schöne Mutterliebe und die unbedingte Hingebung ihres eigenen Seins an das ihres geliebten Mannes sind in der Türkei Hirngespinnste. Während die Augen einer Christin nur auf den Gegenstand ihrer Wünsche gerichtet sind und sein Ruhm die Brust mit stolzen Gefühlen erfüllt, kokettirt die Türkin mit ihren Reizen und das Glück ihres Gebieters liegt ihr nur am Herzen, damit sie neue Kleider, neuen Schmuck erhalte. Selbst die Geburt eines Kindes vermag den Mann nur wenig der Frau zu nähern, und hat sie ihm ein Mädchen geboren, so wird sie kaum berücksichtiget. Nur ein Sohn vermag der Mutter im Hause eine bessere und gewichtigere Stellung zu geben, und sie gewinnt um so mehr, wenn er der einzige oder wenigstens der älteste ist.

Dieser unglückliche Zustand der Frauen hat selbst die Mutterliebe oft aus dem Herzen verbannt, und kaum niedergekommen, ist die Wöchnerin schon darauf bedacht, alle möglichen Mittel anzuwenden, um die vielleicht ihren Reizen nachtheiligen Eindrücke der Geburt so schnell als möglich zu verwischen. Augenblicklich wird das arme Kind einer Amme (Süd-Anaßi, d. h. Milchmutter) übergeben und die erste Erziehung des Neugeborenen deren Sorgfalt anheimgestellt. Mehr noch als die Mutter nimmt der Vater an seinem Kinde Theil, und besonders wenn es die ersten Monate der gänzlichen Unbeholfenheit überstanden hat, stellt sich zwischen beiden allmälig eine gegenseitige Liebe her, wie wir sie ebenfalls bei uns finden. Die Mutter, nur auf ihre Herstellung bedacht, haßt vielleicht das Kind, was, ein Mädchen, ihr keinen weiteren Einfluß im Hause zu verschaffen versteht, und bekümmert sich oft nicht weiter um den Gegenstand, den sie unter dem Herzen trug. Faßt dann auch der Vater, dem vielleicht schon mehre Kinder die Ausgaben vermehren, keine Zuneigung zu dem armen verlassenen Geschöpfe, so gilt dieses der Amme oder einer vertrauten

Matrone als Zeichen, sich des Kindes so bald als möglich zu entledigen. Kindermord ist eine der häufigsten Schandthaten, die sich in einem Harem ereignen, und es kann deßhalb nicht Wunder nehmen, daß trotz der vielen Frauen eines Mannes die Familien nicht kinderreich sind. Drei und vier Kinder gelten schon für viel. Aber auch schon vor der Geburt werden mit und ohne Wissen des Herrn von der eigenen Mutter die Keime erstickt, damit die Reize der letzteren nicht verringert werden, und keine Kunst hat im Orient eine so hohe Stufe erreicht, als Abortus, selbst schon nach den ersten Monaten der Frucht, hervorzurufen. Es gibt ältere Frauen des gemeinen Volkes, die sich regelmäßig damit beschäftigen und ihr schändliches Werk vor den Augen der Behörde und selbst bei den Beamten derselben treiben. Kann es nun noch auffallen, daß der Orient sich nach und nach entvölkert? Nicht Krieg und nicht Pest vermögen in dem Geschlechte der Menschen so zu wüthen, wie die schändliche Sitte des Orients. Als Xenophon vor mehr als 2000 Jahren mit seinen kühnen Schaaren Vorderasien bis zum Tigris durchzog, waren alle Länder jener Himmelsstriche weit bevölkerter als jetzt. Nun vergleiche man Europa von damals und jetzt, wo nach allen Seiten hin die entvölkerte Erde von Neuem mit Europäern bevölkert wird.

Doch die Laster einer türkischen Familie sind noch nicht erschöpft, denn — nach den eigenen Worten mohammedanischer Herren — wird der Vermehrung einer Familie noch dadurch ein Damm entgegengesetzt, daß üppiggewachsene Knaben von 10 bis 15 Jahren ebenfalls im Harem eine Stelle finden und dem Manne gleich den Frauen als Buhldirnen zur Wollust dienen. Was mag in der Brust eines edeln Weibes für ein Gefühl entstehen, wenn sie sieht, daß der, dem sie sich mit ganzer Liebe hingegeben, an der scheußlichsten Unnatur Gefallen findet und ihre Reize einem Knaben weichen müssen? Und diese Knaben, wenn sie dabei die Gunst

ihres Herrn sich zu erhalten verstehen, treten in der Regel einst in den Staatsdienst ein, um dann über das Wohl und Wehe vieler Tausende vielleicht zu verhandeln. Ohne alles menschliche Gefühl, was in der ersten zarten Jugend getödtet wurde, sollen sie menschlich sein und menschlich mit ihren Untergebenen verfahren!

Doch wenden wir uns noch eine kurze Zeit den Kindern und ihrer ferneren Erziehung zu. Der Amme liegt, wie gesagt, die erste Erziehung ob und in der Regel wird ihr je nach dem Reichthume des Hausherrn und nach dem Werthe des Kindes eine oder mehre Dienerinnen beigegeben. Eine Wiege (Beschik), vollkommen denen, wie sie im vorigen Jahrhunderte bei uns Sitte waren, gleich, dient dem Neugeborenen als Lager. Bei dem gemeinen Manne und mehr noch im Innern Asiens ist eine elastische, nicht zu schwache Stange mit dem dicken Theile an der Decke befestiget, während das entgegengesetzte Ende frei in der Schwebe erhalten wird. An dieses hängt man nun, ähnlich einer Wagschale, eine ausgehöhlte oder geflochtene Wanne von meist zwei Fuß ins Geviert und bringt auf ihr das weiche Lager des Kindes an. Sobald das letztere schlafen soll oder durch Schreien Unruhe zu erkennen gibt, so wird das Bettchen gezogen und eine kürzere oder längere Zeit, je nach der Elastizität der Schwebestange, geschieht die schaukelnde Bewegung von selbst.

Sobald das Kind sich einigermaßen forthelfen kann, erhält es ein Laufinstrument (Tandar), wie es auch vor einigen Jahrzehnten noch hie und da in Deutschland gebraucht wurde. Es besteht aus einem Gestelle von fünf oder sechs Viertelfuß Höhe, was unten breiter, oben hingegen schmaler und abgestutzt erscheint. Zwei viereckige und mit großen runden Löchern in der Mitte versehene Bretter werden an den Ecken durch 5/4 Fuß hohe Säulen, das eine als Basis, das andere als Spitze, in ihrer Lage erhalten und das untere wird außerdem von vier Rädern ge-

tragen. Durch diese beiden Oeffnungen stellt man nun das Kind in das Laufinstrument, so daß die Aermchen sich gerade auf dem oberen Brette auflegen können. Bei jedem Versuche desselben, vorwärts zu kommen, schiebt es zugleich mit der Brust das Instrument vor und lernt gehen, ohne dem Fallen ausgesetzt zu sein.

Wenn der Aberglaube bei dem Türken schon eine große Rolle spielt, so ist dieses noch mehr bei den geistesarmen Frauen des Harems der Fall, und wenn auch Zaubereien und Anfechtungen des Teufels nur selten bis in das Innere desselben zu dringen vermögen, so ist doch der sogenannte böse Blick (Nasr) eine gewöhnliche Erscheinung in- und außerhalb der Familie. Jedes Unglück, jede Krankheit wird dem bösen Blicke zugeschrieben, und es gibt wie im Alterthume bei Griechen und Römern, im Mittelalter und selbst jetzt noch bei uns Menschen, deren Blick (βασκανία, oculus fascinans, jettatura) nur Böses hervorrufen kann. Jedes starre Ansehen, besonders eines Juden oder eines Europäers, ist unheilbringend, und vor Allem sind zarte Kinder den schrecklichen Folgen des bösen Blickes ausgesetzt. Am Allermeisten werden Knaben, wenn sie den anderen Frauen die Gunst des Herrn rauben und ihrer Mutter einen mächtigen Einfluß verschaffen, gefährdet, und bisweilen schicken die ersteren nach einer rothäugigen Matrone, um mit dem Blick ein verhaßtes Kind zu verderben. Amulette (Amaili, eigentlich Hamail oder Moska) und Talismane (Talism) mit heiligen Sprüchen aus dem Koran, besonders mit den beliebten Trostworten der Türken: „Masch Allah“ oder „Insch Allah,“ die beide „so Gott will“ bedeuten, werden den Kindern um den Hals gehängt und Wolfs- oder Löwenzähne machen außerdem noch das Kind kräftig und stark. Am Höchsten jedoch steht die Allraunwurzel (Kimia) im Oriente und wie sie verborgene Schätze kund gibt und man mit ihr aus Blei Gold verfertigen kann, so ist ein Stückchen dieser Wurzel,

zur rechten Zeit ausgegraben, auch am Meisten im Stande, die Folgen des starren Ansehens abzuwenden. So sehr der böse Blick auch mit dem Glauben an ein unabänderliches Geschick im Widerspruche steht und der gemeine Türke furchtlos die Kleider eines eben an der Pest Verstorbenen anlegt, da die Krankheit, wenn Gott will, auch ohne die Kleider ausbrechen kann, so sehr gibt man sich in diesem Falle Mühe, durch allerhand abwehrende Kunststückchen den bösen Blick unschädlich zu machen. Selbst seinem stolzen Pferde hängt der Türke vorn an die Brust ein dreieckiges und mit Glasperlen eingefaßtes Stück Leder, das oft noch einen Zauberspruch (At-Muskaßi) trägt, um damit alle nachtheiligen Wirkungen seiner Neider abzuwehren.

Nur mit dem Amulette wird das Kind zuerst in die freie Luft gebracht und seine ganze Kindheit hindurch trägt es dieses an einem Schnürchen auf seiner Brust. Widerfährt ihm etwas, so geschah das Unheil selbst in der kürzesten Zeit, wo es einmal abgelegt wurde. Auch die Amme muß sich für das Kind mit einem gleichen Zaubermittel behängen.

Wenigstens ein Jahr lang nährt sich das Kind von der Milch seiner Amme, und thut es oft dann noch, wenn es im Stande ist, sich selbstständig auf der Erde zu bewegen. Ist es ein Mädchen, dann bleibt ihm auch der Harem für die folgende Zeit als Wohnung angewiesen, ist es aber ein Knabe und der Vater faßt eine besondere Zuneigung zu ihm, so betritt er schon vor seiner Mündigkeit an der Hand des Vaters den Selamluk. Von einer Erziehung nach unseren Begriffen ist im ersteren Falle keine Rede und das Mädchen, selbst der Vornehmeren, lernt weder lesen noch schreiben, zwei Künste, die auch bei der Abgeschlossenheit des weiblichen Geschlechtes gar keine oder höchstens unerlaubte Früchte tragen. Der Knabe wird mehr im Reiten und im Gebrauche der Waffen geübt, als in den friedlichen Beschäftigungen, und wenn man ihn auch einem Lehrer (Chodscha) übergibt, so verbringt dieser mit seinem Zög-

linge lieber die Zeit in Uebungen der Religionsgebräuche und lehrt ihn kaum nothdürftig Lesen und Schreiben. Nur der Mittelstand schickt seine Kinder in die öffentlichen Schulen (Mekteb), die fast stets mit den Moscheen zusammenhängen, und soll der Knabe für den gelehrten Stand, gleichviel ob als Ausleger der Schrift oder des Gesetzes, da beide nur auf dem Koran fußen, erzogen werden, so besucht er auch später die Seminarien (Medreßeh), die ebenfalls mit den Moscheen in Verbindung stehen. Hier lernt er dasselbe, nur mit mehr Umsicht, bleibt aber im Uebrigen so unwissend, wie alle seine Landsleute.

Mit dem Tage der Mündigkeit eines Knaben, die mit der Beschneidung gegeben ist, darf der eigene Sohn nicht mehr die verbotenen Gemächer des Harems betreten und ihn wie jeden Fremden träfe im Uebertretungsfalle bei dem orthodoxen Türken die volle Rache des Vaters. Der noch gar nicht oder kaum mit zartem Flaum um den Bart versehene Knabe von 10—14 Jahren hat hinlänglich Gelegenheit, die Bedeutung des Harems schon vorher kennen zu lernen, und sollte sie ihm unbekannt geblieben sein, so trägt schon der Vater dazu bei, ihn während seiner Hochzeit (Düjün), als welche ihm der Tag der Beschneidung, wie dem Mädchen der Tag der Vermählung gilt, damit bekannt zu machen. Ohne Scheu und Scham, wie ich auch schon oben erwähnt habe, weiht er den unreifen Sohn auf öffentliche Weise in die geschlechtlichen Freuden eines Mannes ein.

Doch ich kehre zu den Frauen des Harems zurück. Nur mit Erlaubniß ihres Herrn und Gebieters öffnet der Harem-Kjajaßi die untere Haremspforte, und tief verhüllt betritt die Frau, von schwarzen Dienerinnen und selbst Eunuchen umgeben, das Freie. Wie möchte der Armen wohl zu Muthe sein, wenn bei einer europäischen Erziehung das grausame Geschick gewollt hätte, daß sie in einem Harem die Zeit ihres Lebens zubringen sollte, und wenn dann nach langem Zwischenraume einmal es ihr vergönnt würde,

die reine Luft in Gottes freier Natur zu schöpfen! Doch zum Glücke kennt die Türkin gleich dem Hofhunde an der Kette die goldene Freiheit nicht. Erst Mahmud, der seinen Reformen leider zu bald unterlag, gestattete der Frau größere Freiheiten und es steht ihr jetzt das Recht zu, auf Scheidung anzuklagen, sobald der Mann ihr binnen einer bestimmten Zeit auszugehen verbietet. Selbst bis in das Innere der Harems ist der Ruf von der Emancipation der Frauen in Europa gedrungen, und wenn die Türkin auch weder das Wort, noch den Sinn begreifen kann, so hat sie eine Sache um desto begieriger erfaßt, die ihrer Meinung nach zügellose Freiheit geben soll. Schon früher habe ich erwähnt, wie häufig jetzt die Frauen der Moslimen die Kaufläden der Christen besuchen und in ihnen selten den gelegten Schlingen ausweichen.

Wenn eine Frau ausgehen will, so muß sie auf der Straße Figur und Gesicht den Blicken der Männer sorgfältig entziehen und vor Allem die Locken entfernen, trotzdem verstehen es aber gefallsüchtige Frauen, dem Firengi ihre schöne Gestalt und besonders ihre schlanke Taille trotz aller Tücher sehen zu lassen. Diese Umhüllung geschieht durch einen Mantel (Feredscheh) für den Körper und durch drei weiße Tücher (Jasmagh) für den Kopf. Der erstere gleicht einem Kapuzinermantel, nur ist der Kragen oft größer und viereckig, gleicht aber sonst der Kapuze. Das Zeug dazu ist meist gleichfarbiger oder gestreifter Merino aus europäischen Fabriken und nur noch selten findet man einheimische, besonders in Kleinasien verfertigte Kamlots und andere aus Ziegenhaaren bereitete Stoffe dazu verwendet. Der Mantel geht bis zur Erde herab und hüllt die ganze Figur vom Hals bis zu den Füßen ein.

Von den drei Kopftüchern wird das erste und kleinste dreieckig gelegt und über den Fes, die alsbald zu erwähnende Kopfbedeckung, gebunden, doch so, daß die Zipfel nach hinten fallen. Das zweite Tuch bedeckt den unteren

Theil des Gesichtes, Kinn, Mund und selbst Nase, so daß demnach von dem Gesichte nur noch eine Spalte, in der die Augen liegen, sichtbar ist. Das dritte Tuch wird etwas umgeschlagen um die Stirne gelegt und fällt an den Seiten und nach hinten herunter. Stecknadeln (Toplu-Ineh, d. h. Knopf-Nadeln) erhalten die drei Tücher in ihrer Lage. In Trebisond war diese Verhüllung dem bigotten Gouverneur Abdullah-Pascha gar nicht genug, und die Frauen der Rechtgläubigen waren gezwungen, noch außerdem Draht-Masken zu tragen. In der Art und Weise des Anlegens der drei Tücher herrscht bei den Frauen der drei verschiedenen Völker ein Unterschied, der sie sogleich erkennen läßt. Am Meisten sind die nicht unirten Armenierinnen verhüllt, denn bei ihnen hängt das dritte Tuch an den Schläfen gerade herunter, die Frauen der Moslimen hingegen ziehen es bis an die Ohren zurück und lassen es nun erst herunterfallen. Die katholischen Armenierinnen binden die Nase nicht mit ein und die Griechinnen tragen sich jetzt noch freier, indem sie den Kopf nur mit einem Tuche einhüllen. Den Griechen gereicht es überhaupt zur Ehre, daß sie unter allen Orientalen ihre Frauen am Humansten behandeln und ihnen mehr Freiheiten gönnen. Sie sind es auch, die neben den Schattenseiten einer oberflächlichen Kultur doch am Meisten in die Tiefe eingedrungen sind. Viele Frauen der reicheren griechischen Kaufleute gehen jetzt mehr europäisch als griechisch, und die neue Mode hat sogar manchen natürlichen und schönen Theil ihrer Kleidung verdrängt. Selbst die pariser Damenhüte haben bei ihnen Eingang gefunden.

Wie eitel die Frau eines Moslims selbst unter der bergenden Hülle des Mantels und ihrer Tücher ist, beweist zur Genüge, daß sie nicht allein stattliche Gewänder zum Ausgehen anlegt, sondern sich auch mit allerhand Schmuck behängt. Wenn sie auch sonst noch fortwährend die gelbsaffianenen, bis an die Knöchel den Fuß eng umschließenden

Stiefeln (Leptschin) anzieht und diese in gelbe, mit hohen Absätzen versehene Pantoffeln (Pabutsch) steckt, so wird doch nur ein Theil der schönen Arme von den seidenen Halbhandschuhen (Eldüwen) bedeckt. Nur im Falle der Boden feucht ist, werden die plumpen ledernen Stiefeln (Dirlik) angezogen.

Da sich die Frau eines Harems innerhalb ihres Gemaches für ihren Geliebten, wie unsere Damen für einen Ball oder irgend ein geselliges Vergnügen schmückt, so wird es wohl auch nicht überflüssig sein, wenn ich zunächst die schönen Leserinnen einigermaßen mit den Toilettenkünsten der Harems-Mitglieder vertraut mache. Genau dieselben zu schildern, wird mir bei der Reichhaltigkeit des Stoffes nicht weniger, wie jedem Anderen unmöglich sein. Wenn mir auch außerhalb Konstantinopel mehrmals vergönnt war, die heiligen Räume eines Harems zu betreten, so habe ich doch für die Residenz einen noch sicherern Gewährsmann an meinem treuen Dolmetscher Lukas Davidowitsch aus der Bocca di Cattaro, der, wie ich in der Vorrede schon gesagt habe, viele Jahre seiner ersten Jugend ebenfalls in die Räume eines Harems gebannt war. Doch ehe ich dazu übergehe und treulich berichte, was mir besonders während des traurigen Aufenthaltes in der Quarantaine zu Alexandrapol erzählt wurde, wird es gut sein, noch einige Worte über die eigentliche Stellung der verschiedenen Bewohnerinnen des Harems zu sagen.

Das Personal des Harems theilt sich in die Frauen des Herrn und in die Dienerinnen derselben, aber es steht ganz in der Hand des Herrn, eine der letzteren in die Zahl seiner Frauen aufzunehmen und ihr ein besonderes Zimmer und selbst Dienerinnen zu geben. Unter den Frauen (Kadün) sind sowohl die rechtmäßigen, durch einen besonderen Ehekontrakt (Ewlenmeh) erheiratheten und freigeborenen Gemahlinnen (Ehl) zu verstehen, als auch die, welche auf dem Mädchen-Basare nach eigenem

Gutdünken des Herrn gekauft sind. Die ersteren sollen allerdings den Vorzug vor den übrigen haben und besitzen ihn auch, wenn ihre Familie mächtig genug ist, um ihren Anforderungen Nachdruck zu verleihen. Sind mehre rechtmäßige Frauen (Chatun), deren Anzahl jedoch nach dem Koran nicht über vier betragen darf, vorhanden, so geht im Range entweder die erste erheirathete den anderen vor oder auch diejenige, welche die mächtigste Familie für sich hat. Eine solche führt den Namen Bojük- (oder Basch-) Chatun-Effendim, d. h. große (oder Haupt-) Frau Herrin, wird aber meist als Bojük Kadün Effendim, was, da Kadün, Chatun und Chanüm nur verschiedene Formen eines und desselben Wortes sind, dasselbe bedeutet, begrüßt. Bei den Türken gilt nämlich die Anrede Effendim (Efendi mit dem angehängten Pronomen possessivum) gleichbedeutend für Herr und Herrin und entspricht dem französischen Monsieur und Madame. Die Töchter der Sultane dulden in der Regel keine anderen Frauen neben sich, und ein Schwiegersohn oder Schwager des Großherrn ist mit seiner Prinzessin übel daran, indem er im eigentlichsten Sinne des Wortes unter ihrem Pantoffel steht. Auch die Töchter hoher Würdenträger dominiren über ihre Männer, so lange ihr Vater noch eine Bedeutung hat, die Fälle sind aber früher häufiger gewesen, wo der Mann nach dem Sturze seines Schwiegervaters die arme unglückliche Frau verstieß und sie bisweilen dem größten Elende Preis gab. Die anderen im Range, wenn auch nicht immer in der Gunst tiefer stehenden rechtmäßigen Frauen werden schlechtweg Chatun-Effendim, d. h. Frau Herrin, genannt. Erwachsene Töchter und Schwestern des Hausherrn kommen nun in der strengen Etikette des Hauses und heißen Kjütschük Chatun-Effendim, d. h. kleine Frau Herrin. Sonst wird die Tochter auch Kis genannt. So wenig auch die Mutter des Hausherrn, die Walide, in den ersten Jahren nach der Geburt sich des Sohnes oft ange-

nommen hat, so trägt doch fortwährend der letztere in den späteren Jahren eine instinktmäßige Verehrung gegen dieselbe zu Tage. Er nennt sie gewöhnlich und mit ihm das ganze Hauspersonal Ana.

Die erkauften Frauen oder die eigentlichen Geliebten (Mätressen) des Herrn führen den Namen Kadün, was, wenn wir die Form Chatun für rechtmäßige Frau festhalten, sich nur mit „Geliebte" übersetzen läßt. Treffender wäre freilich der altdeutsche, kräftige Ausdruck „Kebsweib." Im Range einander gleich, hängt ihre Stellung genau mit der Gunst ihres Gebieters zusammen und diesem steht es selbst frei, sie wieder zu verkaufen oder sie als Dienerin den anderen unterzuordnen. Doch die Sitte spricht hier gegen das gesetzliche Recht und die Sklavin, die früher ihr Lager mit dem Herrn getheilt, würde jetzt um keinen Preis eine untergeordnete Rolle spielen. Durch Ungehorsam und Hartnäckigkeit zwingt sie, wie ich oben schon gesagt habe, sogar ihren ihr nicht genehmen Herrn, sie mit seinen Liebkosungen zu verschonen und sie weiter zu verkaufen.

Die ächten Dienerinnen sind entweder weiße, und zwar zur Bedienung der Frauen, Halaik (Halajik), und in dem Harem des Sultans und der ersten Würdenträger, Odalik (von Oda, das Zimmer, also unserem Frauenzimmer entsprechend, nicht Odaliske, wie auch bei uns dem Französischen nachahmend geschrieben wird), oder zum Reinigen der Zimmer, Beslemeh. Die niedrigen Arbeiten versehen Negerinnen, Dscharja, und während die ersteren sich mehr mit der Person ihrer Gebieterinnen beschäftigen und ihnen als Erzählerinnen, Tänzerinnen und selbst Sängerinnen den Aufenthalt im Kerker des Harems angenehmer zu machen versuchen, liegt es den letzteren mehr ob, die gröberen Arbeiten innerhalb der Zimmer zu besorgen und ihre Herrin, wenn sie ausgeht, zu begleiten.

Vor acht Uhr des Morgens erheben sich die Damen eines Harems nicht leicht von ihrem Lager, auf dem sie des

Nachts in besondere Beinkleider (Getscheluk-Schalwar) und in ein Nachthemde (Getscheluk-Kjümlek) gehüllt zubrachten. Die Haare und die beiden hinten herunterhängenden Zöpfe werden von einem viereckigen, aber dreieckig gelegten und an den Ecken gestickten Tuche (Jasmagh) gegen Verwirrung einigermaßen geschützt. Dieses Tuch vertauscht die Frau entweder im Anfange ihrer Toilette mit einem anderen, ihm gleichen, dem ringsherum nur bisweilen Fransen angenäht sind, oder setzt, wenn die Haare sogleich in Ordnung gebracht werden, den niedrigen, rothen Fes (eine gefilzte Kopfbedeckung von rother Farbe, unseren Hüten ohne Krempen nicht unähnlich) mit der blauen Quaste auf und bindet turbanartig ein Tuch darum. Auch bedient sich die Orientalin eines an den Enden gestickten Tuches zur Kopfbedeckung, indem sie es herumschlingt und auf einer Seite sackartig herunterfallen läßt. Ein solches zu diesem Zwecke verwendete Tuch heißt Jemini, während es außerdem Kalemkeri genannt wird. Anstatt des rothen Fes wird auch ein kostbares, den Scheitel eng einschließendes Käppchen (Tepelik), mit Perlen und Edelsteinen reich besetzt, getragen und hierum wird ebenfalls das eben genannte gestickte Tuch oft gebunden.

Den Füßen werden zunächst die wollenen Strümpfe (Tschorb), denen unserer Frauen entsprechend, angezogen und dann folgen die Beinkleider (Schalwar), im Schnitte den unsrigen gleich, aber mit sehr faltigem Obertheile und weiten Beinen. Vermittelst eines breiten Zuges (Ütschkür), in der Regel aus Leinwand verfertigt und an den Enden nicht selten gestickt, werden die Beinkleider an der Taille befestiget, während unterhalb des Kniees an jedem Beine ein zweiter Zug vorhanden ist, der zu gleicher Zeit die Strümpfe in ihrer Lage erhält. Obgleich die Beinkleider nur bis unter das Knie reichen, so fällt doch das Zeug der enormen Weite halber noch bis auf den Fuß herab, so daß man selbst diesen bisweilen

nicht sieht. Die Beinkleider werden in der Regel aus rothem Seidenzeuge, seltener und nur bei den ärmeren Leuten aus Kattun oder einem anderen baumwollenen Stoffe verfertigt oder der obere, den Unterleib umschließende Theil besteht aus wohlfeilerem Kattune, der untere hingegen aus Seidenzeuge. Argwöhnische Ehemänner lassen ihre Frauen Unterbeinkleider (Dislik) tragen und, damit auf keinen Fall vom Fuße etwas gesehen wird, sind ihnen oft schon unten die enganschließenden, aus weichem Saffiane verfertigten Schuhe (Mest) angenäht. Auch die Männer tragen diese bisweilen.

Nun folgt der Umtausch des Hemdes (Kjümlek, Gjömlek), und während das für die Nacht aus einem gröberen baumwollenen Stoffe verfertigt war, muß dieses, wenigstens in dem Harem eines wohlhabenden Türken, aus Seide und zwar meist aus roher von gelber Farbe bestehen. Das Hemd ist in den Provinzen sehr kurz und reicht kaum bis über die Hüften, bis dahin die Beinkleider bedeckend, in Konstantinopel hingegen sehr lang und wird heraufgeschlagen oder noch häufiger über den Beinkleidern getragen. Auf der Brust besitzt es, wie bei den Männerhemden bei uns, einen langen Schlitz, der entweder offen bleibt oder durch besondere Knöpfe, die nicht selten von Gold und selbst mit Edelsteinen besetzt sind und auch die Form einer Rose darstellen, zum Theil geschlossen wird. Von diesen Knöpfen befindet sich ein Paar am Halse und zwei auf der Brust, doch stets in einer Entfernung, daß trotzdem eine schmale Oeffnung übrig bleibt.

Ueber das Hemd wird das einem Schlafrocke nicht unähnliche Kleid (Anteri) angezogen. Es geht vom Halse bis auf die Erde und schließt, besonders dem oberen Theile des Körpers eng anliegend, diesen genau ein. Die beiden Seiten werden vorn übereinander gelegt, an der Taille mit ein Paar Knöpfen befestiget und außerdem noch durch einen Bund (Kuschak) in ihrer Lage erhalten. Ueber der Brust

schließen die beiden Seiten keineswegs, sondern es bleibt eine Oeffnung, vom Halse nach unten sich verengernd, übrig. Desto reicher und faltiger ist der untere Theil des Kleides und nicht selten auf der Erde schleppend, wird die Bewegung innerhalb desselben dadurch wiederum leichter, daß das Kleid auf jeder Seite zwei Einschnitte besitzt. Wenn kein Besuch vorhanden ist, so schlagen die Frauen die dadurch entstandenen fünf Abtheilungen auch wohl herauf und befestigen die Enden in dem Bunde. Die Aermel liegen bis zum Ellenbogen dem Arme genau an, fallen aber dann lose herab und sind vorn mit gestickten, aber gleich einer Klappe nur den Rücken der Hand bedeckenden Manschetten (Kol-Kapa, d. i. Handdeckel) versehen. Der Bund besteht aus einem türkischen Tuche oder häufiger noch aus einem Chorasan- oder Kaschmir-Shawle und wird breit um die Taille gewunden.

Um den Hals kommt oft noch ein feines seidenes Tuch (Bojun-Bahah, d. h. Halsbinde) und wird eben so leicht, wie es bei unseren Damen geschieht, umschlungen. In der neuesten Zeit sind aber auch schon Spitzenkragen, über das Kleid ausgebreitet oder den Hals mehr oder weniger bedeckend, in Gebrauch gekommen und man gibt ihnen den Namen Jaka. Ebenso haben die Spitzen-Manschetten in den Harems sich Eingang zu verschaffen gewußt, heißen aber noch fortwährend Handdeckel (Kol-Kapa). Der offene Theil der Brust wird besonders von den älteren Frauen auch durch eine in der Regel wie bei unseren Damen gestickte Chemisette (Jokühluk) bedeckt.

Innerhalb ihres Zimmers trägt die Frau eines Moslims, wenn sie allein ist, kein anderes Kleidungsstück. In Strümpfen geht sie auf den Teppichen herum, sobald sie aber herausgehen will, zieht sie die vor der Thüre stehenden Pantoffeln (Pabutsch, von Pa, Fuß, und Butsch, Bedeckung, oder Baschmak) an, legt sie aber sogleich wieder ab, wenn sie wiederum in das Zimmer tritt. Pantoffeln

gelten auch dem Herrn, wenn er des Abends eine seiner Frauen besuchen will, als Zeichen, ob diese allein oder von Verwandten, die immer noch ein Recht Besuche abzustatten haben, umgeben ist. In letzterem Falle schämt er sich, seine Frau zu besuchen, thut es aber doch bisweilen dann, wenn der Besuch aus seinen nächsten Verwandten, aus der Mutter oder aus den Schwestern besteht. Die Pantoffeln und überhaupt die Fußbedeckung spielen ebenfalls im Harem eine wichtige Rolle, nicht etwa, weil der Mann in der Türkei trotz aller Demüthigung der Frau doch ebensogut unter ihr Regiment kommen kann, sondern weil sie dem Manne die größten Ausgaben verursachen. Großer Luxus herrscht bei den türkischen Damen in den Fußbedeckungen, und es gibt deren, die dem Herrn oft nicht weniger als 1,000 Piaster (über 60 Thaler) zu stehen kommen. In diesem Falle sind freilich die Hausschuhe auf das Kostbarste und Künstlichste mit Perlen und selbst mit Edelsteinen gestickt und führen den Namen Tschiptschip. Wie unsere Damen sich, besonders in den höheren fürstlichen und gräflichen Familien, einer gewissen Einnahme von Seiten des Mannes erfreuen, die den Namen Nadelgeld führt, so herrscht auch in den türkischen Familien eine ähnliche Sitte und die Frau erhält für ihre kleineren Bedürfnisse ebenfalls eine größere oder kleinere Summe, die aber den Namen Baschmaklik, d. i. Pantoffelgeld, führt.

Wenn die Türkin Besuch erhält oder ihren Mann erwartet, so zieht sie noch ein vorn ebenfalls offenes und kurzes Kleid (Benisch) an, was am Meisten dem sogenannten Burnus unserer heutigen Mode entspricht. In der Regel besteht es aus einem wollenen oder baumwollenen Zeuge und ist je nach der Jahreszeit mehr oder weniger wattirt. Bei den Reicheren, wo der Anteri aus einem seidenen Stoffe besteht, ist der Benisch aus rothem Sammet oder aus einem mit Gold und Silber blumig durchwirkten Zeuge verfertigt. Noch mehr wird auf den Pelz

(Kürk) verwendet, und nicht immer ist es nothwendig, daß dieser durchaus mit irgend kostbaren Fellen, dem Zobel oder dem Waschbär, gefüttert ist, sondern in der Regel sind nur die Seiten und der Rücken des Gewandes damit verziert. So hat er auch die Form der ächten russischen Kadsawecha (Kasawaika), und entspricht ihr auch hinsichtlich des Gebrauches. Doch eben so häufig ist er im Innern gefüttert und reicht bis auf die Füße herab.

Zu einer vollständigen Kleidung einer Dame gehören auch Taschentücher (Ischlemeh-Jasmagh) und das Spielen mit ihnen, und besonders mit den gestickten Zipfeln, füllt kürzere oder längere Zwischenräume aus. Auch der Gemahl bedient sich ihrer, aber nur um seiner Geliebten das nächste Mal Zuckerwerk und allerhand Süßigkeiten oder wohlschmeckende Früchte darin mitzubringen, und diese frohlockt dann, denn es gilt ihr auch als günstiges Zeichen der Zuneigung ihres Mannes.

Endlich gehört allerhand Schmuck zur Toilette eines türkischen Harems und vor Allem werden das vorn vielfach geringelte und gelockte Haar und der Fes damit geziert, indem Nadeln mit Rosen, Vögeln u. s. w. oft aus den kostbarsten Edelsteinen zusammengesetzt, daran gesteckt werden. Ebenso verwendet man Silber, Gold und Edelsteine im reichlichen Maße an der vorderen Seite des Hemdes und des Anteri's, oder man hat dafür nicht minder kostbare Agraffen. Talismane (Talism), in der Regel in Kapseln, hängen ebenfalls an goldenen Ketten oder kostbaren Schnüren um den Hals als Halsbänder (Girdanlik), oder sind länger und ziehen sich bis auf die Brust herab. Oft sind beide vorhanden. In der neuesten Zeit haben auch unsere Damenuhren (Saat) Eingang gefunden, und liegen auf der linken Seite in kleinen am Anteri befestigten Taschen, werden aber noch außerdem von einer goldenen, sogenannten Erbskette (Kjöstek) getragen. Finger- und Ohrringe (Jüsük und Kjüpeh), weniger Armspan-

gen (Bilesig), sind schon seit langer Zeit in der Türkei im Gebrauche und verursachen dem Manne nicht unbedeutende Ausgaben. Oft schließen sie kostbare Edelsteine ein, am Häufigsten Türkise oder Diamanten, welche letztere von besonderer Durchsichtigkeit den Namen Abdest-Elmaßi führen. Die Türkisen (Perusen) werden im Oriente gewöhnlich verfälscht und um ihnen dann die beliebte dunkelblaue Farbe zu geben, legt man sie Wochen und selbst Monate lang ins Wasser. Oft kauft man die schönsten blauen Steine und mit jeder Woche erbleichen sie mehr. Prächtige Fächer (Jalpas), in der Regel aus verschiedenen seltenen Federn zusammengesetzt, dienen mehr als Spielzeug und bei Lust-, besonders Wasserfahrten, um die Sonne abzuhalten. Endlich ist der Spiegel (Aina) einer Orientalin ebenso nothwendig, als ihren Schwestern im Abendlande. Er hat eine breit-längliche Figur und besitzt kaum die Länge eines Fußes und die Breite von 3/4 Fuß. Ein brauner oder goldener Rahmen schließt ihn ein und läuft nach unten in eine stielförmige Verlängerung aus, die nicht immer auf einer breiten Unterlage ruht, aber in diesem Falle wenigstens von ihr befreit werden kann.

Daß die Frau, wenn sie ihr stilles Gemach verlassen will, sich mit Tüchern und Mantel den Blicken fremder Männer verhüllen muß, habe ich schon oben gesagt. Schleier, wie unsere Damen sie tragen, würden bei ihrer Durchsichtigkeit den Argwohn eines Türken nicht verscheuchen, und nur die Braut, wenn sie ihrem Bräutigam zugeführt wird, erhält eine minder dichte Umhüllung. Ein langes, vom Kopfe herunterhängendes, unsern Schleiern ähnliches Tuch (Büründschik) erlaubt es, hinter ihm schon mehr als die bloßen Umrisse des Gesichtes zu erkennen.

Wie ich eben die Kleidung der Orientalin in Konstantinopel beschrieben habe, so kommt sie auch im Allgemeinen im ganzen Oriente vor, aber dabei ist es immer noch den einzelnen Frauen überlassen, allerhand Modifikationen zu

treffen. Junge und besonders erkaufte Frauen, die mehr durch ihre Lage auf Koketterie gewiesen sind, weichen bisweilen in so hohem Grade von der Norm der Kleidung ab, daß fast alle Theile derselben nur Phantasie=Gebilde sind. Mit großem Geschicke verstehen sie ihre Reize zum Theil auf eine Weise einzuhüllen, daß sie ihren Herrn am Meisten anzuziehen im Stande sind, und wenn man die Abbildungen von Haremsfrauen, besonders von Odalik's, die doch eigentlich nur Dienerinnen sind, in Reisebeschreibungen und Schilderungen türkischer Zustände betrachtet, so findet man auf ihnen in der Regel nur eine phantastische, von den Trägerinnen willkürlich gewählte Kleidung. Die rechtmäßig erheirathete Frau nimmt, so sehr sie sich auch bemüht, die Gunst und selbst die Liebe ihres Gemahles zu gewinnen und zu erhalten, nie zu solchen Künsten ihre Zuflucht und bleibt auf diese Weise auch ehrbarer, als die Sklavin, mit der sie gezwungen ist, sich in die Liebe ihres Mannes zu theilen. Und leider kommt es häufig vor, daß die rechtmäßige Frau sich der liebenden Aufmerksamkeit ihres Mannes weniger erfreut, besonders wenn ihre Reize mit den Jahren allmälig verschwinden.

Von der Kleidung der Frauen gehe ich zu der des Mannes über. Dieser erhebt sich in der Regel etwas früher von seinem Lager, das wie gesagt, in dem Harem sich befindet. Er schläft mit einem Hemde, Unterbeinkleidern und einem schlafrockähnlichen Gewande angethan, und das letztere dem Anteri der Frauen gleich, nur enger, schlägt mit den Seiten nicht über, sondern wird nur am Halse und an der Taille mit Heft und Schlinge vereinigt. Es führt ebenfalls den Namen Anteri. Obgleich kein nur einigermaßen gebildet sein wollender Türke sich noch das Haupthaar abscheeren läßt, so ist doch die warme Kopfbedeckung des Nachts und am Tage Sitte geblieben. Aus dieser Ursache schließt während der Nacht eine spitzzulaufende, eng den Seiten anschließende und mit Baumwolle gefütterte Mütze

(Kauk, Kawuk) den Kopf ein, und selbst darüber trägt der Moslim noch einen kleinen Fes, mit einer Menge dreieckiger Papiere versehen. Diese Papiere werden um vieles Geld von einem Diener der Religion (Imam), der sich den Aberglauben seiner Landsleute zu Nutze macht oder auch selbst noch in ihm befangen ist, gekauft und müssen heilige, besonders bezügliche Stellen aus dem Koran geschrieben enthalten. Sie stellen Amulette (Hamaili), von denen ich schon oben gesprochen, dar und stehen auch den starken Männern gegen Hexerei und Zauberei bei. Solange der Herr in dem Harem sich aufhält, bleibt er in seiner Nachtkleidung und zieht nur noch einen dicken, bis zu den Füßen herabreichenden Pelz (Kürk), im Sommer wie im Winter, an.

In dieser Kleidung in dem Selamluk zu erscheinen, wäre gegen den türkischen feinen Anstand (Sarafat), der mehr noch, als bei uns, aus bestimmten Formen besteht und wie in dem Zeitalter Ludwigs XIV. jeder selbstständigen, freien Regung des Geistes entgegentritt. Um sich dahin zu begeben, vertauscht der Herr sein Hemd (Kjümlek) und seine Unterbeinkleider (Itschdonu) mit anderen, aus feineren Stoffen bereitet und legt nun die einzelnen Theile der neuen, allen Beamten vorgeschriebenen Kleidung (Asker-Uruba, d. i. Soldaten-Kleidung) an. Zunächst bekleidet er seine Füße mit wollenen oder seidenen Strümpfen (Tschorab), die aber kürzer als die der Frauen sind und unseren Männersocken entsprechen; darüber kommen die aus feinem gelben oder rothen Saffiane verfertigten Halbstiefeln (Laptschin), die keine Sohle besitzen und nur für die Teppiche bestimmt sind. Sie liegen allenthalben dem Fuße eng an und haben die Größe der Socken. Anstatt ihrer besitzt der Moslim auch eine Art schwarzer Schuhe, den unsrigen gleich, aber stets aus feinerem Saffian verfertigt (Derlik), bedient sich ihrer aber nur im Hause, oder, wenn sie aus gröberem Leder bestehen

und etwas höher heraufgehen, auch zum Ausgehen während eines trocknen Tages. Früher und auch jetzt noch in den Provinzen nennt man Derlik den Lederstrumpf, der den Unterschenkel von den Knöcheln bis zu dem Knie einschließt und besonders beim Reiten vortreffliche Dienste leistet. Der Pantoffeln bedient sich der heutige Türke der Aufklärung zum Ausgehen gar nicht mehr und erscheint selbst im Selamluk nur dann damit, wenn keine Fremden gegenwärtig sind. Im Harem, wohin kein ungeweihtes Auge blicken kann, gebraucht er hingegen noch gern nach väterlichem Gebrauche die Pantoffeln. Früher war und ist zum Theil noch jetzt den verschiedenen Gläubigen die Farbe der Fußbedeckung vorgeschrieben, und nur der Moslim konnte sich der gelben oder seltener der hochrothen Schuhe bedienen, während der Armenier dunkelrothe, der Grieche und Ausländer schwarze und der Jude blaue tragen mußte.

Nachdem der Fuß bekleidet ist, werden die Tuchbeinkleider der neuen Ordnung (Pantalun) angelegt, und diese sind ganz den unsrigen ähnlich verfertigt. Selbst die ihnen gleich angenähten Stege (Supieh, souspieds) dürfen bei einem Löwen der türkischen Residenz ebenso wenig fehlen, als bei einem unserer süßen Herren der neuen Mode. Nichts macht dem Moslim bei der ganzen neuen Kleidung aber so viel Unbehaglichkeit, als diese Stege, und man sieht an ihnen am Meisten, wie Kultur selbst Naturkinder in Fesseln schlagen kann. Allen seinen Bewegungen sind sie hinderlich, und besonders vertragen sie sich durchaus nicht mit der einheimischen Sitte, mit übereinandergeschlagenen Beinen zu sitzen. Zu Hause trägt der Moslim deßhalb meist Beinkleider ohne Stege, oder bedient sich noch lieber seiner vaterländischen (Tschakschür). Diese unbeholfenen und ungeschickten Beinkleider gleichen mehr einem Frauenunterrocke, besitzen sogar einen noch größeren Umfang und unterscheiden sich von diesem nur dadurch, daß sie unten nur auf den Seiten zwei Oeffnungen besitzen, durch welche die

Füße hindurchgesteckt werden. Die Tschakschür sind unten weiter als oben und bestehen in der Regel aus einem sehr langen, in der Mitte breiteren Stücke Zeuges, was wie bei der Verfertigung eines Sackes in der Mitte zusammengeschlagen, an den Seiten zusammengenäht und für die Füße mit zwei Oeffnungen versehen wird. Ein Bund (Utschkür) mit einem Zuge befestigt die Beinkleider um die Taille. Zwei große Oeffnungen, ähnlich wie zu unsern Taschen und ebenfalls auf der Seite, aber weiter oben, dienen zu gewissen Bedürfnissen im menschlichen Leben. Diese Beinkleider sind mehr für das Reiten, als für das zu Fuß Gehen berechnet, und wenn man auch auf ebener Erde der Weite halber keineswegs im Schritte gehindert ist, so macht doch das zwischen den Beinen herumschlotternde Zeug das Gehen unbequem. Laufen würde nur unter steter Gefahr zu fallen möglich sein. Das Material zu diesen Beinkleidern besteht gewöhnlich aus einem aus Ziegenhaar verfertigten und noch mit der Naturfarbe versehenen Zeuge, und an den Nähten sind allerhand Verzierungen, meist aus braunrothen Schnuren (Gaitan) verfertigt, angebracht. Mehr noch als diese Unterrocks-Beinkleider sieht man eine Art Kamaschenhosen (Sukma, oder, wenn aus Tuch verfertigt, Potur) und man bedient sich ihrer besonders in der schlechten Jahreszeit zum Reiten. Oben sind sie ziemlich weit, unten liegen sie aber dem Unterschenkel eng an und werden daselbst wie bei den Kamaschen an den Seiten zugeknöpft.

Die Beinkleider der neuen Ordnung haben auch die Träger (Suwieh) derselben mitgebracht, und diese unterscheiden sich in keiner Weise von den unsrigen. Ueber der Brust zieht der Moslim fortwährend seine wattirte Jacke an, die wiederum den Namen Anteri (Entari) führt, und jetzt in der Regel aus Baumwollenzeug verfertigt wird. In der alten Kleidung spielte sie eine wichtigere Rolle und wurde unmittelbar unter der offenen Oberjacke getragen. Meist erschien sie bei dem vornehmen

Türken mit Seidenzeug und selbst mit weißem Atlas überzogen und stellte sich so in ihrer ganzen Pracht den Blicken der Umstehenden dar; jetzt hingegen wird sie von einem anderen Kleidungsstücke, das ebenfalls den Firengi's entlehnt ist und in jeglicher Hinsicht unserer Weste (Jelek) entspricht, bedeckt. Diese Weste gleicht der des Militärs, oder wie wir sie auch im Winter tragen, und muß von oben bis unten zugeknöpft sein.

Ueber Jacke und Weste kommt nun der neue Rock (Setereh), gleich dem sogenannten polnischen Schnurenrocke mit Schnuren (Gaitan) und seidenen Borten (Schiritt) besetzt, und geht nur bis zu dem Knie herab. Als die Unterrocks-Beinkleider Sitte waren, wurde anstatt des Setereh über der oben erwähnten Jacke noch eine zweite getragen. Sie glich den Husarenjacken am Meisten und führte auch den Namen Dolman oder Tschekmen; nur war sie weiter und die geschlitzten Aermel hingen zur Seite herab. In der Regel bestand sie aus schön türkisch-rothem Tuche und war reichlich mit Gold nachahmenden, seidenen Schnuren in Arabeskenform besetzt. Anstatt der Oberjacke trug der Moslim (und trägt zum Theil noch) einen bis zu den Knieen und selbst bis zu den Füßen heruntergehenden Tuchrock (Benisch). Die Farbe dieser Röcke ist braun, blau oder olivenfarbig. Grün dürfen sich nur die Nachkommen des Propheten, die Scherifs, deren Zahl jetzt mit und ohne Recht auf eine bedeutende Höhe gestiegen ist, tragen, und man sieht nicht selten im Innern des Landes Männer, die in grüne Lumpen gehüllt sind, aber doch mit Stolz auf ihre Abstammung blicken. Mohammed soll nämlich in der verhängnißvollen Schlacht von Chandak, in der er den feindlichen Heerführer zum Zweikampfe aufforderte, grün gekleidet gewesen sein.

Ein Halstuch (Bojun-Baha) tragen schon die meisten Moslimen, und zwar am Häufigsten von schwarzer Farbe und leicht umgewunden. Aber auch die unbequeme

Cravatte habe ich unter demselben Namen hier und da gefunden.

Die Kopfbedeckung wird gewechselt, und anstatt des Kauks wird zunächst eine weiße, in der Regel gestrickte oder doch wenigstens gestickte, den Scheitel eng umschließende Untermütze (Datjeh) aufgesetzt; sie ist ein gewöhnliches und beliebtes Geschenk der Frauen, welches sie ihren Männern selbst verfertigen. Rings um den Rand werden Spitzen angenäht und diese bleiben selbst noch sichtbar, wenn die eigentliche Kopfbedeckung, der rothe Fes, aufgesetzt wird. Dieser Fes gleicht, wie schon gesagt, vollkommen unsern Hüten ohne Krempen, ist aber stets von türkischrother Farbe und bei den Männern bedeutend höher und größer als bei den Frauen, wo er kaum die Höhe eines halben Fußes besitzt. Mahmud II., der Vater des jetzigen Sultans, sah schon die Nutzlosigkeit dieser Kopfbedeckung ein, da sie weder gegen Sonne, noch gegen Regen schützt (auch auf meiner Reise wurde sie von mir verwünscht) und wollte sie mit einem Schirme versehen haben. Doch wie der dumme Türke sich nicht zum Gebetrufen einer Glocke bedient, weil er es für gotteslästerlich hält, wie er aus eben dem Grunde lieber mit den Fingern ißt und sich und den Tisch oft in hohem Grade beschmutzt, so läßt er auch lieber die heißen Strahlen einer glühenden Mittagssonne im Süden zum Nachtheile seiner Augen an der grellrothen Farbe abprallen, und bei unfreundlichem Wetter den Regen an den geraden Seiten des Fes in das Gesicht und in den Nacken laufen, weil der die Menschheit höhnende Moslim keinen Grund zu haben glaubt, sein offenes Gesicht den strengen Blicken der Gottheit durch einen Schirm zu verdecken. So sicher glaubt der Alim (d. i. Diener des Wortes und Ausleger des Gesetzes, im Plural Ulema), auf rechtem und Gott wohlgefälligem Wege zu gehen, während er sich doch nie scheut, Recht nach der Schwere der ihm eingehändigten Beutel zu sprechen und dabei keck in Gottes Antlitz zu

blicken. Auf dem Deckel des Fes, in der Mitte, ist ein dichter Büschel seidener und blauer Fransen (Büskül) angenäht und hängt zum großen Theil nach Hinten herab, während nur wenige Fäden mit Sorgfalt ringsherum angelegt werden. Zur Verschönerung dient es ferner, auf der Stelle, wo die seidenen Fransen befestigt sind, ein viereckiges Stück Papier (Büskül-Kjaghad, Kjaghüd, d. i. Fransen-Papier), kaum mehr als einen Zoll im Durchmesser besitzend, und in Arabesken oder anderen Figuren ausgeschnitten, anzubringen. Damit aber der leicht gefilzte Fes in seiner Steifheit erhalten werde, trägt der Moslim unter ihm noch einen zweiten, steifen Filz von meist grauer Farbe (Kjulaw oder Kauk), der indeß bisweilen auch von dicker Wachsleinwand verfertigt wird, unter das Futter (Terpusch), damit er nach Außen nicht sichtbar ist. Der geschmackvolle Turban wird jetzt in der Residenz des Herrschers der Gläubigen fast gar nicht mehr gesehen.

Wenn der civilisirte Moslim ausgeht, so zieht er stets über seine leichte Fußbedeckung noch Ueberschuhe (Kalosch), oder bedient sich der auf europäische Weise verfertigten Stiefeln (Tschismeh). Mit dem letzteren Namen benennt man aber auch die plumpen tatarischen Stiefeln, deren sich bei schlechtem Wetter islamitische und christliche Frauen ebenfalls bedienen. Wenn des Abends eine Schaar Armenierinnen, von zahlreichen Dienern mit Laternen umgeben, mit dieser rasselnden Fußbedeckung einhergeht, so hält man es für unmöglich, in den Trägern zarte, zum Theil Sylphiden ähnliche Frauen und Mädchen sich zu denken. So täuscht uns oft das Aeußere! Ist es kalt, so zieht der Moslim seinen langen Ueberrock (Näwreßi), der wie der unsrige mit Baumwolle wattirt ist, an und regnet es, dann bedient er sich, aber nur des Nachts, seiner eigenthümlichen und vorzüglichen Regenhaube (Baschlük), des zweckmäßigsten Stückes der älteren türkischen Kleidung. Sie besteht aus einem dem Regen mehr widerstehenden

Ziegenhaarzeuge, einer Art Kamlot, und läuft spitz nach oben zu; nach hinten hingegen bedeckt sie den ganzen Nacken und noch einen Theil des Rückens. An den Seiten läuft das Zeug bandähnlich, oft eine Elle lang, herunter, und diese Enden werden in der Regel um den Hals und den unteren Theil des Kopfes geschlungen. Hie und da sieht man auch noch den weiten, aus Ziegenhaaren verfertigten, dem Burnus der Araber ähnlichen Mantel (Jaghmurluk), am Häufigsten von weißer oder brauner Farbe.

Wenn ein feiner Türke sich in Gesellschaft begibt und besonders wenn er einen Europäer besucht, so verfehlt er ebenfalls nicht, europäische Handschuhe (Elbüwen) anzuziehen, und geht er in einen Laden, um etwas zu kaufen, so weiß er mit seinem Geldbeutel (Kjesseh) ebenso geschickt, wie ein Pariser Herrchen, umzugehen.

Siebentes Kapitel.

Drei Spatziergänge um Konstantinopel.

Während meines Aufenthaltes in der Residenz Seiner türkischen Hoheit benutzte ich die Zeit auch zu verschiedenen Exkursionen in der Umgegend und machte mich mit ihrer Beschaffenheit soviel als möglich vertraut. Ich will deßhalb jetzt versuchen, in drei Spatziergängen den Charakter der nächsten Umgebungen Konstantinopels zu schildern und dabei den Vegetationsverhältnissen derselben besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Absichtlich vermeide ich eine geordnete Beschreibung und hülle diese lieber in das Gewand dreier Spatziergänge nach den verschiedenen Seiten ein, um durch lebendige Schilderungen, hervorgegangen aus den damals im Gedächtniß nicht weniger, als im Tagebuche niedergelegten Eindrücken, das Ganze anschaulicher und frischer vorzuführen. Inwieweit es mir gelingen wird, vermag ich selbst nicht zu beurtheilen und trotz des besten Willens fürchte ich wohl nicht umsonst, in der Anlage, wie in der Ausführung manchen Fehlgriff gethan zu haben. Ich gebe nur, wie es meine eignen Augen

erschauten, und hoffe dadurch wenigstens treu und wahr, wie es einem unbefangenen Naturforscher vor Allem nothwendig ist, geschildert zu haben. Leider war die Jahreszeit für Konstantinopel schon etwas spät, da bereits die heißen Tage, die gegen das Ende des Monates Juni hier beginnen, ihren Anfang genommen hatten und von Regen fast gar nicht mehr, von Winden hingegen nur wenig abgekühlt wurden. Zwar ist die Hitze keineswegs so groß, als sie sonst unter gleichen Breitengraden in dem Inneren des asiatischen Kontinents vorkömmt, aber für einen Nordländer immer noch fühlbar genug, zumal sie in der Regel mit nur geringen Schwankungen Wochen lang in der einmal angenommenen Höhe ununterbrochen am Tage anhält. Während meiner Anwesenheit stieg das Thermometer nur ein Mal bis auf 28,5 Grad R., hielt sich aber gewöhnlich zwischen 23 und 26. Oft verbrennt in einer einzigen Woche zum großen Theil, wenigstens auf den wasserleeren Steppen, die Vegetation, und wo früher schöne Kräuter wucherten und Zwiebel- und Knollen-Gewächse in üppiger Blumenfülle prangten, tritt jetzt ein fahlgrauer harter Boden entgegen. Gerade während meiner Anwesenheit hatte sich dieser Uebergang mehr, als mir lieb war, schon geltend gemacht, und auf dem höher gelegenen wasserarmen Plateau fanden nur krüppelige Pflanzen noch eine dürftige Nahrung. Die Niederungen allein besaßen zum Theil eine reichere Vegetation, aber auch hier hatten andere Ursachen ihre Entfaltung beeinträchtigt, denn Schaf- und Kuh-Heerden weideten fast Tag und Nacht auf den fruchtbaren Wiesen. Wälder oder Haine besitzt Konstantinopel in der Nähe nicht, und man muß mehrere Stunden, besonders nach Osten, dem schwarzen Meere zu wandern, um längere Zeit sich eines kühlenden Schattens erfreuen zu können. Längs des Bosporus, besonders auf der asiatischen Seite, ziehen sich Gärten mit allerhand Laub- und Nadelholz bewachsen dahin und tragen unendlich viel zur Schönheit

der Ufer bei. Doch ist man leider gezwungen, sie mehr aus der Ferne zu beschauen, als ihre unmittelbare Nähe zu genießen, da sie, wie bei uns, durch Schloß und Riegel abgesperrt sind.

Der schönste dunkelblaue Himmel, den in seiner harmonischen Einfarbigkeit kein Wölkchen trübte, breitete sich ins Unabsehbare über mich aus, als ich an einem Morgen allein und ohne Führer den Wanderstab ergriff, um das vielbesprochene süße Gewässer der europäischen Seite in Augenschein zu nehmen. Kompaß und Plan in der Tasche wanderte ich rasch dem höchsten Punkte von Pera zu und gelangte glücklich auf dem großen Exerzirplatze vor der Artilleriekaserne ins Freie. Türkische Soldaten wurden auf europäische Weise zugestutzt und nahmen sich gar sonderbar aus. Man hat schon viel über das Unzweckmäßige dieser Nachahmung geschrieben, und allerdings sind die aufgeführten Gründe überzeugend genug. Ein Türke wird nie ein europäischer Soldat, ebenso wenig wie Baschkiren, Kalmücken und Kaukasier sich dazu gelehrig zeigen. So unbedingt sich auch der Asiate dem Willen eines Anderen unterwerfen kann, so behauptet er doch trotz der Sklaverei eine gewisse Freiheit, die ihn nie zur Maschine herabsinken läßt. Deßhalb verwendet der Kaiser von Rußland alle diese Völker nicht zu seinem streng geregelten Linien-Militär, sondern macht aus ihnen jene irregulären Kosaken-Regimenter, die Deutschland zur Zeit seiner Freiheitskriege zur Genüge kennen gelernt hat. Wenn nun auch das türkische Militär bei einem Zusammentreffen mit einer europäischen Macht wohl nie im Stande ist, zu widerstehen, und ein Paar Tausend Engländer und Oestreicher genügten, um den siegestrunkenen Ibrahim-Pascha aus Syrien zu treiben, so verschaffte jenes doch in der neuesten Zeit der Regierung bei den entfernteren Völkern mehr Respekt, als man glauben sollte. Ich habe selbst die übermüthigen und tapfern Kurden vor dem zusammengelaufenen Gesindel tür-

kischer Soldaten sich beugen sehen. Ohne Zweifel waren aber mehr die Kanonen der Grund, daß eine solche Furcht eingeflößt werden konnte, indem dergleichen Mordinstrumente unter einer wilden, heranstürmenden Masse allerdings fürchterliche Verheerungen anzurichten vermögen. Deßhalb schätzen auch die Bewohner Daghestans und ihr kühner Häuptling Schamil die Stärke der Russen nur nach der Anzahl der Kanonen und nicht nach der der Soldaten, und dem Tscherkessen sind Kanone und 1000 Mann in seiner Benennung gleichbedeutend.

Wenn es schon bei uns, den Menschen zur Maschine zu machen, viel Mühe kostet, so verlangt dieses im Oriente noch weit mehr Zeit und Geduld. Es mochten gegen 300 Rekruten sein, denen die Anfangsgründe des Exerzirens gelehrt wurden. Das Rechts und Links bot den armen Teufeln unendliche Schwierigkeiten dar, und es schien selbst, als wenn der Zufall sich dagegen verschworen hätte, denn so lange ich gegenwärtig war, wandte sich während des Kommando der größere Theil eines Haufens nach der entgegengesetzten Seite, und wenn der rechte Fuß vorgesetzt werden sollte, so konnte man sicher sein, daß drei Viertel der Rekruten den linken emporhoben. Das angeborne türkische Phlegma kam den Soldaten zu Statten, denn wären europäische Unteroffiziere zugegen gewesen, so würde man gewiß allerhand handgreifliche Aeußerungen der Unzufriedenheit oder rohe Redensarten über Ungelehrigkeit und Dummheit der Schüler vernommen haben. Ein Exerzirmeister ließ es sich sogar nicht verdrießen, selbst vor seinen Zöglingen auf den Boden zu knieen und ihnen die Stelle mit der Hand zu bezeichnen, bis wie weit der Fuß vorzutreten habe, ja er beharrte noch in derselben Geduld, als ein ungeschickter Rekrut seinen Lehrmeister auf die Finger trat.

Ueber dem Exerzirplatze liegt das neue Viertel und die Vorstadt San Dimitri; man steigt sodann in ein schluchtartiges Thal hinab, in welchem auf beiden Seiten elende

hölzerne Baracken erbaut sind und in dessen Mitte das jetzt trockne Bett eines nur im Winter und Frühjahre fließenden Baches sich vorfindet. Männliche Buhldirnen sollen vorzüglich in San Dimitri zu ihrem abscheulichen Handwerke erzogen werden, und man scheut sich nicht, dazu schön gebaute und üppige Griechenknaben aus den entfernteren Dörfern zu stehlen. Armuth und Elend tritt hier um so mehr entgegen, als weder Moschee noch Kirche von einiger Bedeutung vorhanden sind, um die armselige Umgebung auch nur auf Augenblicke vergessen zu machen.

Ueber San Dimitri breitet sich das Plateau, was zwischen dem Bospor und dem süßen Gewässer die Höhe der einem vorgeschobenen Vorgebirge ähnlichen Landzunge bildet, als wellenförmige Fläche aus und wird hauptsächlich durch Schluchten, die im Winter und Frühjahre nicht unbedeutende Bäche haben und der Vorstadt Kassim-Pascha ihr Wasser zuführen, unterbrochen. Der Rand am Bospor ist bedeutend höher, als der andere an dem süßen Gewässer. Mehr gegen den erstern zu entspringen zahlreiche Quellen, deren Wasser sich zum Theil in das goldene Horn ergießen, aber nur im Winter und Frühling reichliche Nahrung erhalten; der größere Theil fließt den steilen Abhang im Norden des Bosporus herab und vermischt sich mit dessen Fluthen. Die Landzunge selbst besitzt eine andere Gestalt, als die auf der gegenüberliegenden Seite des Hafens, auf der das eigentliche Konstantinopel sich befindet, indem sie sich von Osten mit geringer südlicher Neigung nach Westen in einer und derselben Breite von ohngefähr 7000 Schritten vorschiebt und in dem Hafen jener Landzunge gegenüber ein Ende findet. Setzt man oberhalb Kjaghad-Chaneh der Landzunge ihre Gränze, da weiter hinauf die süßen Gewässer als einfache bachähnliche Flüsse erscheinen, so beträgt die Länge derselben nicht mehr als ihre Breite, und sie stellt demnach ein gleichschenkliges Viereck dar,

dessen Rücken die schon bezeichnete Fläche bildet, dessen Seiten hingegen, mit Ausnahme der östlichen, mit dem übrigen Lande zusammenhängenden, ziemlich steil abfallen.

Seit mehreren Wochen war schon kein Regen vom Himmel gefallen, und so erschien der dürre Mergelboden nur sparsam mit blühenden oder grünenden Pflanzen bedeckt. Eine schwache Schicht fruchtbarer Erde war an wenigen Stellen sichtbar, denn im Allgemeinen bildete der verwitterte, reichlichen Kalk haltende Mergel die oberste Schicht der Fläche und war auf eine solche Weise ausgetrocknet, daß allenthalben sich Risse zeigten, und der Boden war so hart, daß man selbst mit einem spitzen Eisen nur schwer eindringen konnte. In den Schluchten lag dichtes Geröll, und ihren beiden Wandungen sah man deutlich genug an, wie heftig die Wasser im Frühjahre herabfließen müssen. Die ganze Oberfläche glich einer traurigen Wüste, die mit den herrlichen Umgebungen der Ferne in grellen Widerspruch trat. Kümmerlich ernährten sich einige Pflanzen und lagen meist gestreckt auf der Erde, um derselben möglichst viel Punkte darzubieten, von wo aus die nöthige Feuchtigkeit aufgesaugt werden konnte. Pflanzen, die sonst gegen zwei Schuh und mehr hoch werden und dicht mit Blüthen bedeckt sind, waren auf dieser Landzunge Zwerge geworden, welche spärliche, mehr graugrüne Blätter und noch dürftigere Blüthen trugen. Die blaue und schwefelgelbe Tauben-Skabiose hätten mit ihrer oft einzigen Blüthe und ihrem ganz veränderten Habitus den Botanikern, die das ganze Heil der Wissenschaft in Namen, hinter denen sie selbst prangen, suchen, Gelegenheit genug gegeben, durch neue Benennungen sich zu verewigen. Der die Form einer Distel annehmende Lattichblüthler (Scolymus hispanicus *L.*) vertrat unsere Disteln, und seine grünlich-grauen und harten Blätter harmonirten mehr mit dem grauweißlichen Boden, als seine goldfarbenen und dicht gedrängten Blüthen. Unsere ebenfalls dürre Ränder

liebende Natterzunge (Echium vulgare *L.*) wurde durch zwei andere Arten dieses Geschlechtes (E. violaceum *L.* und plantagineum *L.*) vertreten. Alle übrigen Kräuter bildeten mit ebenso zwergigen Gräsern für die Erde eine im hohen Grade dürftige Umhüllung, und von den ersteren sind unser schmalblättriger und der Krähenfuß-Wegetritt, der kleine Hügel-Waldmeister (Asperula cynanchica *L.*), das rothe Sandkraut und eine kümmerliche Nelke zu nennen, während von den anderen sich nur Hundsgras (Cynodon Dactylon *L.*), Aegilops- und Psilurus-Arten, Mauergerste und Haargras unterscheiden ließen. Weiterhin, besonders in den Niederungen der wellenförmigen Unebenheiten und an den Rändern der Schluchten, standen die bis 1½ Fuß hohen und kugelig ausgebreiteten stachligen Poteriums gesellig nebeneinander und erschienen, aus der Ferne gesehen, gleich großen schwarzgrauen Flecken, wie sie auf dergleichen Boden eine mehr oder minder umfangreiche Wolke, die sich vor die Sonne gestellt hat, hervorruft. Mutter Natur ist gar launig und sonderbar in ihrem Schaffen, und während sie für den Norden der gemäßigten Zone ein Poterium, unter dem Namen Bibernell in allen Haushaltungen wohl bekannt, mit genießbaren Blättern hervorruft, läßt sie auf den dürrsten Stellen der Umgebungen Konstantinopels und anderer Gegenden des Orients eine ungenießbare Pflanze desselben Geschlechtes in niedriger und im hohen Grade sparriger Strauchform, über und über mit Dornen bewaffnet, erstehen.

Unter diesen Umständen vermochte die traurige, auf dem ganzen Rücken der Landzunge sich hinziehende Steppe mich nicht lange zu fesseln, und so nahm eine blendend weiße Erscheinung in Form übereinander geworfener Ruinen meine Aufmerksamkeit zunächst in Anspruch. Ich veränderte die rein nördliche Richtung, die ich bis dahin genommen, und wanderte nordwestlich ihr zu. Immer deutlicher traten die Steinhaufen hervor und als ich

die Stelle selbst erreichte, sah ich das treue Bild eines jüdischen Gottesackers. So starr diese zum Theil formlosen, zum Theil dem Sarge nachgeahmten Steine aus der nackten Erde herausragten, so starr haben sich die Bekenner der mosaischen Gotteslehre Jahrtausende hindurch erhalten. Die Weissagungen ihrer Propheten sind leider in Erfüllung gegangen, aber selbst der mit ihm fast gleiches Schicksal theilende Armenier ist nicht so tief gefallen, als der allenthalben verachtete und oft noch gehaßte Jude. Seinen Starrsinn und seinen nur strafenden Gott in der Brust tragend, ist ihm Elend und Armuth zur zweiten Natur geworden; den Stolz, die einzige von Gott, wenn auch jetzt bestrafte, doch immer bevorzugte Nation zu sein, legt er trotzdem nicht ab und sieht geduldig der Zeit entgegen, die ihm von Neuem die Herrschaft über die Philister verleiht. Und wenn es auch dem jetzt noch lebenden Juden, gleich dem Moses, selbst nicht vergönnt ist, das gelobte Land dereinst wiederum zu erschauen, so erfreuen sich doch, seiner Meinung nach, seine Kinder oder Kindeskinder einmal noch der ihnen erstandenen göttlichen Gnade. Dieser Glaube ist um so merkwürdiger, als dem Juden keineswegs die Freuden eines wie bei dem Mohammedaner üppig ausgestatteten Paradieses bevorstehen und er nur eine dunkle Ahnung von einem Fortleben nach dem Tode besitzt.

In geregelten Reihen lagen die Gräber mit blendendweißen Steinen bedeckt hintereinander, aber nirgends beschattete ein Baum die Stelle, wo der Sohn den theuren Vater, die Mutter das geliebte Kind begraben hatte. Der dürre, steinige Boden umfaßte die sterbliche Hülle meist ohne Sarg, und der schwere Stein deckte die Oeffnung des Grabes. So scheint selbst im Tode noch die Lieblosigkeit seiner Mitmenschen den armen Juden zu verfolgen, denn nicht der geringste Schmuck, das Zeichen einer frommen Pietät, ist ihm auf seinem Grabe erlaubt. Kein

freundliches Grün, keine duftende Blume darf dem Boden, der die in Staub zerfallene Hülle bedeckt, entsprießen, und nur am späten Abend, wenn die Sonne mit ihren brennenden Strahlen im tiefen Meere versenkt liegt, kommen die Anverwandten des theuren Todten aus ihren armseligen Hütten hervor, um noch eine Zeit lang ihre Liebe und Ehrfurcht an den Tag zu legen.

Einige Reisende behaupten, daß die Juden in Konstantinopel sich einer größeren Freiheit als irgendwo erfreuten und eine ächt demokratische Verfassung besäßen. Ich für meinen Theil glaube, daß die Anhänger Mosis nirgends auf einer so tiefen Stufe der Verachtung und des Druckes stehen, als gerade im Oriente; während der Jude im gesitteten Europa durch seinen Reichthum eine nicht unbedeutende Macht ausübt, sind Armuth und Elend seine stäten Begleiter in Asien. Der Moslim verachtet ihn wie den Christen, aber dieser haßt ihn noch als den Nachkommen des Volkes, was seinen Heiland an das Kreuz geschlagen, und sucht seinen Unmuth über Druck und Verachtung von Seiten der Rechtgläubigen an dem armen Juden auszulassen. Ueberall ist er die Zielscheibe der Laune aller Andersdenkenden. Nur die gewöhnlichsten und dürftigsten Beschäftigungen sind ihm geblieben, bei denen er nie zu Reichthum gelangen kann, und hinsichtlich des Handels wird er fortwährend von dem Armenier argwöhnisch betrachtet. Der Sage nach sollen die konstantinopolitanischen Juden erst nach der Eroberung der Stadt durch die Osmanen aus Spanien eingewandert sein und von hier aus ihren Talmud auch über Asien ausgebreitet und sich dadurch eine Art Herrschaft über die anderen verschafft haben. Die kaukasischen Juden erhielten in der That, wie ich von denen in Derbend erfuhr, erst sehr spät den Talmud von Konstantinopel, haben sich aber in der neuesten Zeit ihren polnischen Glaubensgenossen angeschlossen.

Es sollen über 50,000 Juden in Konstantinopel leben. Sie wohnten, wie ich schon oben gesagt habe, früher in der eigentlichen Stadt längs der Hafenseite vom Fischmarkte bis zum Fanal, wurden aber wegen des Baues einer Moschee zum großen Theil vertrieben und erhielten jenseits des Hafens das heutige Chaßköi zum Aufenthalt angewiesen; die zurückgebliebenen bewohnen noch hauptsächlich das alte Stadtviertel Balata. Die Juden nennen sich keineswegs Unterthanen des Sultans, sondern Gäste (Mußafir), und wahrscheinlich hängt dieses mit bestimmten Vorrechten, die sie bei der Uebersiedelung erhielten, zusammen. Ihr eigentlicher Name ist Jahudi, aber im gewöhnlichen Leben nennt man sie Tschifut.

Von dem jüdischen Gottesacker aus wanderte ich in ost-ost-nördlicher Richtung auf dem hohen Rande der hier zu dem süßen Gewässer abfallenden Landzunge und erfreute mich an der wunderschönen Aussicht, die hier das unter mir liegende breite Thal, in dem die beiden den Hafen bildenden Flüsse Barbyses und Kydaris, jetzt unter den längeren Namen der Flüsse der Papierfabrik und des Freiherrn Ali-Dorfes (Kjaghad-Chaneh- und Ali-Bei-Köi-Ssu) bekannt, sich eben vereinigt haben. Aber noch scheinen sich die beiden Wasser nicht miteinander zu vertragen, und sich wieder trennend, bilden sie eine Menge unstäter Inseln, die, je nach dem Stande der Fluthen, bald größer, bald kleiner erscheinen, bisweilen selbst ganz verschwinden und an anderen Stellen wiederum zum Vorscheine kommen. Eine üppige Vegetation an den breiten Ufern und reges Leben auf denselben machte die Landschaft unter mir lebendiger, als man nach der Ueberschreitung der traurigen Steppe auf der Höhe der Landzunge vermuthen sollte. Der Rand, welcher sich auf jener Seite des süßen Gewässers, besonders nördlich von mir, erhob, war keineswegs so fruchtbar, als die Ufer, und große Strecken des oben erwähnten schwarzgrauen Poteriums (Poterium spinosum *L.*) wech-

selten mit dem fahlgrauen oder mehr weißlichen und nackten Boden ab. Lieblicher war der Anblick mehr nach Westen, und freundliches Laubholz bedeckte die Höhe des schmalen Hügels, der sich über dem Frühlings-Dorfe (Baharije-Köi) erhebt und das liebliche Spiegel-Ahorn-Dorf (Ainalü-Kawak-Köi) verdeckt. Links davon liegt die Hiobs-Vorstadt (Ejub), ohne Zweifel der schönste Punkt Konstantinopels, und seinen Bach aufwärts verfolgend, bemerkt man fruchtbare Gärten und auf der Höhe die Gegend der Meierhöfe mit ihren verschiedenen Anlagen.

Bis an die Stelle, wo beide genannte Flüsse in einen spitzen Winkel sich vereinigen, ging ich am Rande in derselben Richtung fort und verschaffte mir noch den Genuß eines völligen Ueberblickes des ganzen breiten Thales, welches den Namen des süßen Gewässers führt, vom großherrlichen Schlosse zur Glückseligkeit (Seadet-Abad) im Papiermühlendorfe (Kjaghad-Chaneh-Köi), im Nordost bis zum Frühlingssitze (Baharije) am Ende des Hafens. Die paradiesische Gegend der Vereinigung des Barbyses und Kydaris war schon seit dem Beginn der ältesten Stadt ein beliebter Lustort, und nicht mit Unrecht nannten sie dereinst die Griechen Silbersee (Argyrolimne), weniger nach den spiegelhellen Fluthen, als vielmehr nach den silberglänzenden Weiden und Pappeln, die die Ufer des Wassers bekränzten. Zur Zeit der byzantinischen Kaiser nicht weniger, als zu der der osmanischen Herrscher, war das süße Gewässer der beliebte Spatziergang der vornehmen Welt, und es entstanden in Menge Paläste und Lusthäuser. Besonders wurde der erste Theil des Frühlings hier zugebracht und vor Allem die Tulpenflor in den weitläufigen Gärten gepflegt. Zur Zeit der Regierung Achmeds III. und seines prachtliebenden Großvesirs Ibrahim erreichte die Umgebung des süßen Gewässers den Glanzpunkt seiner Verschönerung, und es wird erzählt, daß damals von dem alten berühmten Schlosse zum Schwarzbaum (Karaghadsch) bis zu dem zur Glückseligkeit

(Seadet=Abad) nicht weniger als 170 Lusthäuser (Köschke, Kioske) standen und allenthalben reges Leben hervorriefen. Die Großen des Reichs beeiferten sich wahrhaft, die Pracht ihres Herrschers nachzuahmen. Eine lange Strecke des Flusses unterhalb des Papiermühlen=Dorfes wurde auf beiden Seiten mit marmornen Quai's eingefaßt, und, trotz der bald darauf erfolgten furchtbaren Verwüstung der ganzen Umgegend in der Revolution gegen Achmed III., sieht man noch das großartige Werk. Damals scheint in der Türkei die Gartenkunst noch einigermaßen ausgeübt worden zu sein, aber außer der Kultur von Rosen, Syringen, Veilchen, Anemonen, Lilien, Hyacinthen u. s. w. wurde vor Allem die Tulpenzucht getrieben, und in jedem Frühjahre ein sogenanntes Tulpen= oder Lampenfest gefeiert. Man erleuchtete nämlich die Tulpenfelder des Abends mit verschiedengefärbten Lampen, damit die bunten Farben der Blumen in der verschiedenen Beleuchtung um so greller hervortraten. Ein Großwesir hatte sogar den sonderbaren Gedanken, Schildkröten zum Träger seiner Lampen zu wählen, und die wandelnden Lichter verliehen dem Ganzen ohne Zweifel einen eigenthümlichen, fast feenhaften Reiz. Es wurde die besondere Hofstelle der Lalefari für die Tulpenzucht geschaffen, und der Scheich Mohammed Lalefari verfaßte ein Verzeichniß der kultivirten Tulpensorten. Doch mit der Absetzung Achmeds III., im Jahre 1730, wurde die ganze Umgegend des süßen Gewässers von den übermüthigen Rebellen verwüstet, und der schöne Palast zum Schwarzbaum (Karaghadsch) in Trümmer, in denen er sich noch befindet, gelegt. Ihm gegenüber erbaute sein Nachfolger Mahmud I., oder vielmehr dessen Mutter den Frühlingsbau (Baharabad) im Dorfe Baharije=Köi. Wenn auch das Schloß zur Glückseligkeit (Seadet=Abad) einem gleichen Geschicke entging, so blieben doch die reizenden Umgebungen von den spätern Großherrn vernachlässigt, und nur erst später wurde die Hochzeit, als welche, wie schon bemerkt, die Beschnei=

dung der Prinzen betrachtet wird, in ihm gefeiert, eine Sitte, die sich wiederum in der neuesten Zeit zu verlieren scheint.

Von dem süßen Gewässer datirt sich auch der Anfang der uralten Stadt Byzanz. Ihre Erbauung geschah gewiß früher, als man gewöhnlich, nämlich 100 Jahre nach Rom, annimmt, und die Megaräer gründeten ohne Zweifel nur damals eine Handelsniederlassung in der schon existirenden Stadt. Ihre Gründung wird der Sage nach einem Eingebornen, einem kühnen Hirten, Byzas mit Namen, zugeschrieben. Hier am Zusammenflusse des Barbyses und Kydaris tödtete dieser einen wilden Stier, der vielfachen Schaden durch ganz Thrazien angerichtet hatte, und machte sich dadurch um sein Vaterland sehr verdient. Als er eben das erlegte Thier ausweidete, schoß plötzlich aus der Höhe ein Adler herab und faßte mit starken Klauen die Eingeweide, diese mit sich fortführend. Auf der Spitze der Landzunge, wo jetzt das neue Sarai steht, ließ er sich nieder und verzehrte seinen Raub in Ruhe. Diese sonderbare Erscheinung wurde bekannt, und Byzas erhielt von Thraciens Könige Barbyses mit der Tochter Phidalia auch die Landzunge zur Belohnung. Auf ihr erbaute er nun eine Stadt und nannte sie nach seinem Namen. Der griechische Mythus umhüllte später die einfache Thatsache der Gründung noch mehr in das ihm eigenthümliche Gewand, und da der Hafen sowohl als die Vereinigung der mehrmals genannten Flüsse die Form eines Hornes besitzen, so brachte man die Sage von der Io mit Byzanz in Zusammenhang, rief sie vielleicht auch erst dadurch hervor. In der schönen Zeit, wo die Götter noch menschlicher waren und nicht selten auf der schönen Erde wandelten, erfreute sich auch eine königliche Prinzessin aus Argos, Io mit Namen, einer besondern Zuneigung des Vaters der Götter und Menschen, ohne aber diese zu erwiedern. Doch das schwache Menschenkind unterlag endlich der List, um nun die ganze Rache der eifer-

süchtigen Juno zu fühlen. Selbst ihre Verwandlung in eine Kuh rettete sie nicht vor den Verfolgungen ihrer Nebenbuhlerin, und so floh sie vergebens von Land zu Land. Nachdem sie die ganze damals bekannte Welt durchirrt hatte, erreichte sie endlich das süße Gewässer und kam an der Vereinigung beider Flüsse mit einer Tochter nieder. Keroessa, d. h. die Gehörnte, trug auf der Stirn das Zeichen ihrer Geburt, ein Horn, und wurde von der Amme Semystra genährt, d. h. der die Form eines Hornes besitzende Hafen nährt sich fortwährend durch die am Vorgebirge Semystra stattfindende Vereinigung der beiden genannten Flüsse. Aber auch Keroessa, so erzählt die Mythe weiter, trat in die Fußstapfen ihrer Mutter, und zur vollkommenen Jungfrau herangewachsen, verschmähte sie keineswegs die Gunst ihres Oheims, des Herrschers der Meere. So wurde auch sie alsbald Mutter, und ihr Sohn Byzas erbaute mit Hilfe seines Vaters Byzanz.

Das Doppelhorn hat ohne Zweifel erst zur Benennung der Ochsenfurt, was Bosporus übersetzt bedeutet, Veranlassung gegeben und alle darauf bezüglichen Mythen hervorgerufen, wenn auch durch den alten Namen des heutigen, über Skutari sich hinaufziehenden Berges, wegen seines gleich der Stirne eines Ochsen sich in das Meer vorschiebenden Fußes, die Sage unterstützt wurde.

Daß in den ältesten Zeiten wirklich zwischen Skutari und dem neuen Sarai eine Fuhrt für das Rindvieh vorhanden gewesen sein soll, möchte ich bezweifeln, da diese Stelle gerade hier sehr breit ist und wohl über 4,000 Fuß betragen mag. Wenn sie wirklich vorhanden war, so befand sie sich auch weiter oben, kurz vor der Teufelsströmung, wo die Breite kaum mehr als die Hälfte beträgt.

Die Form des Hafens ging auch auf das Wappen der Stadt über. Der halbe Mond war in den ältesten Zeiten ihr Sinnbild und ist es seit der Besitznahme der Stadt durch die Osmanen von Neuem geworden. Die in der

Nacht leuchtende Hekate (Diana phosphoros) war die Schutzgöttin der Stadt und trug als Attribut einen halben Mond auf ihrem Haupte. Ihr wurde vor Allem gehuldigt, denn als die Makedonier unter Philipp in stockfinsterer Nacht versuchten, die Stadtmauern zu untergraben, sandte die rettende Göttin plötzlich einen hellen Stern aus dem Norden, und das Vorhaben der Feinde wurde vereitelt. So kam noch neben dem halben Monde damals der funkelnde Stern in das Wappen der Stadt, und ist es auch seit der Türkenherrschaft wieder geworden. Das eigentliche Sinnbild der Nachkommen Osmans ist ein Falke.

In einer breiten Schlucht stieg ich abwärts in das große Thal des süßen Gewässers, und mit jedem Schritte änderte zu seinem Vortheile der bis dahin traurige Boden das eintönige Gewand. Die stachliche Eiche mit den immergrünen Blättern (Quercus coccifera *L.*) trat mir hier zum ersten Male in ungebundener Freiheit entgegen. Die zwergigen Kräuter verschwanden allmälig, und das grau-bläuliche Mergelgerölle erlaubte mancher schön blühenden Pflanze mehr sich in die Breite und Höhe zu entfalten, als man den Umständen nach vermuthen sollte. Die Bergraute, Salbei-Arten, unserer Wiesensalbei entsprechend, die blaue Mannstreu (Eryngium caeruleum *M. B.*), die kleinköpfige Kugeldistel, Onosma-Arten, eine prächtige, dichtfilzige Wollkerze in Pyramidenform, die härtliche Chamille, mehre Lattichblüthler, kleinere weithin duftende Lippenblüthler, einige Nelken und kleine Gräser aus den Geschlechtern des Weizens, der Gerste und des Fingergrases bedeckten alsbald die Erde. Unten angekommen, erfreute ich mich des lang entbehrten Genusses einer Wiese, und schöne, einzelne Bäume mit weithin greifenden Aesten forderten in einer glühenden Mittagshitze nicht umsonst den Wanderer auf, unter ihrem Laubdache sich des erfrischenden Schattens zu erfreuen. Vor mir lag ein Lusthaus des Großherrn, aber es herrschte rings um mich eine heilige

Stille, wie ich sie von oben gar nicht vermuthet hatte. Jedermann vermied die heiße Mittagssonne, und es schien selbst, als wenn mit den Menschen alles Lebende sich zur Ruhe begeben hätte. Kein Schmetterling flog in der vor Hitze zitternden Luft dahin, und selbst die peinlichen Mücken hatten sich zurückgezogen. Es war ein schöner Wallnußbaum, unter den ich mich gelagert hatte. Nur im Rhonethale, im Schweizer Kanton Wallis, habe ich so schöne Bäume der Art gesehen, wie im Oriente, und es scheint, als wenn sie vor Allem von den Orientalen bevorzugt würden. Besonders, wo die Dörfer aus zerstreuten Häusern bestehen, wird er in die umzäunten Räume gepflanzt. Er wächst noch schneller, als die im Wuchse ihm gleiche Platane und hat seiner wohlschmeckenden Früchte wegen vor dieser unbedingt den Vorzug. Auch die Platane, aber hier von keiner bedeutenden Höhe, erschien hie und da angepflanzt. Außerdem waren die spitzblättrige und spitzfrüchtige Esche, der im Osten vorherrschend wachsende Zürgelbaum und einige silberglänzende Weiden vorhanden. Gebüsch schien sich nur in den Gärten, die bald von einander getrennt, bald zusammenhängend sich dahinzogen, vorzufinden, und was sonst in diesen vorhanden war, konnte ich außer den Bäumen, da sie verschlossen, nicht erkennen. Aber Pfirsisch-, Aprikosen-, Mandel- und Pflaumenbäume schienen neben wenigem Kernobst vorherrschend darin gezogen zu werden.

Bis zum Schlosse der Glückseligkeit (Seadet-Abad), wo einst eine Papiermühle (Kjaghad-Chaneh), von Suleiman dem Großen angelegt, stand, wanderte ich in stets gleichlieblicher Umgebung noch einige Zeit und bedauerte, daß mir die geschichtlich-denkwürdige Zeit des dritten Achmed so wenig bekannt war und für uns überhaupt noch so dunkel ist, denn kein Herrscher ähnelt Ludwig XIV. in Frankreich so sehr, als der damalige, ihm gleichzeitige Großherr. Prachtliebe, Eitelkeit, Eigensinn, Vergnügungssucht und Wollust waren, neben eminenten Anlagen des Geistes,

die hervorstechenden Eigenschaften des französischen Königs und des türkischen Sultans. Beide umgaben sich und ihren ganzen Hof mit einem noch nie gekannten Glanze und einer bis dahin unerhörten Ueppigkeit. Beiden standen große Männer zur Seite, die am Meisten beitrugen, ihr Zeitalter für die Zukunft berühmt zu machen, beide legten aber auch den Keim zur Verderbniß ihres Volkes. Wenn Achmed zwar das Opfer derselben wurde, da ein Naturvolk nicht so leicht in Banden zu schlagen ist, so wurde Ludwig XIV. desto mehr durch die äußern Umstände und dadurch, daß die Masse des Volkes durch unglaublichen Druck zur völligen Apathie herabgesunken war, begünstigt. Das launige Geschick war dem übermüthigen Könige bis an sein Ende hold, rächte sich aber um so grausamer und unbarmherziger an seinen bessern Nachkommen, die für immer aus der Zahl der Herrscher gestrichen zu sein scheinen.

Allein wagte ich nicht über Kjaghad-Chaneh hinaus zu gehen, und so wandte ich mich auf die andere Seite des Flusses, um mich auch mit den dortigen Höhen vertraut zu machen. Die krüppelige Strauchvegetation herrschte hier mehr vor, als auf den Rändern und Höhen, die ich vorher heruntergestiegen war. Das stachliche Poterium bedeckte weite Strecken, aber auch die Baumheide trat an einzelnen Stellen mit ihrem feinen und dichten Laube und den rothen und rosafarbenen Blüthentrauben hervor und gestaltete den pflanzlichen Charakter der Gegend freundlicher als jenes. Auf der anderen Seite der Anhöhe, auf der ich mich befand, floß der Kydaris nach dem Dorfe des Ali-Bek, Alibeiköi-Ssu genannt, und wie Achmed in Kjaghad-Chaneh das Schloß zur Glückseligkeit erbaute, so erstand hier bei dem Dorfe des Ali-Bei der Chosroes-Bau (Chosrew-Abad), als wenn er mit dem großen Könige Persiens, der vor mehr als 12 Jahrhunderten mit seinen Siegen auch seinen Namen durch ganz Asien erklingen ließ, wetteifern könnte! Das Thal des Kydaris gleicht vollkommen dem des Barbyses,

besitzt aber, wie es scheint, nicht nur geringere Fruchtbarkeit, sondern auch geringere Kultur.

An der Vereinigung der beiden Flüsse angekommen, stieg ich wiederum in das Thal herab und erschaute mit eigenen Augen, wie immer noch die gehörnte Tochter der Io oder das goldene Horn, welchen Namen noch heut zu Tage der Hafen trägt, reichliche Nahrung aus dem Busen der Semystra zieht. So nannten die Alten nämlich die Amme der Keroessa und das Vorgebirge, was sich in den Winkel der Vereinigung beider Flüsse vorschiebt. Auf einer Brücke, die etwas weiter oben über den Fluß der Papiermühle führt, gelangte ich wiederum auf die linke Seite des Thales. Zum Theil waren die Menschen aus ihrem kühlen Verstecke wieder hervorgekommen, zum Theil lagen sie aber noch unter den Bäumen oder in Zelten ausgestreckt, bis zum kühlern Abend der süßen Ruhe pflegend.

Wie man auf dieser Seite um eine vorgeschobene Höhe umbiegt, kommt man in das Bereich der Ziegelbrennereien, die vorzüglich das große Konstantinopel mit Baumaterial versehen. Backsteine und Ziegeln aus dieser Gegend haben weit und breit den Vorzug vor allen anderen, und deßhalb wird die Bereitung derselben auf beiden Seiten mit großer Thätigkeit betrieben. Die Masse zu den gebrannten Steinen wird mitten aus dem Wasser, das hier schon einen faden und schwachsalzigen Geschmack annimmt, geholt, und kleine, aber desto tiefere Nachen fahren beständig in die Nähe der kleinern und größern Inseln, um den Schlamm mit breiten hölzernen Schaufeln von dem nur wenige Fuß unter dem Wasser befindlichen Boden hervorzuholen und an eines der Ufer auszuladen. Man macht gegen zwei Fuß hohe Haufen und überläßt diese der glühenden Sonnenhitze, bis die Oberfläche so weit ausgetrocknet ist, daß sich zolltiefe Furchen und Risse bilden. Nun erst vermischt man die feinkörnige Masse mit wenigem angefeuchteten Thone, gibt ihr die Form der Steine und brennt sie. Ich habe Proben

dieses Schlickes mitgebracht, und nach den Untersuchungen Ehrenberg's, der uns zuerst die unsichtbare thierische Welt mit seltenem Scharfsinne klar und deutlich erschlossen hat, enthält er zahlreiche Infusorien. Vorzüglich waren es kieselschalige Polygastern aus den Geschlechtern Achnanthes, Campylodiscus, Eunotia, Gallionella, Navicula, Pinnularia ꝛc., neben einigen kalkschaligen Polythalamien der Geschlechter Planulina, Geoponus u. s. w., die sich darin befanden.

Ueber das Neue, was sich mir allenthalben darbot, vergaß ich ganz und gar die Zeit, und bemerkte deßhalb auch nicht, wie sich die Sonne dem Horizonte allmälig näherte. Langsamen Schrittes ging ich bald dicht am Uferrande, bald zwischen freundlichen Gärten und befand mich endlich inmitten des Milchviertels, der Vorstadt Südlidsche. Die Wärme machte allmälig einer angenehmern Kühlung Platz, und damit wurden auch die Straßen lebendiger. Bald darauf befand ich mich im Juden-Quartiere und erfreute mich an den rothwangigen Töchtern Abrahams, die allenthalben aus den Fenstern herauslugten oder wenig und gar nicht verhüllt sich auf der Straße ergingen. Doch ich will nicht von Neuem die verehrten Leser mit der Beschreibung meiner damaligen Irrfahrt inmitten der großen sultanischen Residenz belästigen, da ich es wohl schon an einer anderen Stelle zur Genüge gethan habe. Ich schließe demnach diesen ersten Spatziergang und beginne einen neuen und hoffentlich nicht minder interessanten nach dem vielgepriesenen Böjükdereh und dem heiligen Walde von Belgrad.

Böjükdereh (bei uns mehr in der Schreibart Bujukdereh bekannt) ist der beliebte Sommersitz fast aller Abendländer, die sich in Konstantinopel aufhalten und besonders der Gesandtschaften, und wurde auch von uns wiederholt besucht, zumal ebenfalls der preußische Gesandte, Herr Lecoq, daselbst seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, und wir mit besondern Empfehlungen an ihn von Seiten der preußischen Regierung versehen waren. Mir war schon in Berlin durch

einen meiner Freunde die Ehre zu Theil geworden, die mir so werthe und interessante Bekanntschaft des Herrn Lecoq gemacht zu haben, und schon damals erhielt ich die Versicherung der freundlichsten Aufnahme für Konstantinopel. Was für unsere Weiterreise geschehen konnte, geschah von dem Chef der Gesandtschaft auf das Bereitwilligste und Schnellste, aber auch in gemüthlicher Hinsicht trug Herr Lecoq alles Mögliche bei, uns den Aufenthalt in Konstantinopel so angenehm als möglich zu machen und führte uns seiner vortrefflichen Familie zu.

Böjükdereh liegt auf der europäischen Seite des Bosporus, gegen 3½ Stunden von Konstantinopel und 1½ vom schwarzen Meere entfernt und bildet ein unbedeutendes Dorf, was sich auf dem schmalen Uferrande jenseits eines bedeutenden Busens hinzieht, durch die Gesandschafts-Hôtels aber einen großartigen Anblick darbietet. Ich führe die verehrten Leser zuerst zu Wasser nach den reizend gelegenen Landsitzen, mache sie dann mit den an Abwechselungen reichen Umgebungen bekannt und kehre zu Lande längs der neuesten Wasserleitung, der Mahmud's I., nach Konstantinopel zurück.

An dem gewöhnlichen Landungsplatze von Topchaneh mietheten wir für vieles Geld (in der Regel bezahlt man 20—25 Piaster, d. i. 1 Thlr. 8—15 Gr.) einen jener langschnäbeligen Nachen, die unter dem Namen der Kaiks in Konstantinopel bekannt sind, um mit einer gewissen Gemächlichkeit nach dem Orte unserer Bestimmung zu fahren. Diese Kaiks, deren gegen 16,000 in dem ganzem Bereiche vom Marmora-Meere bis zum Ende des Bosporus vorhanden sein sollen und von 20—25,000 Fährleuten (Kaikdschi) bedient werden, haben gewöhnlich eine Länge von 15—20, eine Breite hingegen von nur 4—5 Fuß. Der Kiel ist scharf, wodurch der Nachen schon bei der geringsten Bewegung schwankend wird, und ohne sich der Gefahr auszusetzen, umgeworfen zu werden, darf man nicht

darin stehen. Das Gerippe besteht aus Eichen=, die Planken hingegen aus Platanenholz. Andere Reisebeschreiber geben für die letzteren Birkenholz an, allein Birken habe ich in der Umgegend Konstantinopels nirgends gesehen, und wurden auch entschieden zu den Nachen, in denen ich gefahren, nicht benutzt. Vielleicht hat man hie und da außer Platanen= auch Ahorn=Breter dazu verwendet. Der hintere Theil besitzt eine Art Verdeck, auf dem man aber nicht Platz nimmt, da bei jeder größern Bewegung schon Schwankungen hervorgerufen werden, sondern man läßt sich auf dem Boden des Nachens unterhalb des Verdeckes nieder und lehnt sich mit dem Rücken daran. Auf diese Weise liegt man mehr auf ausgebreiteten Teppichen, als daß man sitzt. Vorn auf einer querübergehenden Bank sitzen die Ruderer. Größere Nachen sind allerdings bequemer und fassen auch mehr Menschen, während hier in der Regel nur zwei neben einander sitzen können: sie sind aber auch viel theurer und demnach für Gelehrte, die nur die Wißbegierde aus dem Vaterlande trieb, zu kostbar.

Wie man in Rußland aus den Postscheinen und der darin enthaltenen Anzahl von Pferden den Rang eines Reisenden ersehen kann, so in Konstantinopel aus der Zahl der Ruderer den Rang eines Beamten. Peter der Große entwarf, um sich dem hohen Adel gegenüber eine Parthei zu schaffen, eine Rangordnung, und diese hat nun wiederum Mahmud II. mit wenigen Abänderungen in seinem Reiche eingeführt. So dürfen nur die hohen Excellenzen, die Minister, wirklichen Geheimen Räthe und die General=en=Chefs, die zusammen den Namen Muschir führen, sich allein zehn Ruderer bedienen, während die Geheimen Räthe und General=Lieutenants (Ferik's) acht besitzen und den wirklichen Staatsräthen und General=Majors (Liwa's) nur sechs zukommen.

Im Angesichte von Skutari bestiegen wir die Gondel, und unsre beiden kräftigen Fährmänner zertheilten mit star=

ken Armen die zwar krystallhellen, aber dunkelblau=grünen Fluthen so mächtig, daß unser Nachen gleich einem Pfeile dahinflog. Wir hielten uns ziemlich nah am europäischen Ufer und machten uns so mit dessen mannigfaltigen Schönheiten zunächst bekannt. Trotz unserer mehrmals wiederholten Fahrt wurde es mir doch nicht möglich, Alles so wahrzunehmen, wie es, um eine einigermaßen genaue Beschreibung zu geben, nothwendig ist, und so will ich mich damit genügen, hier den Totaleindruck, wie er damals von mir in mein Tagebuch eingetragen wurde, wiederzugeben. Beide Ufer bilden eigentlich nur die Terrassen zu der breiten Wasserstraße des Bosporus, und auf ihnen ziehen sich, besonders auf der europäischen Seite, in einer fast ununterbrochenen Reihe Wohn= und Lusthäuser dahin. Leider aber zeichnen sich mit wenigen Ausnahmen die Gebäude weder durch Kunst noch durch Pracht aus, und die hölzernen ein= und zweistöckigen Häuser bilden zu den übrigen paradiesischen Erscheinungen einen grellen Widerspruch. Wie ganz anders würde sich ein solches Littorale im Besitze einer abendländischen Macht gestalten! Der Mensch braucht hier so wenig zu thun, daß er eben Alles schon gethan hat, wenn er nur einigermaßen seine einfache Wohnung den dargebotenen Schönheiten anpaßt. Anstatt dessen thut sich aber häufig die thörigte und unverständige Hand des Orientalen kund und ist doch trotz ihrer Verkehrtheiten nicht im Stande, die Natur mit dem nie versiegenden Füllhorn ihrer Reize wesentlich und lange zu beeinträchtigen. Es herrscht eben hier eine Fülle der Abwechslungen und harmonischen Verknüpfungen, eine Ueppigkeit in dem Wachsthume der Kinder aus Florens Gebiete, ein Reichthum der seltensten Töne im Laube der Sträucher und Bäume und der lieblichsten Blumen, wie die Natur vielleicht nirgend etwas ähnliches zum zweiten Male hervorgerufen hat. Dicht hinter der Häuserreihe erheben sich auch schon die hohen Ränder der auf dem vorigen Spaziergange geschilderten Landzunge und

kontrastiren gar wunderbar mit ihren zum großen Theile wüsten und einförmigen Stücken. Abwechselungen der seltensten Art finden sich schon auf kurzen Strecken vor, und Alles ist so schön, daß man nur bemüht ist, die dem Auge gegebenen Bilder dem geistigen Theile des Menschen zuzuführen. Zu Vergleichungen bleibt keine Zeit übrig, und es wird auch Alles zu rasch vor= und wiederum weggeführt, um nur einigermaßen zu einem Urtheile befähigt zu sein. Bald steigt der Rand in gleichem Winkel aufwärts, bald wird er durch allerhand sonderbare Vorsprünge in seiner Richtung unterbrochen. Enge Schluchten wechseln mit breitern Räumen ab. Wenn an einer Stelle sich die gegenseitigen Ufer bemühen, einander die Hände zu reichen und der sonst über 3,000 Schritte breite Wasserspiegel bis fast auf die Hälfte verengert wird, so treten sie gleich darauf um destomehr zurück, und es entstehen größere und kleinere Busen, die in einem Halbmonde von Häusern und Höhen umgeben sind. Dichtes Gebüsch oder freundliche Haine bedecken hier eine große Strecke, während sie dort in mehren Partieen getheilt erscheinen. Nackte Felsen, aber nicht mehr in ihrer Urfarbe, sondern vom Alter und der Zeit schwarzgrau gefärbt oder durch verschiedene Parmelien, Lekanoren und andere Flechten buntscheckig, treten hervor und nehmen sonderbare Gestalten an, von denen keine der anderen ähnelt. Gleich daneben stellen sich freie, mit Gras und Kräutern dicht besetzte Matten oder Wiesenplätze den spähenden Augen dar. Hie und da ziehen sich Gärten dicht bis an den Bosporus, und liebliche Landhäuser vermehren mit ihren geschäftigen oder spatzierenden Bewohnern das Malerische der einzelnen Partieen. Nur die gerade Mauer, die hie und da das Uferende der Gärten abschließt, stört einigermaßen die harmonische Verbindung der einzelnen Glieder. Die wunderschönen Boskets der immergrünen Sträucher mit dem anderen von schönen Blumen strotzenden Gehölze mildern aber wiederum den Anblick der gerad=

linigen Mauer, und vor Allem zeichnen sich die prächtigen Oleander mit ihren Tausenden rosarother Blüthen, die sich zu einzelnen Sträußern vereinigen, aus. Daneben steht oft die Myrte mit ihrem glänzenden Laube, zwischen deren freudig-grünen Blättern die schneeweißen und vielfädigen Blumen sichtbar werden, und wechselt mit Lorbeer- oder immergrünem Kreuzdorn-Gebüsch auf freundliche Weise ab. Hie und da ragt eine Orange mit mehr abgerundeter oder pyramidenförmiger Krone hervor, und der starke Geruch ihrer Blüthen drang bis zu unserem Nachen herüber. Doch vielleicht war es auch der Silberbaum (Elaeagnus hortensis *M.B.*), der uns seine Nähe verkündete. Der ächte Jasmin umrankt gleich dem Jelängerjelieber und hie und da mit ihm das dichte Gesträuch, während an anderen Stellen auch unser Epheu das schwarze Gestein bedeckt oder, an einen Baum geheftet, dem Lichte entgegenstrebt. Weiter oben, den Rand aufsteigend, nehmen Haine die Oberhand, und prächtige Cypressen von 40—60 Fuß Höhe ragen mit ihrer Pyramidenform aus den kleineren Eichen und Pistazien hervor oder breiten in einer anderen Art ihre kurzen Aeste mehr wagerecht aus. Daneben bilden die Pinien mit ihren einem Regenschirm nicht unähnlichen Kronen einzige Gruppen, wenn auch ihr Umfang keineswegs mit dem der Platanen, Wallnuß- und Kastanien-Bäume wetteifern kann. Wo Felsen zu Tage kommen, erscheint auch Feigen-Gebüsch und oft hatte ein solcher Stamm mit seinen großen und dunkelmattgrünen Blättern mitten in einer Spalte derselben oder an der Mauer Platz gefunden.

Sobald man Fündüklü und die dieses begränzende Gewehrfabrik erreicht hat, tritt allmälig der großherrliche Winterpalast des Kürbis-Gartens (Dolmabaghdsche), den vor Allem Mahmud II. sich für einen großen Theil der späteren Jahreszeit zum Aufenthalte erwählt hatte, hervor. Ihm verdankt das Schloß auch seine jetzige Einrichtung. Der jetzige Großherr wohnt aber lieber auf der asiatischen Seite, gleichsam als

fühlte auch er, wie wenig er mit seinem Volke noch nach Europa paßt. Hiermit beginnen eine Menge Anlagen, zum Theil von hohen Mauern umgeben, zum Theil auch dem Publikum zur Belustigung eröffnet. Der Lustort Wiegenstein (Beschiktasch) folgt nun mit einer ausgezeichneten Lage inmitten zweier von Bächen durchflossenen Schluchten, und ihm schließt sich das neue, vom Sultan Mahmud II. erbaute Schloß Tschiragan an. Hier wohnt der jetzige Sultan einen Theil der heißen Sommermonate mit seinem großen Hofstaate. Ein deutscher Gärtner war beauftragt, die inneren, von hohen Mauern umschlossenen Anlagen in europäischem Geschmacke herzustellen, und soviel als man von außen wahrnehmen konnte, schien der Gartenkünstler sich besonders in grünen Rasenplätzen zu gefallen, während er Haine und Boskets in den Hintergrund treten ließ. Von unserer Ferne aus betrachtet, bot der Garten wegen seiner Kahlheit gegen die natürlich bewachsenen Umgebungen keinen vortheilhaften Anblick dar, doch soll er in der Nähe wirkliche Schönheiten besitzen. Mahmud II. scheute keine Ausgaben, um die von ihm geschaffenen Anlagen zu heben, und auch der Diener der Kirche, was Abd-ul-Medschid bedeutet, läßt alljährlich bedeutende Sendungen der verschiedenartigsten Sämereien und Ziersträucher aus Wien kommen. Ich glaube jedoch, daß Konstantinopel selbst so viele schöne Pflanzen besitzt, daß man das Ausland gar nicht in Anspruch zu nehmen braucht; aber was der Mensch noch so schön und herrlich in seiner Nähe besitzt, damit ist er nur selten zufrieden, und so vermag er nicht lange dem inneren Drange nach dem Fremden, wenn auch oft minder Schönen zu widerstehen. Sobald man dem Schlosse nahe gekommen ist, bittet der Fährmann, nicht laut zu sprechen und, hat man einen Schirm gegen die brennenden Strahlen der Sonne über sich ausgespannt, diesen einzuziehen, denn Moslimen und Gjaur sollen vor der Wohnung des mächtigen Herrn über Leben und Tod durch Unterwürfigkeit und De-

muth ihre Ehrfurcht an den Tag legen. Engländer trotzen oft dem Verbote und verursachen dadurch dem armen Fährmanne eine strenge Strafe, denn er ist, wenn der Gjaur, der dann von den resp. Gesandtschaften in Anspruch genommen wird, das Gebot nicht befolgt, für dessen Vergehen verantwortlich.

Unmittelbar an Tschiragan schließt sich das nicht unbedeutende Mitteldorf (Ortaköi) an und nun kommen die Paläste zweier Sultaninnen, der Saliha und der Esma-Allem, der Mutter des Großherrn, die den Uebergang zum trocknen Born (Kuru-Tscheschme), einem ebenso wie Ortaköi bevölkerten Dorfe, machen. Hinter dem Arnautendorfe springt eine Art Vorgebirge, das den Namen der Strömung (Akindi-Burnu) hat, hervor und ihm gegenüber auf der asiatischen Seite zieht sich das Ufer, dadurch eine Bucht bildend, zurück. Hiermit beginnt die Verengerung des Bosporus und seine vielen Wassermassen sind gezwungen, sich mehr zu konzentriren. Unsere Fährleute vermochten der ihnen widerstrebenden Fluthen nicht mehr Herr zu werden und ruderten dem Ufer zu, um daselbst bereit stehenden Männern einen Strick zuzuwerfen. Die Schiffer ruheten eine kurze Zeit von ihrer anstrengenden Arbeit und versuchten dann von Neuem, durch eigene Kraft vorwärts zu kommen, bis sie wiederum gezwungen waren, den Nachen ziehen zu lassen. Dasselbe wiederholte sich zum dritten Male und jedes Mal wirft man den Ufermännern ein kleines Geldstück zu.

Die ganze Verengerung des Bosporus, die oberhalb der beiden Schlösser beginnt, führt den Namen der Teufels-Strömung (Scheitan-Akindißi) und seine Breite beträgt an einigen Punkten wohl kaum mehr als 15—1600 Schritte, wodurch wohl die bedeutend stärkere Strömung der Wassermassen sich erklärt. Gleich hinter dem genannten Vorgebirge zieht sich das Ufer weit zurück, schiebt sich aber alsbald wiederum vor, ein Vorgebirge bildend, auf dem das euro-

päische Schloß (Rumili-Hissar) liegt. Dadurch entsteht ein nicht unbedeutender Busen, in dessen Ufermitte der reizende Ort Bebek liegt. Zwischen ihm und dem Arnautendorfe liegt das freundliche Schloß der Sultanin Marie (Mirjam). Ihm gegenüber schiebt sich ein bedeutendes Vorgebirge, an dem der reizendste Ort des ganzen Bosporus, Kandilli, sowie nahe dabei das süße Gewässer der asiatischen Seite sich befindet, weit in das Wasser hinein und über ihm scheint die schmalste Stelle des Bosporus zu liegen. Dem europäischen Schlosse gegenüber steht das kleinasiatische (Anadoli-Hissar), und beide vermöchten wohl, gut bewaffnet, jedem fremden Schiffe die Einfahrt aus dem schwarzen Meere für immer zu verleiden.

Sobald man das unbedeutende Teufels-Vorgebirge (Scheitan-Burnu) im Rücken hat, erweitert sich wiederum der Bosporus und es folgen nun auf der europäischen Seite die Dörfer Baltiliman und Stenia (auch Istenia), an welchem letzteren sich der Bosporus in Form eines schmalen Busens tief in das Land hinein erstreckt und so einen vorzüglichen Hafen bildet. Ueber dieser Bucht schiebt sich von Neuem ein bedeutendes Vorgebirge vor, welches den Namen von dem daran liegenden Neudorfe (Jeniköi) erhalten hat, aber um eben so viel ziehen sich die gegenüberliegenden Ufer zurück und bilden auf diese Weise einen großen Busen. Hiermit erweitert sich der Bosporus mehr als früher. Hinter dem eben genannten Vorgebirge der europäischen Seite treten die Ufer weit zurück, um, einen Bogen bildend, sich später um fast eben so viel wieder vorzuschieben; es entsteht dadurch der große Busen von Böjükdereh. Ziemlich in der Mitte der einen Seite des Busens, wo das Wasser eine schmale Bucht in das Land entsendet, erblickt man das reizende Therapia, vielfach von Fremden besucht und bewohnt. In der äußersten Rundung des Busens liegt das Dörfchen Kefeli-Köi und auf der anderen Seite, unmittelbar dem zuletzt genannten Orte sich anschließend, beginnt das liebliche Sommerdorf Böjükdereh, das

bis an das unbedeutende Vorgebirge des Grabes (Mesar-Burnu) reicht, hinter dem der graue Ort (Ssarijari) sich anschließt.

Der Name Böjükdereh, d. i. Großthal, gehört eigentlich dem freundlichen Wiesengrunde an, der sich in der äußersten Rundung des Uferrandes oberhalb des Kefeli-Köi ziemlich eine Stunde tief und die Hälfte so breit in das Land hineinzieht und auf beiden Seiten durch bedeutende Höhen, die in den den Busen begränzenden Vorgebirgen auslaufen, eingeschlossen wird. Nach hinten steigt der Grund allmälig aufwärts und hört endlich, den Kamm des Höhenzuges erreichend, ganz und gar auf.

Um mich nicht unnöthig zu wiederholen, will ich mich erst auf die freundlichen Höhen, denen man, nach den daselbst freiliegenden Marmorfelsen, den Namen Babakai-Tasch gegeben hat, begeben und dann nach dem dahinterliegenden Rosenthale (Gülderezi) wenden. Daß Gül ursprünglich jede Blume bedeutet und nur erst später auf die schönste Blume, die Rose, vorzugsweise übergetragen wurde, habe ich früher schon gesagt und man braucht sich demnach nicht zu wundern, wenn ein Ort, der das Wort „Gül" zur näheren Bezeichnung führt, auch gar keine Rosen besitzt, so oft auch andere Reisende, von dem Namen verleitet, mit vielem Gepränge von ihnen sprechen. Auch über das Wort Dereh muß ich hier eine Bemerkung beifügen. Man übersetzt es immer mit Thal und damit stimmen in der Regel die Gegenden, denen man dieses Prädikat gibt, überein. Oft aber benennt man auch den darin fließenden Fluß auf gleiche Weise. Endlich fand ich, daß die Türken auch Höhen, insofern sie eine sattelähnliche Vertiefung eines Gebirgsrückens an dieser Stelle darstellen und deßhalb zum Uebergange benutzt werden, damit bezeichnen. Aus dieser Ursache wird z. B. in Hocharmenien ein Sattel, der einen Gebirgszug mit dem Berge der tausend Seen (Bing-Göl-Dagh) verbindet, Arpa-Dereh, d. i. Gersten-Thal, genannt.

Wiederum ohne Führer stieg ich mit meinem Reise-

gefährten gleich hinter dem Hôtel der preußischen Gesandtschaft in einer abfallenden Schlucht aufwärts und wurde gar bald die große Verschiedenheit der Vegetation im Vergleich zu der Konstantinopels gewahr. Gleich unten empfing uns immergrünes Gehölz, das Hauptkennzeichen der wärmeren Länder unserer gemäßigten Zone. Vor Allem waren der Lorbeer, der immergrüne Kreuzdorn, hier und da die Myrte, der Erdbeerstrauch, die Cochenillen-Eiche und zweierlei Smilax vorhanden, und von den letzteren vielfach umwunden, vermöchte man nur mit einem Beile in der Hand oder besser mit einer Zaunscheere tiefer in das Gebüsch einzudringen. Aber auch anderes Gesträuch mit vergänglichen Blättern bildete mehr abgerundete Boskets oder schloß sich dem immergrünen an, mit diesem dieselbe dichte Wand bildend. Es waren besonders die kleinblättrige Weißbuche des Orients, der Mispelstrauch, die Haselstaude, die Rainweide und ein kleinblättriger Weißdorn. Auch diese wurden von zweierlei Brombeer-Ranken, der Zaunrebe (Clematis Vitalba *L.*) und dem etrurischen Jelängerjelieber in einer Weise durchzogen, die jedes Eindringen unmöglich machte. Unter solchen Umständen vermochte aber auch kein Baum nach oben durchzukommen und so zog sich das Buschwerk eine geraume Strecke aufwärts. An den Rändern sproßten in üppiger Fülle niedrige Ciströschen mit ihren leicht ausfallenden, fleischfarbenen Blüthen, die aber eben so schnell wiederum durch neue ersetzt wurden, Dosten, Gamander, der wollige Ziest, Eisenkraut, Natterzungen, Skabiosen, der rothe Baldrian, Attich, Ferulago, Tordylium-Arten, Färber- und ähnliche Chamillen, Centaureen, Alant, Hartheu und verschiedene Lattichblüthler neben sehr wenigen Gräsern. Mehr im Schatten wucherten die Citronen-Melisse, dicht mit graulich-weißem Filz bedeckt, und die Färberröthe. Einzeln standen der durch den ganzen Orient an Vorhöhen oder Abhängen wachsende Essigbaum oder Sumach und Vaccinium Arctostaphylos *L.*

Weiter nach oben verringerte sich die Zahl der immergrünen Sträucher. Neben der Weißbuche bildete die weichhaarig-blätterige Eiche mit einigen ihrer Verwandten eine Art Mittelholz und sie selbst stand hinsichtlich der Dauer ihrer kleineren, mehr glänzenden und steiferen Blätter zwischen unserer Wintereiche und den südlichen Arten mit überwinterndem Laube mitten inne. Auch der Korneliuskirschbaum, der Haferschlehenstrauch, der breitblättrige Faulbaum, unser gemeiner Hollunder (Syringa vulgaris *L.*), sowie das Schießholz (Cornus sanguinea *L.*) gesellten sich dazu, erlaubten aber hier weder Smilax- noch Brombeerranken, sie zu umschlingen. Noch weiter oben begann die Baum-Vegetation, durch zwar schöne, aber doch noch jugendliche Kastanienbäume vertreten; Wallnußbäume, unsere Weißbuchen, Silberlinden und hie und da ein Kirschbaum fanden sich vereinzelt vor. Von dem früher genannten Gesträuche, dem sich nun auch der Zürgelstrauch zugesellte, bildeten viele eine Art Untergehölz oder standen als schöne, von wohlriechendem (ächtem) Jasmin oder Jelängerjelieber umschlungen, mitten auf blumenreichen Matten. Diese, obwohl von geringem Umfange und von ringsherum emporstrebenden Bäumen größtentheils umschattet, boten einen so prächtigen Anblick dar, wie wir in Deutschland vergebens uns bemühen, ihn durch Kunst hervorzurufen. Auf dem dunkelgrünen, dichten Teppiche standen, sich anmuthig vertheilend, mannigfache Kräuter, deren Blumen sich in Reichthum der Farben nicht weniger als in Fülle der Formen zu gefallen schienen und natürliche Arabesken bildeten. Bonjeanien, Psoraleen, Lupinen, unbewaffnete Traganthpflanzen, Klee-Arten, Erven, Wicken, also vor Allem Schmetterlingsblüthler, bildeten neben gelben und blauen Leinpflanzen, großblühenden Betoniken, verschiedenen Hartheupflanzen, Kalaminthen, Centaureen, wenigen Potentillen, dem ginsterähnlichen Leinkraute, Glockenblumen, Pimpinellen und anderen Doldenträgern die vorherrschenden Pflanzen, und wie von einem

Kranze wurden sie häufig von dem großblättrigen Hartheu (Hypericum calycinum *L.*) umschlossen, das an freien Rändern nicht selten von dem Pfriemenstrauche (Spartium junceum *L.*) begleitet war.

Endlich wurde es lichter und offene Alp nahm die Wanderer auf. Nackte Felsen stellten sich im Anfange noch nicht dem Auge dar, sondern Alles war von einem gleichmäßigen grünen Teppiche überzogen, aus dem nirgends blühende Pflanzen hervorragten. Gräser schienen hier hauptsächlich die Bedeckung des Bodens zu bilden, wahrscheinlich hatten aber Viehheerden eine Zeit lang sich der gesunden und gewürzreichen Nahrung erfreut, denn nur hie und da bemerkte ich kleine Blümlein, über den Boden sich kaum erhebend. Wie der Wachholder oder der Schwarzdorn auf unseren Höhen nicht selten in Form unmittelbar von der Erde sich erhebender Pyramiden oder Halbkugeln erscheint, so hier der immergrüne Kreuzdorn, die Baumheide und die Weißbuche des Orients, während der Erdbeerstrauch, kaum 1—1½ Fuß hoch, und das fleischrothe Ciströschen den Alpenrosen (Rhododendron) der Schweiz entsprechen. Endlich erreichten wir die Höhe und von der Sonne beschienen glänzte uns ein weißer Marmor-Felsen, Babakai-Tasch, der dem ganzen Berge den Namen gegeben, entgegen. An ihn gelehnt überblickten wir die paradiesische Umgegend.

Uns gegenüber lag der höchste Berg am ganzen Bosporus, der Riesenberg. Hinter ihm zogen sich, so weit das Auge nur schauen konnte, dunkelgrüne Wälder hin und bildeten mit dem darauf ruhenden blauen Himmelsgewölbe am Horizonte eine scharfe Gränze. Die zahlreichen, ebenfalls dichtbewachsenen Schluchten und Engthäler stachen gleich dunkelen Linien von den durch die schon tiefstehende Sonne beschienenen Höhen ab. Auf dem höchsten Punkte des Riesenberges liegt das heilige Grab des Josua (Juscha), und gläubige Moslimen nicht weniger als fromme

Christen wallfahren zur Zeit der Noth nach der oben gelegenen Kapelle, um dem heiligen, so sehr bevorzugten Krieger ihr Leid zu klagen. Lumpen hängen an dem Gesträuche und flattern, von Wind und Wetter noch mehr zersetzt, ekelhaft herum. Mit dem Anbinden derselben wird auch die Krankheit an den Ort gebunden und hängt ihm an, so lange noch etwas von ihnen sichtbar ist. Wie der Orientale auf den sonderbaren Einfall gekommen ist, den Josua hier sterben und begraben zu lassen, möchte schwer zu entziffern sein, aber interessant ist, daß die alten Griechen nach einer Mythe hier auch den Herkules auf einer seiner vielen Wanderungen ein Mittagsschläfchen halten ließen.

Den Busen unter uns konnten wir zwar nicht erschauen, aber desto deutlicher den, der dem oben erwähnten Vorgebirge von Jeniköi gegenüberliegt und nach dem dort liegenden Dorfe Indschir-Köi seinen Namen erhalten hat. Die Sonne, nach dem theuren Westen eilend, vergoldete mit ihren jetzt weniger brennenden Strahlen seine schwach bewegten Wogen. Weiterhin versperrten die Höhen jede Fernsicht, deßhalb wandte ich meine Blicke nach Südost, auf die andere Seite des Riesenberges. Durch ihn wird, zumal da auch die Höhen, auf denen wir uns befanden, sich vorgebirgähnlich vorschieben, zunächst das Bett des Bosporus zum zweiten Male auf kaum 16—1700 Schritte verengert, und wiederum stehen auf beiden Seiten Batterien und weiter oben Schlösser unter dem Namen der Ahorn-Schlösser (Kawak-Hissari), die den Engpaß aber noch weniger zu versperren vermögen, als die oben schon erwähnten. Nun erweitert sich wiederum der Bosporus, bis er, durch zwei vorspringende Höhen (das steinige und Elephanten-Vorgebirge, Taschlandschik- und Fil-Burnu) bedingt, sich wieder nur wenig verengert und, sich endlich erweiternd, in dem schwarzen Meere sein Ende findet. Deutlich konnten wir die breite, bis ins Unabsehbare reichende Fläche des Wasserspiegels erschauen, und einige Schiffe liefen mit vollen

Segeln ihm zu. Auf der asiatischen Seite schloß der Leuchtthurm mit den dort liegenden Batterien die Aussicht. Ihm gegenüber liegt auf der europäischen Seite ein zweiter Leuchtthurm und beide werden mit der einbrechenden Dunkelheit angezündet, um den einlaufenden Fahrzeugen die richtige Straße zu bezeichnen. An dem letzteren liegen die berühmten Felsen der Kyaneen, die ebenso wie das ganze, in das schwarze Meer hineinragende Dreieck, ihre jetzige Gestalt einer unterirdischen Revolution verdanken und aus schwarzem basaltähnlichen Gesteine bestehen. Wahrscheinlich setzten sie sich, wie in den Donau=Engen, in uralter Zeit, wo auch die Mythe des Jason spielt, so auch hier in der ganzen Breite des Ausganges des Bosporus fort und es erzählt uns die Sage von den zusammenschlagenden Felsen (Symplegaden), denen die Argonauten mit genauer Noth entrannen. Auf jeden Fall war die Schifffahrt hier sehr schwierig und gefährlich.

Gern wären wir noch auf dem Rücken des Höhenzuges bis zu dem sogenannten Ovidsthurme gewandert, mehr einer neuen und nicht minder schönen Aussicht halber, die wir auf das volle Meer gehabt hätten, als um eines vermeintlichen geschichtlichen Interesses willen; denn Ovid hat ebensowenig seine Verbannung hier zugebracht, als Hero und Leander in dem Jungfrauenthurme bei Skutari dereinst ihre nächtlichen Zusammenkünfte gehabt haben. Es geht in der Geschichte ebenso wie in der Botanik, man versetzt ein Ereigniß an eine Stelle, wo es gar nicht geschehen sein kann, und legt einer Pflanze einen Namen bei, der einem Standorte entnommen ist, wo sie gar nicht wächst. So wandten wir uns denn zur Kastanienquelle, mit der das Rosenthal beginnt, und fanden einen wahrhaft reizenden Ort. Die Kunst hatte weder die Quelle hübsch eingefaßt, noch zur Verschönerung der nächsten Umgebung das Geringste beigetragen, wenn man nicht annehmen will, daß die schöngipfeligen Silberlinden und die mehr strauchartige Kastanie von Menschenhand hierher ver=

pflanzt seien. Fernsicht ward ebenfalls nicht geboten und kaum vermochte das Auge mehr als eine Viertelstunde weit der plötzlich abfallenden Schlucht zu folgen. Die Stille der Natur, der von dunkelem und saftigem Grün strotzende Boden, aus dem nur einzelne Blumen ihre Häupter erhoben, und das angenehme Murmeln der als geschwätziger Bach sich fortsetzenden Quelle war alles, was neben dem, uns jetzt am Abend weniger nothwendigen Schatten geboten wurde, und doch hätte ich mit den Meinigen daheim ausrufen mögen: „hier laßt uns eine Hütte bauen!“ so wohnlich, so heimisch fühlte man sich in der Nähe dieser Paradieses-Quelle. So nennen nämlich die Moslimen einen reinen Quell, aus dem sie gern das erfrischende Wasser schöpfen und nach dem sie oft weite Wanderungen unternehmen. Da wo die Wasser dem sandigen Boden in ungetrübter Klarheit entstiegen, ruhten wir eine Zeit lang von den Beschwerden des langen Weges, während unter uns ein ächter Türke seine großen, mit dichter, aber mehr haarähnlicher Wolle besetzten Schafe weiden ließ und wohl nicht ahnete, daß das Herrscher-Geschlecht der Osmanen vielleicht mit seinen Vorfahren zu gleicher Zeit über die traurigen Wüsten jenseits der Kaspisee nach den gesegneteren Fluren Vorderasiens dereinst gewandert sein möchte.

Mit dem hellen Wasser stiegen wir in der auf beiden Seiten eng abfallenden Schlucht abwärts, aber rascher enteilte der Bach, als der beschwerliche Weg uns zu folgen erlaubte. Dichte Hecken von Lorbeer, immergrünem Kreuzdorn und Erlengesträuch, mit Smilax und Brombeerranken wahrhaft zusammengefilzt, bildeten an einzelnen Stellen über dem tief in den Boden eingewühlten Wasser dichte Decken und erhielten dieses um desto mehr in der ursprünglichen Frische. Der Orientale verlangt jedoch von einer guten Quelle, daß sie im Angesichte der hellen Sonne der Erde entsprieße und ihre erste Wanderung unbeschattet beginne. Bald befanden wir uns in dem Thale, das nach

den zerklüfteten, graugelbgefärbten Felsen, oder wahrscheinlicher nach seiner engen und kluftähnlichen Ausdehnung den Namen der gelbgrauen Spalte, Ssarijari, erhalten haben soll. Mir traten jedoch nirgends graugelbe Felsen entgegen, und wenn diese sich auch, an einzelnen Stellen schroffe Wände bildend, den Augen unbedeckt darstellten, so hatte doch immer das thonhaltige, aber feste Kalkgestein eine bläulich-graue Farbe. Von da an, wo die Bäche der Kastanien- und Haselnußquelle sich vereinigen, wird zwar das Thal breiter und fällt nur noch wenig ab, desto steiler aber erheben sich auf beiden Seiten die Höhen. Je mehr man mit dem Bache abwärts steigt, um desto mehr breiten sich seine wenigen Wasser auf dem dicht mit Gerölle bedeckten Boden aus und das Thal nimmt an Breite zu. Schöne Weiden mit buschigen Kronen und weniger strauchige Erlen umgeben hie und da das hier ruhiger dahinfließende Wasser. Mit einem Male trat uns eine mit angenehmen Gerüchen geschwängerte Luft entgegen, aber vergebens suchte ich mit den Augen nach der Ursache im Thale und auf den Höhen. In mir stieg die Erinnerung an die schönen Maitage aus dem Jahre 1837 wieder auf, wo ich im russischen Armenien am klassischen Araxes mich häufig derlei Genüssen zu erfreuen hatte. Dort war es der Silberbaum (Elaeagnus hortensis *M.B.*), dessen unscheinbare Blüthen die Gegenwart seines im Sonnenscheine glitzernden Trägers lange vorher kund thaten, bevor man ihn und besonders die durch ihn gebildeten Hecken wahrnahm. Auch hier vermuthete ich denselben anfangs, doch hatte ich ihn bis dahin noch nirgends gesehen. Das Streben nach Aufklärung bestimmte mich, mit Händen und Füßen an den mehr bewachsenen Höhen der rechten Seite hinan zu klettern; stärker trat mir der Geruch entgegen. Endlich konnte ich, jedoch noch hoch über mir einen Hain von Silberlinden unterscheiden, und so nahm ich nach ihm meine Richtung. Es mochten gegen 16 mittelmäßige Bäume sein, die über und über mit

gelblich-weißen und weithin duftenden Blüthen bedeckt waren. Nun befriedigt, rutschte ich mehr als ich stieg, die Höhe wiederum herab.

Rasenplätze zogen sich jetzt auf der rechten Seite im Thale hin und bald erschienen, wie unsere Obstbäume gepflanzt, Dürrlitzen mit ihren rothen, unter dem Namen Korneliuskirschen bekannten Steinfrüchten. Auch der Orientale liebt, wie bei uns, namentlich in früherer Zeit, der Student, das schwere Holz derselben zu Spatzierstöcken, und hie und da selbst zu Pfeifenröhren. Wenn die ersteren auch nicht wie unsere Ziegenhainer-Stöcke, die bekanntlich aus demselben Holze, besonders in einem Dorfe bei Jena, verfertigt werden, künstlich bereitet sind, so sieht man doch häufig Orientalen auf die schlanken, noch mit der Schale bedeckten Dürrlitzenstöcke gestützt, einhergehen. Weiterhin kamen auch Obstgärten, die von jeher sich eines großen Rufes erfreuten und sogar denen der süßen Gewässer noch vorgezogen wurden. Aprikosen und Pfirsiche wachsen in Menge da, aber auch die Kirschen von Ssarijari stehen in ganz Konstantinopel in gutem Ansehen.

Gegen den Ausgang wird das Thal noch breiter, und wahrscheinlich hat man künstlich den Bach in drei Arme gebracht, um sein Wasser in den nun allenthalben beginnenden Gärten zu benutzen. Hier wird nicht allein verschiedenes Obst in reichlicher Menge und vorzüglicher Güte gebaut, sondern auch dem Gemüse fast noch mehr Sorge zugewendet. Außer Kopfkohl und Bohnen werden aber mehr die südländischen Sorten gezogen. Ich sah ganze Felder mit spanischem Pfeffer, Eierpflanzen (Solanum Melongena *L.*), Liebesäpfeln, Flaschenkürbissen, Hibiskus und Mais bedeckt; vor Allem nahmen die hängenden, brennendrothen oder violetten Früchte der beiden ersteren meine Aufmerksamkeit in Anspruch. Hier und da sah man einen Ochsen- oder Pferde-Schädel auf einer Stange aufgesteckt, aber nicht, bloß um wie bei uns Sperlinge und andere lüsterne Vögel zu ver-

scheuchen, sondern um von ihnen auch den bösen Blick abzuwenden und dadurch eine bessere Aernte zu erhalten.

Obwohl die Sonne bereits untergegangen war, so sah man doch allenthalben noch die fleißigen Bewohner des nahen Dorfes Ssarijari in größter Thätigkeit, eine Erscheinung, die man wohl im lieben Deutschland häufig findet, die sich aber desto seltener im Oriente darbietet. Das Dorf war ebenfalls anmuthiger, als man sonst zu sehen gewöhnt ist, und fast jedes Haus erfreute sich des belaubten Schattendaches eines Kastanienbaumes oder einer Platane. Reinlichkeit, diese in Asien so sehr vermißte Tugend, gab sich hier schon auf den Straßen kund, auch erblickte man nirgends in Lumpen gekleidete oder gar halb- und ganz nackte Kinder.

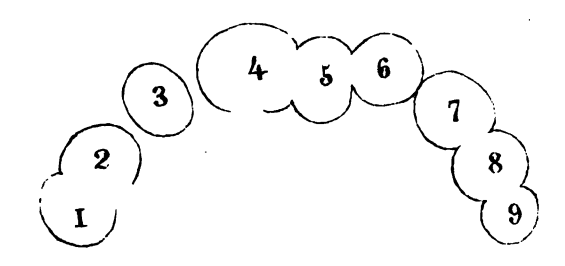
Die Nacht war bereits eingebrochen, als wir glücklich das Ufer des noch belebten Bosporus erreichten und, eine Reihe von Häusern, unter denen sich auch die Hôtels der östreichischen und russischen Gesandtschaft befanden, auf der einen, und den stillen von den Lichtern der Fenster schwach erleuchteten Meeresspiegel auf der anderen Seite, unserer Wohnung in Böjükdereh zueilten. Obwohl von der langen Wanderung erschöpft, nahm doch, was ich gesehen und eingeärntet hatte, noch mehre Stunden meine volle Thätigkeit in Anspruch.

Ich will nun die Rückreise nach Pera zu Lande beschreiben. Zu diesem Zwecke begaben wir uns nach dem eigentlichen Großthale und seinen 7 Brüdern, berührten die nächste freundliche Umgebung und verfolgten auf dem Rücken des den Bosporus hier einschließenden Höhenzuges die Wasserleitung Mahmud's I. bis zu ihren großen Behältern, Takßim, an der Artilleriekaserne vor Pera.

Bis zu dem breiten Ausgange des Großthales (Böjükdereh) stehen am Ufer zwei Reihen Häuser, von denen die eine den reizenden Anblick auf das Wasser und die gegenüberliegenden Höhen versperrt. Sie bilden einen fortlaufenden Markt (Basar), auf dem vorzüglich für die Lei-

besbedürfnisse des Menschen gesorgt ist. Auch einige reinliche Kaffeehäuser empfehlen sich mehr durch ihr Aeußeres, als durch ihre Wohlfeilheit. Ich möchte jedem Reisenden den guten Rath geben, wenn er in Böjükdereh übernachten will, zuvor mit dem Wirthe die Rechnung abzuschließen, um nicht ähnlichen Prellereien, wie in Italien, ausgesetzt zu sein. Italiener sind auch hier die Wirthe. Mit der nöthigen Nahrung für den ganzen Tag versehen, verließen wir am frühen Morgen das reizend gelegene Uferdorf. Bald befanden wir uns auf einer schönen großen Wiese, auf der einzeln Pferde und Rindvieh weideten und hie und da Zelte aufgeschlagen waren. Ein Bach trennte sie links von Kraut- und Gemüsefeldern, die sich bis an die nach Konstantinopel zu gelegenen Höhen hinzogen. Mitten auf der Wiese, dem Prater von Böjükdereh, stehen in einem Halbmonde die berühmten sieben Brüder (Jedi-Kardasch), unter deren Schatten schon Gottfried von Bouillon, als Haupt des ersten Kreuzzuges, mit seinen Heerführern gegen die brennenden Strahlen der Sonne Schutz gesucht und gefunden haben soll.

Doch wie man in früherer Zeit, in Betreff der sieben Brüder, gefabelt hat, so nicht minder in der neuesten Zeit, und während man die neun, in einem Halbmond stehenden Platanen, häufig mit unbegreiflicher Oberflächlichkeit für einen Baum, in dessen Bauche vor vier Jahren erst ein englischer Obrist mit seinem Pferde sich herumgedreht haben will, gehalten hat, machen andere Reisende wiederum 14 daraus, von denen einige einen Stamm von nicht weniger als 40 Fuß Stärke besitzen sollen. Soviel ich weiß, ist die wunderschöne Platanen-Gruppe, der eben die Orientalen den Namen der 7 Brüder, Jedi-Kardasch, beilegen, noch nirgends ordentlich beschrieben, und so will ich hier ein treues Bild zu geben versuchen. Die nachfolgende Zeichnung versinnlicht wohl am Besten die Stellung und das Verhalten der einzelnen, zum Theil verwachsenen Bäume zu einander.



Der Halbmond der Platanen steht nach Westen offen, so daß man aus seiner Mitte keineswegs nach dem Bosporus blicken kann. Sein großer Durchmesser von Nord nach Süd beträgt 41, der kürzere hingegen von Ost nach West 22 Fuß. Die Wurzeln sämmtlicher neun Bäume haben sich 1—1½ Fuß aus der Erde gehoben, wie dieses in der Regel bei alten Platanen und überhaupt bei alten Bäumen der Fall ist, und nun steigt der Stamm 4—5 Fuß gerad in die Höhe. Ein nun folgender rings herumgehender Wulst, ähnlich dem bei gepfropften Bäumen, vergrößert in weiterer Höhe den Umfang aller Stämme, und darüber wird die erste unbedeutende Verästelung sichtbar. Ich beginne die Beschreibung der einzelnen Bäume am Nordende des Halbmondes. Da stehen zwei Bäume bis zu 6 Fuß über der Erde eng mit einander verwachsen, und haben ein wenig unterhalb ihrer Trennung einen Umfang von 30 Fuß. Der nächste, ohnstreitig kleinste Baum steht allein, auf beiden Seiten von dem folgenden Stamme getrennt, und sein Umfang beträgt nur 14 Fuß. Genau nach Osten, fast in einer Linie, folgen die drei nächsten und stärksten Bäume, von denen der mittlere auf beiden Seiten mit den beiden anderen Stämmen ziemlich hoch herauf verwachsen ist. Zusammen haben sie einen Umfang von 57 Fuß, während der äußerste nördlich als der größte ohngefähr 27½, der mittlere 22½ und der äußerste südlich 17 Fuß Umfang besitzt. Nun schließen im Südost das Horn drei einander ziemlich gleiche Bäume,

die zwar unter sich bedeutend, mit dem sechsten oder dem äußersten der vorhergehenden Gruppe aber nur wenig an der Basis verwachsen sind. Zusammen haben sie einen Umfang von 38½, der siebente allein von 17, der neunte oder letzte allein von 14½ Fuß. Die Kronen aller neun Bäume nehmen einen Raum von nicht weniger als etwa 500 Fuß ein. Alle Bäume sind noch ziemlich gesund; nur die beiden ersten nördlich erscheinen zum Theil ausgehöhlt und die Höhlung ist nach Innen offen; ebenso der größte Stamm in der Mitte. Muthwille hatte in ihnen einige Mal Feuer angezündet. Die Aeste der Kronen waren am Meisten nach der äußern (östlichen) Seite des Halbmondes ausgebreitet und ragten weit dahin, während die nach Innen und Westen, im Verhältniß zu jenen, nur kärglich erschienen.

In gerader Richtung verfolgten wir das Großthal bis zu seinem Ende. Oberhalb des Wiesengrundes begannen Getreidefelder, und auf ihnen hatte schwarzer Grannenweizen, sechszeilige Gerste und ein schwarzer, unserem Wildhafer nicht unähnlicher Hafer seine Reife erlangt, seine Besitzer bekümmerten sich aber noch nicht um das Einärnten. Eine Menge Vögel, aus der Familie der Ammern, benutzten die Saumseligkeit des türkischen Landmannes zu ihrem Vortheile, und fraßen in aller Ruhe die reifen Körner. Wie es schien, war auch auf die Vorbereitung des Ackers nicht viel Mühe verwendet worden, denn an einer Stelle stand das Getreide so dicht, daß die einzelnen Pflanzen kaum Nahrung genug hatten und sich gar nicht gehörig ausbreiten konnten, während an einer anderen Gräser, als: Trespen, Wildhafer, Lolche, Flittergras, Fennich (Panicum) u. s. w. die Ueberhand hatten, und an einer dritten das Getreide von größern Kräutern, besonders Minzen, Ziest, unächtem Bärenklau und anderen Umbelliferen, Kornraden, Disteln und Lattichblüthlern ganz verdrängt war. Aber auch an kleineren Pflanzen war kein Mangel und der Venusspiegel, das Ackerveilchen, die Acker-Wucherblume, Weiderich, verschiedene Labkraut-

arten, Hypochoeris und vor Allem die Hirschminze thaten seinem frischern Wuchse nicht geringen Abbruch. Einzeln wurden auch Mais und die Eierpflanze angebaut. Ein schmaler, auf beiden Seiten mit Hecken umgebener Weg führte zwischen den Feldern dahin, und bei genauerer Beachtung fand ich die Spuren einer einst gewiß prachtvollen Straße, denn hie und da waren noch Marmorquadern zu bemerken. Ich erkannte dieselben Trümmer mehr oder weniger deutlich bis zu dem bald zu erwähnenden Gartendorfe (Baghdsche=Köi), und selbst über ihm wurde die Straße wiederum sichtbar. Wohin sie einst geführt haben mag, will ich unterrichteteren Geschichtsforschern zu ermitteln überlassen; es ist möglich, daß sie nur die großen Wasserbehälter, die in der ersten byzantinischen Kaiserzeit erbaut wurden, mit der Hauptstadt in bessere Verbindung bringen sollte.

Die Hecken besaßen nur hie und da schöne Eschen und Kastanienbäume; sie waren aber allenthalben in den Niederungen aus einer strauchartigen Stieleiche, aus Erle, Lorbeer, immergrünem Kreuzdorn, Schießholz, Rainweide, Feuerstrauch, Schwarzdorn und aus einem kleinblättrigen Weißdorn gebildet und durch mehre Schlingpflanzen, als: Smilax, die beiden südländischen Brombeersträucher (R. sanctus *Schreb.* und colchicus *C. Koch*), die ächte wilde und verwilderte Weinrebe, die Waldrebe (Clematis Vitalba *L.*), den Hopfen und die Zaunwinde undurchdringlich gemacht. Zwischen und vor ihnen standen die zwergigen Sträucher des stachlichen Ruskus, das fleischfarben blühende Ciströschen und der Adlerfarrn neben zahlreichen Kräutern der wolligen Melisse, des schwarzen Andorn, des Wolfsfußes, des Bettdosten (Clinopodium vulgare *L.*), mehrer Färber-Chamillen, der Färberröthe, der großen Brennnessel, einiger Ampfer=Arten, der kleinblüthigen Wolfsmilch, einer Inula, des Ackerrettigs, des Eisenkrautes, des wohlriechenden Kälberkerns, des Attichs, der Torilis neglecta *Schult.* und einer Art falschen Bärenklaues. An Wegen vorherrschend sah ich

Vogelknöterich, Wegebreit, Braunelle, Hirschminze, Cichorie, Chamille, Hederich, Natterzunge, Hypochoeris-; Crepis- und Barkhausia-Arten, Scolymus hispanicus *L.*, verschiedene Distelblüthler u. s. w.

Die nächsten Anhöhen waren mit zwergigem Gestrüppe der orientalischen Weißbuche, mit der Baumheide und dem Ciströschen truppweise besetzt, und weiter hinauf begann allmälig das Vorholzgesträuch mit einer Höhe von 8—15 Fuß. Viererlei Buscheichen, zweierlei Weißbuchen, Kastaniensträucher und hie und da die Espe neben einzelnen Exemplaren des breitblättrigen Faulbaumes erhoben sich auch wohl etwas höher, gestalteten sich aber nie zum eigentlichen Walde.

Die blendendweiße, prächtige Wasserleitung Sultan Mahmud's I. vor uns, wanderten wir langsam vorwärts. Ich übergehe deren Beschreibung, da ich sie schon an einer anderen Stelle gegeben habe und bereits viele Reisebeschreiber sowohl diese, als auch die anderen berühmten, bald über-, bald unterirdischen Wasserleitungen geschildert haben. Von ihr wendeten wir uns zum nahen freundlichen Baghdsche-Köi, was mit Recht seinen Namen, der Gartendorf bedeutet, erhalten hat. Da stand auf dem Wege mitten inne eine prächtige Pinien-Gruppe, aus 6—8 mittlern Bäumen bestehend, und jeder bildete einen dichten Schirm gegen die brennenden Strahlen der Sonne. Interessant ist es, daß von den Geschichtsschreibern zur Zeit der Erbauung der Mahmud'schen Wasserleitung, also vor 100 Jahren, ebenfalls Pinien fast an derselben Stelle angegeben werden. Die Bäume indeß, die Zeugen des großen Bauwerkes, sind mit den Erbauern untergegangen, und andere haben ihre Stelle eingenommen.

Baghdsche-Köi interessirte mich mit seinem Reichthume an Bäumen jeder Art; allenthalben erblickte man mäßige Wallnußbäume, Silberlinden, Rüstern und Zürgelbäume in der üppigsten Entfaltung ihres freudig-grünen Blätter-

gewandes. Zwischen ihnen und zum Theil von ihnen dicht bedeckt, standen die einfachen Wohnungen der Gartendörfler und stellten sich dem Auge höchst malerisch dar. Rasenplätze fanden sich ebenfalls hie und da, besonders unter den Bäumen, vor, und einzelne Gruppen unverhüllter Frauen entflohen schnell bei dem Anblicke der unerwarteten Firengi.

Gleich hinter dem Gartendorfe beginnt der geheiligte Wald der Weißstadt, denn das bedeutet in allen slawischen Sprachen der uns durch Eugen's Veste an der Donau sattsam bekannt gewordene Name Belgrad. Doch haben beide Orte nichts weiter mit einander gemein und sind auch geographisch durch den mächtigen Balkan, an dessen entgegengesetzten Ausbreitungen sie liegen, weit von einander geschieden. In dem Walde von Belgrad, der eben den südöstlichsten Arm des großen Balkangebirges auf seiner letzten Abdachung in der Nähe des ihm die Gränze setzenden Bosporus bedeckt, finden die beiden in den Hafen sich ergießenden Flüsse, Barbyses und Kydaris, ihre vorzüglichste Nahrung, und ihre reichsten Quellen hat man schon seit uralter Zeit für den Gebrauch der Bewohner der Residenz in kunst- und zum Theil geschmackvollen Bauten gezwungen, einen anderen und genau bezeichneten Weg zu nehmen. Wald trägt zur Speisung der Quellen mächtig bei und dieses sahen die verständigeren Griechen nicht weniger, als die rohen Türken ein. So wurde der Wald von Belgrad schon in frühester Zeit ohne Gesetz heilig und unantastbar, und die späteren Machthaber hätten gar nicht nöthig gehabt, durch scharfe Erlasse die Ehrfurcht gegen die wohlthätigen Bäume aufrecht zu erhalten. Niemand darf sich den nöthigen Bedarf an Holz aus Belgrad's Walde holen, und die Zeit, die den einzelnen Baum oder Strauch aus seinem Samen hervorgehen und dem Lichte entgegenstreben läßt, die Zeit sieht auch wiederum ihn untergehen und von Neuem zu derselben Erde werden, aus der er früher seine Nahrung

schöpfte. Da nichts dem üppigen Wuchse des Unterholzes Eintracht thut, so wuchert dieses ungehindert und erlaubt kaum einem Baume, sich darüber zu erheben. Deßhalb verdient der Belgrader Wald nicht mit vollem Rechte seinen Namen, da „Belgrader Gebüsch“ bezeichnender wäre. Die orientalische Weißbuche ist hier wiederum und zum Theil mit ihrer abendländischen Schwester die vorzüglichste Ursache, daß nirgends eigentlicher Hochwald sich bilden kann, und selbst den Buscheichen wird es schwer, sich gegen die Alles verdrängenden Buchen zu behaupten. Außerdem fand ich Haselstauden, einige Ahorn-Arten, Saalweiden, Cytisusarten, Espen, Zürgelsträucher, Kastanienbäume u. s. w. Wenn einer der letzteren das 20—25 Fuß hohe Gebüsch glücklich überragt und sich gewiß zum stattlichen Baume entwickelt hatte, dann zeigte sich wieder der türkische Unverstand, denn um die genießbaren Früchte zu erhalten, schonte man zwar des Stammes, brach aber die schöne Krone ab. Daß auch Kräuter unter solchen Verhältnissen nicht gedeihen können, sieht man leicht ein, und nur an den freien Rändern entsprossen Traganth- und Klee-Pflanzen, Bonjeanien, Hartheu- und Thesium-Arten neben einigen ächten und Halbgräsern dem schwarzen Boden; aber auch Cisträschen, der stachliche und der Zungen-Ruskus, und vor Allem die schöne nach Bruckenthal genannte Heide mit ihren dichten rothen Blüthenähren standen in großer Menge daselbst.

Auf der Höhe des Rückens, der sich zwischen dem Bosporus und dem Papiermühlenfluß (Kiaghadchaneh-ßu) in das auf dem ersten Spaziergange näher beschriebene Vorgebirge verliert, traten wir bei bedecktem Himmel unseren Rückweg nach Pera an. Die Vegetation fand ich hier weit üppiger, als ich sie irgendwo in der Umgebung von Konstantinopel gefunden hatte, und soweit meine Augen es erschauen konnten, zogen sich dieselben Matten dahin. Ein grüner Rasenteppich bedeckte den fruchtbaren Boden, und aus ihm sproßten größere Kräuter hervor. Man sah zwar deutlich, daß hier Vieh

geweidet haben mußte, aber die ganze Umgegend hätte fortwährend mehre Heerden, und selbst wenn sie aus 1,000 Stück und mehr bestanden hätten, das ganze Jahr hindurch ernähren können. Freundliche Schluchten, die sich besonders rechts in das Thal des Papiermühlenwassers absenkten, boten sich in bestimmten Zwischenräumen dar und erlaubten einen detaillirten Ueberblick über dessen Beschaffenheit.

Die Vegetation unterschied sich fast gar nicht von den Matten, wie ich sie beim Ersteigen des Babakai-Tasch näher bezeichnet habe. An einzelnen Abhängen wurde ich auch unsere Lavendel, leider schon abgeblüht, aber große Strecken einnehmend, gewahr und freute mich um so mehr ihres Erscheinens, als ich sie auf diese Weise zum ersten Male erblickte. An anderen Stellen überdeckte der Adlerfarrn nicht minder große Strecken. Heiden waren von dem oben genannten Höhenbuschwerke vorherrschend und überzogen ebenfalls oft weithin den Boden. Auch einzelne Zwergsträucher des Wachholders erblickte ich, aber sie gehörten wohl dem Juniperus Oxycedrus *L.* an. Weiter nach Pera zu, wo der Boden unfruchtbarer wurde, erschien von Neuem der stachliche und strauchige Bibernell.

An einzelnen Stellen hatte man den Boden zum Getreidebau benutzt, aber seine Besitzer schienen thätiger und ordentlicher, als die in den Niederungen zu sein, denn es war schon Alles geärntet. Hie und da, besonders in der Nähe der Meierhöfe, fanden sich Hecken vor, und in ihnen bemerkte ich vorherrschend die weiße Osyris und den strauchartigen Jasmin, neben dem Färber-Kreuzdorn und den schon oben genannten, besonders immergrünen Sträuchern. Je näher wir Pera kamen, um so unfruchtbarer gestaltete sich unsere Umgebung, bis sich endlich dieselben Verhältnisse einstellten, wie ich sie schon oben angegeben habe.

An einem frühen Sonntage folgten wir der freundlichen Einladung des jüngern Grafen von Pourtales, der die gesandtschaftlichen Geschäfte seit dem Weggange des Grafen

Königsmark bis zur Ankunft des Herrn v. Lecoq geleitet hatte, nach seinem Sommersitze zu Kandilli, mitten am asiatischen Ufergestade des Bosporus. Wiederum auf dem gewöhnlichen Landungsplatze von Topchaneh bestiegen wir ein Boot, um für die Kleinigkeit von 4 Piastern (8 Sgr.) nach dem gegenüberliegenden Skutari zu fahren. Der asiatische Theil Konstantinopels ist, wie gesagt, weit freundlicher, als die europäischen Stadtviertel und es scheint, als wenn mit dem bessern Gewande der Straßen auch die Bewohner ein freundlicheres Ansehen erhalten hätten. Heiterkeit und frischer Lebensmuth sprach sich allenthalben auf den Gesichtern aus, und aller dem Orientalen eigenthümliche Ernst schien ganz und gar gewichen. Zahlreiche Brunnen, geschmackvoll überbaut, ziehen sich am Ufer hin, und ihr reines und frisches Wasser ladet den Durstigen nicht umsonst ein. Metallene Becher stehen oft schon gefüllt bereit, um neue Kühlung dem Körper zuzuführen. Der nahe hohe Berg Bulgurlu ist reich an Quellen, wie kein anderer, und der orientalische Feinschmecker gibt seinem Wasser zum Theil noch vor dem der oben erwähnten Kastanien- und Haselnußquelle den Vorzug. In alter Zeit nannte man wahrscheinlich des Wasserreichthumes und der dadurch bedingten Fruchtbarkeit halber Skutari die Goldstadt (Chrysopolis), ebenso wie man dem gegenüberliegenden Hafen wegen seiner Vorzüglichkeit den Namen Goldhorn (Chrysokeras) ertheilte und ihn auch heute noch Corne d'or, das goldene Horn nennt. Dionys von Byzanz meint freilich, daß der Name daher stamme, weil die Perserkönige in ihr den Tribut von allen dort herum wohnenden Völkern einnahmen, und daß dadurch die Stadt in der That eine goldene wurde.

Wie man die Stadt, sich nach Osten wendend, verläßt, beginnen prächtige Gärten, aber leider verwehren hie und da mit Glaskraut, weniger mit Bingelkraut (Parietaria und Mercurialis) bewachsene Mauern den Eintritt, bilden aber auch bisweilen die erste Terrasse. Uebereinanderliegende Terrassen

sind besonders im Anfange der Wanderung eine gewöhnliche Erscheinung auf der asiatischen Seite des Bosporus, und diese bietet deßhalb vor Allem wiederum eine andere Ansicht dar. Die Vegetation erschien mir ebenfalls noch üppiger und mannigfaltiger, als auf der europäischen Seite. Mehre Sträucher, die wir dort nicht gesehen, sahen wir hier in großer Menge und sie wurden zu freundlichen Lauben benutzt; der Schoten-Cercis hatte sich schon längst mit seinen runden Blättern bedeckt und die unreifen Hülsenfrüchte hingen dicht gedrängt herunter. Neben der Pistazie zeigte sich auch der ihm nah verwandte Terpenthinbaum, dessen Balsam besonders von den griechischen Inseln und vor Allem von Cypern unter dem Namen des cyprischen Terpenthins bisweilen zu uns gebracht wird. In größerer Menge und in üppigerer Fülle wucherte oft an und auf den Mauern die mit immergrünen und stachlichen Blättern versehene Strauchеiche.

Auf der Hälfte Weges zwischen Skutari und dem nächsten Uferorte Kusghundschik liegt der Ochsen-Hafen (Oegüs-Liman), der letzte Rest des alten Namens, den ursprünglich der hohe Bulgurlu mit seiner vorgeschobenen Stirn getragen hat, und bezeugt, wie sonderbar oft die alten Namen, in eine andere Sprache übergegangen, wenn auch nur einen Theil bezeichnend, sich erhalten haben. Oberhalb Kusghundschik, was nach einem Heiligen genannt sein soll, treten die freundlichen Höhen bis hart an das Wasser, und nur den pecuniären Vortheil verfolgend, schien man an einer der schönsten Stellen einen Steinbruch etablirt zu haben. Steingerölle bedeckte den fruchtbaren Boden mit all' seinen schönen Blumen und dem dichten Rasengrün, und seine ochergelbe Farbe harmonirte keineswegs mit der unversehrten Umgebung. Für Verschönerungen hat die türkische Polizei keinen Sinn, und so kann jeder Eigenthümer innerhalb seines Besitzes schalten und walten, wie er will. Mag er noch so sehr gegen das Schönheitsgefühl freveln und sündigen, kein Befehl seiner Behörde verweis't es ihm oder bestraft ihn gar. Nicht genug,

daß der grelle Steinhaufen unwillkürlich den Augen sich unangenehm darstellte, war auch das ganze Strauchwerk vom Steinbruch bis an den Fuß des Berges dermaßen ruinirt, daß selbst bei dem üppigsten Wachsthume Jahre vergehen müssen, bevor nur einigermaßen der Schandfleck wiederum verdeckt werden kann.

Stauros, oder türkisch ausgesprochen Istawros, d. i. Kreuz, heißt der nächste Ort, und erfreut sich von jeher der Aufmerksamkeit der türkischen Großherren. Noch mehr ist dieses der Fall mit dem folgenden Orte, Beiler Bei (Begler Beg), d. i. Herr der Herren, genannt, und jetzt hat sich wahrscheinlich auf derselben Stelle, wo zur Zeit Justinians Freudenmädchen im stillen Kloster ihre begangenen Sünden und wohl noch mehr ihre verlorengegangene Schönheit beklagten, ein stolzes großherrliches Schloß erhoben, in dessen bewachten Mauern wiederum Mädchen den Freuden ihres gewaltigen Herrn dienen müssen. Das Schloß von Beilerbei wird von dem jetzigen Großherrn allen anderen Räumen seiner zahlreichen Paläste vorgezogen und beherbergte ihn mit seinem ganzen Hofstaate eben damals, als wir an ihm und zum Theil durch seine Hallen lautlos dahin wandelten. Es besitzt zwar nur zwei Stockwerke, nimmt aber einen um desto größeren Raum auf dem Boden ein, dabei zieht es sich dicht am Meere hin, weßhalb auch die Straße hinter ihm weiterführt. Als wir seine Nähe betraten, wurde es um uns stiller, und die besser als an andern Orten organisirte Schildwache ging langsamen und gemessenen Schrittes auf der ihr angewiesenen Stelle einher. Niemand sprach oder wagte nur sich zu räuspern, so sehr imponirt dem Orientalen die Anwesenheit seines Herrschers. Uns selbst wurde es unheimlich, als jeder unserer Schritte in den öden Hallen wiedertönte, und wir beschleunigten unwillkürlich unseren Gang. Die großherrlichen Anlagen ziehen sich noch weithin bis zu dem Dorfe Beilerbeiköi, was sich nun anschließt. Man sah, daß die Hand des Menschen und zwar auf eine verständige Weise hie

und da ihren Einfluß geltend gemacht hatte, denn nicht zufrieden mit den Bäumen und Sträuchern des Landes, hatte man sich aus dem fernen Westen neues Gehölz verschafft. Zum ersten Male sah ich wiederum die langweilige italienische Pappel und die schönere Roßkastanie, und an und zum Theil auf den Mauern breiteten sich verschiedene Sorten indischer und anderer sogenannter Monatsrosen aus; auch unser wohlbekannter, zu Lauben vorzüglicher, fünfblättriger Wein hatte hier eine passende Stelle gefunden.

Ueber dem Dorfe des Herrn der Herren beginnt das Hakendorf (Tschengelli-Köi) in einer ungemein lieblichen Bucht; seine Häuser erstrecken sich, da das Gebirge sich an dieser Stelle etwas zurückzieht, landeinwärts weithin. Gärten, mehr dem Nutzen, als der Schönheit gewidmet, umgeben es allenthalben auf der Landseite, und da der Muselmann einen anderen Feiertag als wir besitzt, so herrschte allenthalben in ihren meist offenen Räumen rege Thätigkeit. Um uns mit ihnen näher bekannt zu machen, wanderten wir eine geraume Zeit zwischen ihnen herum. Sie unterschieden sich nicht von denen, wie ich sie schon früher an anderen Stellen geschildert habe und zeichneten sich nur dadurch aus, daß hie und da auch dem Weinbau einige Sorge gewidmet war.

Jenseits des Dorfes schiebt sich das Gebirge wiederum bis zum Bosporus vor, und nur einzelne Häuser ziehen sich am Ufer bis zu der Thurm-Kaserne (Kuleli Kischlaßi) hin. Da wo einst Suleiman der Große drei Jahre lang, vom eigenen Vater dem Tode bestimmt, sich verbergen mußte und später zum Andenken seiner Errettung herrliche Gartenanlagen ins Leben rief, hat der im Schaffen unermüdliche Mahmud II. für seine Garde-Kavalleristen eine reizende Wohnung erbaut. Endlich kamen wir, als die Sonne immer heißer ihre Strahlen herabsandte, über das lange Wani-Köi an dem Vorgebirge an, auf und hinter welchem der reizendste Ort des ganzen Bosporus, Kandilli, liegt;

der Name soll etwas mit Laternen versehenes bezeichnen. In der malerischen, aber schräg aufsteigenden Schlucht dahinter wanderten wir, zumal nun Mittag lange vorüber war, rasch aufwärts. Die Wohnung des Trandapul Eltschißi, d. h. des preußischen (brandenburger) Gesandten, worunter man den jungen Graf Pourtales verstand, liegt auf der Höhe des Berges und wurde endlich nach manchem vergeblichen Hin- und Herlaufen glücklich von uns erreicht.

So wie Kandilli in der Mitte des asiatischen Ufers liegt und seiner zum Theil hohen Lage halber unbedingt den Vorzug vor allen anderen Orten der reizenden Umgebung besitzt, ebensosehr steht wiederum die Wohnung des Grafen allen anderen dieses paradiesischen, nur der Lust und Freude geöffneten Ortes voran. Mitten auf der flachen Höhe eines Vorsprunges, an dem sich der Garten des Halil-Pascha, eines Schwagers des jetzigen Sultans, bis an das Ufer hinabzieht, steht eine ländliche Wohnung, keineswegs luxuriös ausgeschmückt, aber trotz ihrer Einfachheit wunderschön. Hier hatte der junge Graf seine bleibende Stätte aufgeschlagen und erfreute sich eben damals der Anwesenheit seiner höchst liebenswürdigen Eltern, die ihren gewöhnlichen Aufenthalt in Berlin mit diesem Elysium für die Dauer des Sommers vertauscht hatten. Die Gastfreundschaft hat in dem traulichen Kreise dieser edlen Familie einen bleibenden Tempel, wo sie gehegt und gepflegt wird. Wer nur irgend ein Interesse für das Land, worin man sich befand, in seiner Brust trug, wer überhaupt regen Sinn für das Höhere kund that, fand hier die gastlichste Aufnahme. So war auch an diesem Tage ein Kreis wissenschaftlich Gebildeter vorhanden, von denen mich am Meisten der bekannte Dr. Alertz, der Leibarzt des eben jetzt verstorbenen Papstes, interessirte. Außerdem machte ich die Bekanntschaft mehrer Reisenden, die erst aus dem tiefen Innern Asiens gekommen waren und deren Erzählungen mich von Neuem zu dem, dem ich entgegenging, entflammte.

Nach Tische hatte sich die Hitze etwas gemildert, und so wurde eine Partie nach dem gepriesenen Garten des Halil-Pascha unternommen. Einer schöneren Lage, als dieser Garten besitzt, erfreut sich wohl kein zweiter. Am Fuße des Berges der breite Bosporus, mit Hunderten von Gondeln und anderen Fahrzeugen bedeckt, gegenüber das reizende Bebek, weiter hinauf die bekannten und schon erwähnten Schlösser und zwischen ihnen das dunkele Wasser, das bald durch reiche Gehölze verdeckt sich dem Auge entzog, bald sich in seiner ganzen Breite darstellte. Weithin nach Osten, wo das schwarze Meer beginnt, war der Blick frei. Wendete man sich nach Westen, so boten sich dem Auge wo möglich noch größere Schönheiten, wenigstens lebendigere Bilder dar. Das neue Sarai lag in seiner ganzen Ausdehnung ausgebreitet da, und neidisch über die hinter ihm liegenden Schönheiten schien es selbige absichtlich zu verdecken. Man wußte oft nicht, wohin man blicken sollte, und so irrte das Auge lange unstät umher, aus der Ferne in die Nähe und umgekehrt, bis es sich endlich gewöhnte, einzelne Punkte der Ansicht besonders herauszuheben.

So sehr der Türke auch die freie Luft liebt, um seinen gedankenlosen Kehf (Keif, zweisylbig auszusprechen) zu halten, so gibt er sich doch um Verschönerung seiner Umgebung gar keine Mühe. Mangel an feinerer Bildung, Mangel an Kultur überhaupt macht auch den Vornehmen und auf dortige Weise Gebildeten für ästhetische Gefühle unzugänglich, und wie er in seiner Kleidung bunte und grelle Farben, vor Allem die brennendrothe, liebt, so ist auch nicht die sinnige Verbindung verschiedenen Grüns in dem Laube der Blätter, nicht die mannigfache und harmonische Verknüpfung einzelner Blattformen und verschiedentlich ausgebreiteter Zweige und Aeste das, wornach er strebt, sondern ihm genügt schon die üppige Entfaltung von tausenderlei Kräutern, oder das wilde, urwäldliche Durcheinanderwachsen wuchernder Sträucher und Schlingpflanzen, oder endlich die weithin Schatten werfende

Krone eines mächtigen Stammes. Leider ist indeß der Moslim in Konstantinopel dieser natürlichen und begreiflichen Lieblingsneigung nicht treugeblieben, bald haben Trägheit und Unverstand der freien Entfaltung der Pflanzenwelt Hindernisse in den Weg gelegt, bald hat das Streben nach europäischer Sitte mehr geschadet, als genützt.

Seine Landhäuser (Jalli) entsprechen keineswegs der luxuriösen Einrichtung der inneren Gemächer seiner gewöhnlichen Wohnung; sie sind meist nur aus Holz erbaut und bieten wenig oder gar keine Bequemlichkeiten dar. Ist der Moslim einmal auf dem Lande, so will er seine Zeit auch im Freien zubringen und zieht es deßhalb vor, unter dem Schatten eines Baumes auf grünem Rasenteppiche zu sitzen, anstatt sich in enge Zimmer zu verbergen. Ist er wohlhabend, dann baut er sich wohl in hartem Gesteine oder unmittelbar im Erdgeschosse seines Landhauses ein unterirdisches Zimmer (Serdab) und leitet das reine Wasser einer Quelle in ein Bassin, um bei dem Plätschern des Wassers desto ungestörter, sonstigem äußeren Geräusche entrückt, gedankenlos vor sich hinzustarren. Noch lieber macht er sich aber an einem murmelnden Bach eine Gitterlaube und bepflanzt diese mit rankenden Rosen, Jasmin oder Jelängerjelieber. Ist ihm dieses unmöglich, dann baut er sich einen luftigen Pavillon (Köschk, Kiosk), dessen chinesischen Schnörkelgeschmack der Osmane wohl aus seinem ursprünglichen Vaterlande jenseits des Kaspisees mit nach dem Westen gebracht hat. Gern bringt er auf seiner Höhe ein luftiges Zimmer an, das ich schon früher mit dem Namen der Weltschau (Dschihan-Nüma) bezeichnet habe.

Die liebenswürdige Gräfin übernahm es, mich, den Botaniker, mit den Seltenheiten des gerühmten Gartens bekannt zu machen, und eine bessere Führerin konnte mir nicht zu Theil werden, da nicht allein Liebe zu Florens Kindern sie beseelte, sondern auch die scientia amabilis eine

große Verehrerin und Gönnerin in ihr fand. Die nächste Umgebung schien mit der Ferne an Reizen zu wetteifern, und die Natur hatte im ganzen Bereiche des Gartens reichlich, wie nicht oft, ihr Füllhorn gespendet. Flora selbst schien sich in der Mannigfaltigkeit ihrer Erzeugnisse zu gefallen, und bald waren es die mit Blumen reichlich durchwebten Matten, bald das liebliche Gebüsch zartblättriger Sträucher, bald das glänzende harte Laub des Hecken bildenden immergrünen Gehölzes, bald die aus beiden hervorragenden weithin greifenden Kronen der gilanischen Akazie (Mimosa Julibrissin *Willd.*), der Platane oder des Wallnußbaumes, oder das Schirmdach der Pinien, oder endlich die Pyramiden der Cypressen, die meinen nur bewundernden Geist in Anspruch nahmen. Doch in grellem Widerspruch mit der Natur hatte sich die verkehrte Meinung des Menschen gestellt, und wo sie gewaltet, trauerte die Natur. Die Wege waren zum Theil mit Unkraut dicht bedeckt, und da man die Schlangenwindungen der englischen Anlagen, aber ohne alle Kenntniß und Rücksicht, wahrscheinlich nach einer todten Zeichnung auf dem Papiere, nachgeahmt hatte, wurden oft die lieblichsten natürlichen Boskets aus ihrem harmonischen Zusammenhange gerissen und prächtige Bäume und Sträucher verstümmelt. Eine Gruppe von Mastixbäumen, Pistazien, Cercis, Lorbeer und Myrten, wie sie wohl nie die Kunst selbstständig hervorzurufen vermag, erschien wahrhaft geschändet, und nicht genug, daß man schonungslos den Weg mittendurch geführt, hatte man die zum Ebenen des Weges überflüssige Erde geradezu auf die Seite in das Gebüsch geworfen und es dadurch diesem selbst für lange Zeit unmöglich gemacht, darüber wegzuwuchern.

Doch ich will nicht länger noch Thaten türkischen Unverstandes hier aufzählen, aber wehmüthigen Herzens verließ ich einen von Mutter Natur so reichlich bedachten Ort. Der Abend war wunderschön, und es hatte der um die Genüsse seiner Gäste so freundlich besorgte Graf auch schon

Gondeln zu einer Wasserfahrt bereit. Diese Fahrt zu schildern, versuche ein Anderer, der fähiger als ich; aber jetzt, drei Jahre später, wo ich dieses schreibe, ist meine Seele noch voll von den Eindrücken, die ich damals in reicher Fülle und von größter Schönheit in mich aufnahm.

Wenige Tage darauf sagte ich der Stadt, die zur Herrschaft über die Welt berufen schien und nicht mit Unrecht den Namen Weltmutter (Ummed-Dünja) erhielt, aber in schmählichen Türkenfesseln liegt, das Lebewohl, um den Theil des einst mächtigen Reiches des Mithridates einer näheren Untersuchung zu unterwerfen, wohin bis dahin noch kein Europäer gedrungen war.

Achtes Kapitel.

Das schwarze Meer und Trebisond.

Auf einem östreichischen Dampfschiffe verließen wir am 14. Juli 1843 Konstantinopel. Schon nach $1\frac{1}{2}$ Stunden hatten wir den schönen Bosporus durcheilt und befanden uns inmitten des schwarzen Meeres auf derselben Straße, auf der vor fast 3000 Jahren Jason mit seinen Heldenschaaren nach Kolchis gezogen sein soll, um sein gerechtes Erbe, das goldene Vließ seines Vetters Phrixus, vom dortigen Könige zurück zu verlangen. Damals waren die Küsten noch ungastlich — das Meer selbst führte in jener Zeit den Namen des ungastlichen, Pontos axeinos — und die Gedichte, welche den Zug der Argonauten besingen, sind voll von Abenteuern und Gefahren, denen sich eine griechische Heldenschaar freiwillig unterzogen hatte. Jetzt ist es anders! Mit leichter Mühe und ohne Beschwerde — die der Seekrankheit vielleicht ausgenommen — kann man die ganze Strecke von den zusammenschlagenden Felsen (Kyaneen oder Symplegaden), d. h. vom Anfange des Bosporus bis zur Mündung des Phasis (Rion), in vier Tagen zurücklegen, während früher oft ebensoviel Monate nothwendig waren.

Ich bin im Allgemeinen kein Freund von Seefahrten und ziehe selbst eine Reise auf dem Lande durch Wüsten und Sandfelder vor, aber die Küstenfahrt im Norden Kleinasiens gehört zu meinen schönsten Erinnerungen. Unser Schiff entfernte sich in der Regel kaum mehr als eine Meile vom Lande, und so war uns denn der volle Anblick auf die reizende Küste und das darüber sich hinziehende Gebirge gegeben. Vor uns der schöne dunkle Spiegel des Meeres, und über ihm in vielfach geschlungener Linie bald das mehr flache Ufer, bald das plötzlich in die Höhe steigende Gebirge, dessen höchste Spitzen selbst durch die Wolken ragten und über ihnen noch kühn dem blauen Himmel entgegenstrebten. Das herrlichste Wetter begünstigte unsere Reise, und kaum vermochte ein sanfter Zephyr auf der Oberfläche des Wassers leicht gekräuselte Linien hervorzurufen. Abwechselungen waren in reicher Menge geboten; bald gingen tiefe Buchten, meist in halbmondförmiger Gestalt, in das Land hinein, bald setzte sich ein vom Hauptgebirge auslaufender Arm weit in das Meer fort und bildete daselbst ein mächtiges Vorgebirge, dessen Fuß die Fluthen auf drei Seiten umspülten.

Das Gebirge, dem ich, da ein allgemeiner Name für seine ganze Ausdehnung bis zur Rion-Ebene fehlt, den Namen des pontischen geben möchte, tritt um so großartiger entgegen, als es eben seinen Fuß im Meere besitzt und aus diesem selbst, mehr oder weniger steil aufsteigend, sich zu der bedeutenden Höhe von anfangs 5—6, später 7—9,000 Fuß im Durchschnitt erhebt. Der eigentliche Kamm des Gebirges läuft mit dem Meere selbst parallel in rein östlicher Richtung und im Durchschnitt 8—12 Stunden vom Ufer entfernt; er wird so ziemlich vom 41. Grad nördlicher Breite durchschnitten. Nur gegen die Mitte hin zieht sich der Norden Kleinasiens tiefer in das Meer hinein, und vom 31—33. Grade östlich von Paris berührt das Ufer sogar den 42. Grad nördlicher Breite. Das Gebirge ist bewachsen,

und vom Fuße bis zu seinem Gipfel stellt sich allenthalben Holzvegetation dar. Unten erblickt man mehr Gesträuch, und kaum treten einzelne Haine auf; je höher man aber die Blicke wendet, um desto dichter wird das Laubholz und prächtige Gehölze, besonders Rothbuchen-Wälder werden sichtbar, die ganze mittlere und bei geringerer Höhe auch die obere Region einnehmend. Wenn ich meine eigenen Untersuchungen im lasischen Theile des Gebirges auf die ganze Kette anwenden und mich auf die schwarz-grüne Farbe, die sich gegen die Gipfel hin meinen Blicken darbot, verlassen darf, so kommen in den höheren Theilen des Gebirges über den Rothbuchen auch Nadelholz- und zwar Fichtenwälder vor. In der westlichen Hälfte, von dem unbedeutenden Berge Bulgurlu oberhalb Skutari an bis nach Sinope (33° östlich von Paris) habe ich nirgends Schneeberge beobachtet, wohl aber erhob sich weiter östlich das Gebirge in einzelnen Spitzen über die Schneelinie, die hier gegen 9,000 Fuß über dem Spiegel des schwarzen Meeres sich hinziehen mag. Weiter östlich glitzerten aber die obersten Konturen der Berge im Glanze des ewigen Eises und Schnees, bis sogar später oberhalb Trebisond selbst Höhen von 12,000 Fuß und vielleicht noch mehr zum Vorschein kamen.

Schroffe und nackte Felsen waren weniger sichtbar, vielleicht weil unser Schiff sich zu weit entfernte, um sie, selbst mit hinlänglich bewaffnetem Auge unterscheiden zu können. Wo ich sie beobachtete, erschienen sie tiefer, am Häufigsten an den ins Meer vorspringenden Vorbergen. Matten vermochte ich ebenso wenig zu unterscheiden, und wenn sie vorhanden gewesen, wie ich nicht zweifle, so dehnten sie sich doch keineswegs auf so bedeutende Weise aus, um wie in der Schweiz mit dem Namen der Alp bezeichnet werden zu können.

Das Ufer erschien mir auf der ganzen Reise todt, und auf der Strecke bis Sinope, die nicht weniger als sechs Längengrade einschließt, ist in der That nicht ein einziger, nur einigermaßen bedeutender Ort. Wie ganz anders war es doch zur

Zeit, als von Milet aus zahlreiche Kolonien längs der ganzen Nordküste Kleinasiens blühten und das bis dahin ungastliche Meer in ein gastliches (Pontos euxeinos) umgeschaffen wurde! Selbst Sinope (Ssinub, türk.), die wichtigste Kolonie des großartigen Milet, hat aus den Zeiten seines Glanzes sich fast nichts erhalten, als den Namen. Leider kamen wir einige Stunden nach Mitternacht daselbst an, um eine Stunde hier anzuhalten. Vom spärlichen Mondlichte beleuchtet trat die Geburtsstadt des bekannten Philosophen Diogenes des Cynikers nur in unbestimmten Umrissen hervor und ich hätte gern das Licht seiner Laternen gehabt, um die auch von Moslimen wegen ihrer Lage vielfach besungene Stadt näher in Augenschein nehmen zu können. Nur die Festungsmauern und die schlanken Minarehs vermochte ich zu unterscheiden. Wohl nicht mit Unrecht wird ihr Hafen als der beste an der ganzen Nordküste Kleinasiens angesehen, denn die Landzunge, auf deren Mitte Sinope liegt, erstreckt sich weit nach Osten und verwehrt so den von Norden kommenden, oft sehr stürmischen Winden den Eingang.

So nahe wir uns auch bisweilen an der Küste befanden, so lugten doch meine obwohl bewaffneten Augen vergebens nach Menschen; man erzählte mir jedoch, daß zahlreiche Dörfer längs des Ufers sich hinzögen, die Häuser aber in der Regel zerstreut liegend und hinter Gebüsch versteckt nicht gesehen werden könnten. Um der schönen Gegend willen that es mir leid, denn der Mensch hat sich zu sehr an seines Gleichen gewöhnt, um ihn nicht allenthalben dahin zu wünschen, wo es ihm wohl gehen könnte. Die Natur mag das Füllhorn ihrer Reize noch so reichlich ausgeschüttet haben, so ist sie doch für ein fühlendes Gemüth ohne Belebung durch Menschen für die Länge der Zeit leer und wird selbst einem Künstler, der den Schönheiten der Natur nachspürt, zuletzt weniger malerisch erscheinen.

Oestlich von Sinope war es besonders, wo ich die Beobachtung machte, daß die Farbe des Meeres vom Ufer bis zu

einer Viertelstunde und mehr einwärts sich wie mit einem Striche gegen die übrige Fläche abgränzte. Während in der Mitte des Meeres dunkelgraublaue Fluthen dem Auge entgegentraten, hatte das Wasser in der Nähe des Ufers eine mehr grünliche Farbe. Ich unterwarf, als wir bei Ssamsun (dem alten Amisus) eine kurze Zeit anhielten, die Erscheinung einer besonderen Untersuchung und fand zwar die Ulva Lactuca *L.* an den Steinen auf dem Boden des Meeres, aber doch keineswegs in solcher Menge, um bei der Tiefe des Meeres zu der Annahme berechtigt zu sein, daß sie dem ganzen darüber stehenden Wasser ihre freudiggrüne Farbe hätte mittheilen können. Doch war schlechterdings nichts anderes da, was außerdem eine Erklärung gegeben hätte. Die Ulve verschwand wahrscheinlich plötzlich, oder es senkte sich vielleicht der Meeresboden an der Gränze der grünen Farbe plötzlich tiefer ab?

In Sinope stieg ein gichtbrüchiger Thalherr mit seinem Harem ein und seine Frauen nahmen, trotz der Nacht in weiße Schleier tief gehüllt, auf dem für die mehr bezahlenden Reisenden bestimmten Verdecke eine ganze Seite ein. Geistergleich, wie sie unsere Mährchen auf den Trümmern alter Burgen des Nachts daherschreiten lassen, kamen sie, die eine hinter der andern, über das Verbindungsbret einhergeschritten und kauerten sich, ohne einen Laut von sich zu geben, in dem äußersten Winkel unseres Verdeckes hin. Bald war von Teppichen ein Verschlag gemacht, aber auch hinter ihm vernahm man weiter kein Geräusch, als daß die eine nach der andern dem Meere ihren Tribut brachte. Der Thalherr war ein Sohn des früheren Besitzers von Risa und durch Osman-Pascha, den Bruder des erst zu Anfang dieses Jahres abgesetzten Statthalters von Trebisond, Abdullah-Pascha, aus seinem väterlichen Erbe vertrieben worden. Er hatte noch von Glück zu sagen, daß er mit dem Leben davongekommen war und obwohl er versprach, von nun an getreuer Unterthan seiner türkischen Majestät zu werden, wurde ihm doch Verban-

nung zu Theil. Sinope war ihm angewiesen und dort hatte er viele Jahre gelebt, bis es ihm endlich gelungen, die Erlaubniß zu erhalten, nach Trebisond, also der Scholle, die ihn geboren, um Vieles näher, überzusiedeln. Seine Stimme wurde lebendiger, seine Augen glühten, als er mir von seiner Heimath erzählte und obgleich er von Sinope, der (Halb-) Insel der Liebenden, deren Lage ein feuriger Dichter Arabiens mit dem Nabel einer reizenden Jungfrau des Paradieses vergleicht, kam, so ging ihm doch nichts über die Schönheit seines Geburtsortes Risa. „Zwar hat mir der Padischah," meinte er, „viel, sehr viel genommen, aber doch habe ich immer noch genug, um mit meinen Frauen und Kindern gut zu leben. Gern würde ich aber noch viele Beutel opfern, wenn ich gen Risa ziehen dürfte." Auch der rohe Orientale liebt sein Vaterland!

Kaum hatte er erfahren, daß ich Arzt sei, als er mir auch schon seine Hand entgegenstreckte, damit durch das Befühlen des Pulses von meiner Seite wo möglich auch gleich sein langwieriges Uebel vertrieben würde. Er wollte mit mir einen Kontrakt abschließen, in Folge dessen ich erst nach glücklicher Vollendung der Kur eine bestimmte Summe ausgezahlt bekommen sollte. Der Orientale der mehr zugänglichen Gegenden ist allmälig gegen Christen des Abendlandes vorsichtig geworden, denn zahlreiche Abentheurer durchziehen nach allen Richtungen das Morgenland, um auf die bequemste und leichteste Art sich Geld zu verdienen, und geben sich nicht selten ohne alle medizinischen Kenntnisse für Aerzte aus. Doch die Zeit, wo Türken sich auf diese Weise betrügen ließen, ist vorbei und jetzt unterwerfen sie sich nur dann der Behandlung eines Abendländers, wenn dieser die Bedingung eingeht, erst nach glücklich gelungener Kur eine bestimmte Summe zu erhalten. Freilich wird nun wiederum nicht selten der Abendländer betrogen und mit allerhand Redensarten und Versprechungen hingehalten, selbst wenn seine Behandlung den günstigsten Erfolg gehabt hat.

Der gichtbrüchige Thalherr war ein ächtes Kind der Natur, und obgleich kaum im Stande, einige Schritte zu gehen und von heftigen Schmerzen häufig gequält, so erhielt er sich doch eine muntere, heitere Laune. Inmitten seiner vier oder fünf Frauen schäkerte und lachte er und versuchte nicht umsonst, die Tage seines Lebens sich angenehm zu machen. Außerhalb des Verschlages saß er auf prächtigem Teppiche, auf rothsammetne Polster gestützt, um die lebendige Menge seiner Landsleute in ihrem Thun und Treiben zu beobachten und eine Pfeife nach der anderen zu rauchen. Das Abendland mit seinen Einrichtungen interessirte ihn und über das Gleichgültigste, was ihm unser Dolmetscher erzählte, sprach er laut seine Verwunderung aus. Auch meine ärztlichen Fragen und Untersuchungen verschafften ihm nicht wenig Unterhaltung. Als er mir seine Zunge zeigen sollte, streckte er sie kichernd und lachend weit hervor und wiederholte dasselbe Manöver so oft, als er glaubte, daß es mir angenehm sein könnte. Als ich seinen Unterleib untersuchte und ein nicht unbedeutendes Leberleiden erkannte, gerieth er in Erstaunen, daß ich ihm seiner Meinung nach Dinge weissagte, die wirklich vor langer Zeit stattgefunden hatten.

Außer ihm befand sich noch ein armenischer Banquier mit seiner zahlreichen Dienerschaft auf dem Schiffe, und so gebildet er auch auf seine Weise erschien, so war und blieb er doch ein unwissender Orientale. Seine zum Theil kostbare Kleidung hatte bereits einen europäischen Schnitt angenommen und alle seine Diener stachen in der neuen türkischen Kleidung merklich gegen das übrige asiatische Lumpengesindel ab. Auf den blanken Knöpfen befand sich sogar sein Familien-Wappen. Der Banquier selbst verstand nicht allein den Gebrauch einer Brille, sondern benutzte sie auch vielfach und mit seinem wiener Fernrohre lugte er von Zeit zu Zeit in die Ferne. Er stammte aus einer der interessantesten Gegenden seines Vaterlandes, aus dem reizenden, von Obstgärten rings umschlossenen Arabgir. Doch keine der Fragen, die ich an

ihn richtete, vermochte er zu beantworten und so oft ich es von Neuem versuchte, vernahm ich das langweilige „Bilmem,“ d. h. „ich weiß nicht,“ als Antwort.

Auch die beiden armenischen Kaufleute aus Tiflis, die ich schon auf der Donau-Reise erwähnt habe, hatten sich wiederum auf demselben Schiffe eingefunden, um nach langer Abwesenheit ihrer Vaterstadt zuzueilen. Obgleich Nachkommen der einst für die armenische Geschichte so wichtigen Mamigonier, die aus China vertrieben in Armenien eine freundliche Aufnahme fanden und dort bald zu größerer Bedeutung gelangten, wußten sie doch von ihren einst so mächtigen Vorfahren gar nichts und bekümmerten sich nur um die Gegenwart, um ihre in Leipzig und Wien aufgekauften Waaren und die daraus entspringenden Vortheile. Trauriges Volk, wo selbst das Andenken einer größeren und besseren Zeit keinen freudigen Gedanken in der Brust mehr hervorzurufen im Stande ist und die materielle Gegenwart das ganze Dasein in Anspruch nimmt!

Landsleute, so nennen sich alle gebildeten Europäer außerhalb ihres Erdtheiles, waren mit uns nur wenige auf dem vaterländischen Schiffe, dessen Mannschaft jedoch auch einen Deutschen aus Hamburg besaß und sonst aus schlauen Dalmatinern bestand. Desto größer war aber das orientalische Publikum, und wie die Häringe nebeneinander geschichtet, befanden sich Repräsentanten fast aller vorderasiatischen Völker auf dem allgemeinen Verdecke unseres Schiffes. Es war ein eigenthümlicher Anblick, den dieses bunte Menschengewühl, besonders am Abende darbot. Das Schiff war so angefüllt, daß nur die wenigsten Passagiere im Stande waren, sich während der Nacht auszustrecken und viele von ihnen hatten kaum einen Raum von drei bis vier Fuß Länge und zwei Fuß Breite. Wer zuerst das Schiff in Konstantinopel bestiegen hatte, war klug genug gewesen, sich schnell ein Räumchen so bequem als möglich mit Teppichen und Tüchern abzusperren, um am Tage gegen die

brennend heißen Strahlen geschützt zu sein. Armenier und überhaupt Christen hatten auf diese Weise die besseren Plätze eingenommen, bevor die trägeren Türken kamen und zuerst sich wunderten, daß jene ihnen nicht sogleich ihr gutes Plätzchen einräumten, dann aber mit einem „Masch allah“ (Gott will es), sich selbst so bequem als möglich einrichteten.

Bei der Armuth der Orientalen im Allgemeinen war die Direktion der Dampfschifffahrtsgesellschaft auch gezwungen gewesen, für sie die Ueberfahrt so billig als möglich zu stellen, und so zahlte ein Passagier des Verdeckes für die weite Strecke von Konstantinopel bis Trebisond nicht mehr als 150 Piaster (etwas über 9 Thaler), während für einen Platz in der zweiten Kajüte fast das Vierfache entrichtet werden mußte. Jeder Orientale versieht sich für die ganze Zeit der Ueberfahrt mit den nöthigen Lebensmitteln, kauft sich hinlängliches Brod, etwas schlechten Käse, Gurken und vielleicht noch getrockneten Fisch und ißt von seinem frugalen Vorrathe, so oft er Hunger bekommt. Für trinkbares Wasser hat der Schiffs-Kapitain gesorgt und Jedermann zapft sich aus dem aufgestellten Faße so viel, als er zu gebrauchen denkt, ohne das Geringste dafür zu zahlen. Wasser, Luft und Holz sind dem Orientalen Dinge, die der liebe Gott jedem Menschen gegeben hat, und wo er sie findet, glaubt er auch ein Recht zu haben, sich dieser freilich nothwendigen Bedürfnisse zu bedienen. Als daher auf den türkischen, dieselbe Straße fahrenden Schiffen eine unbedeutende Bezahlung für das Wasser verlangt wurde, hielten sich die Orientalen in ihrem Rechte beeinträchtigt und strömten in Masse den östreichischen Dampfschiffen zu, wo kluger Weise das Wasser umsonst gereicht wurde.

Ich habe schon gesagt, daß es besonders gegen Abend interessant wurde, das dichte Treiben der Menge in Augenschein zu nehmen. Bis dahin war es ruhiger, denn die heißen Strahlen der Sonne hielten die Meisten in ihren

Verschlägen zurück, wo sie schlafend oder rauchend ihre Zeit verbrachten. Aber auch später bekümmerte sich Keiner um den Anderen. Der starre Anhänger der Lehre Mohammeds und der späteren Ueberlieferungen (Sunna) betete vielleicht zu gleicher Zeit neben dem im Glauben sich freier bewegenden Perser, und der Fluch, den dieser über die drei ersten, aber ungerechten Nachfolger des Propheten aussprach, war ihm ganz gleichgültig. Der schismatische Armenier bekümmerte sich nicht um seinen Landsmann, der den Papst zu Rom auch für sein geistliches Oberhaupt anerkannt hatte und ebenso lag der Anhänger der morgenländischen Kirche gleichgültig neben dem Bekenner der mosaischen Glaubenslehre. Türken, Perser, Armenier, Grusier, Lasen, schirwansche Tataren, Nachkommen der Seldschuken, Griechen, Italiener, Engländer und Deutsche waren für einige Tage in einem kleinen Raume zusammengepfercht und die nicht immer freundlichen Gesinnungen der verschiedenen Völker gegen einander schienen auf immer gewichen zu sein.

Am 17. Juli des Morgens erblickten wir zeitig das durch den wackeren Xenophon uns zuerst bekannt gewordene Trebisond, damals Trapezus, jetzt hingegen von den Türken Tarabosan genannt, und unter günstigem Winde segelten wir rasch der ehrwürdigen Stadt zu. Immer deutlicher traten die Konturen des bunt durcheinander geworfenen Häusergewirres hervor und vor Allem wurden die schlanken Moscheenthürme (Minarehs) sichtbar, hie und da von allerhand freundlichem Laubwerk, besonders von pyramidenförmigen Cypressen, umgeben. Bis hart an die schwärzlichgrauen Felsen, auf deren Höhe die einst stolze Stadt sich ausbreitet, zieht sich das dunkle Meer und seit vielen Jahrtausenden toben seine Fluthen vergebens gegen das harte Gestein. Nur an einzelnen Stellen hatten sich, wahrscheinlich erst im Verlaufe der Zeit, die Wasser zurückgezogen und durch aufgeschwemmte Muschelschaalen und allerhand Geröll ward

ein kaum 6 bis 12 Schritte breit hinziehender flacher Uferrand gebildet, auf dem eine Straße entlang führte. An anderen Stellen dagegen erhoben sich verschiedengeformte Felsen unmittelbar aus dem Meere und hatten allen Brandungen vieler Jahrtausende widerstanden.

Der Hafen liegt hinter dem felsigen Vorsprunge des alten Trapezus und bildet einen unbedeutenden Busen von einer Viertelstunde Länge, während die Breite kaum mehr als ein Drittel beträgt. Da er gerade nach Norden sich öffnet, so vermag er um so weniger den in ihm einlaufenden Schiffen eine sichere Zufluchtsstätte zu ertheilen, weil gerade die gefährlichen Nordwinde freien Eintritt besitzen und mit Macht alsdann die häuserhohen Wellen gegen die Felsen schleudern. Größere Schiffe laufen deßhalb nie in dem Hafen ein und ziehen es vor, lieber auf offenem Meere die Anker zu werfen, um vom Ufer möglichst weit entfernt zu sein. Die Mitte des Hafens wird von einem gegen zwölf Schritte breiten Uferrande umsäumt und auf ihm führt die Uferstraße nach Osten. Ein Dutzend und vielleicht auch mehr Häuser sind der hinter dem Rande allmälig aufsteigenden Höhe angelehnt und dienen weniger zur Wohnung, als vielmehr um dem Kauflustigen verschiedene Gegenstände, besonders Lebensmittel darzubieten.

Auf den steil aufsteigenden Felsenvorsprüngen, die den Hafen im Westen und Osten begränzen, hatte man in früherer Zeit Burgen, zum Theil aus großen und runden Thürmen bestehend, erbaut. Merkwürdig ist es, daß das Volk sie nicht den einstigen Herrschern Trebisonds, sondern den Genuesern zuschreibt. Wenn es sich wirklich so verhielte, so datirte sich ihre Erbauung wenigstens aus dem 12. Jahrhunderte. Die westliche Burg ist besser erhalten, als die östliche. Die Ursache liegt darin, daß die erstere zu gleicher Zeit für die Stadt ein wichtiges Bollwerk war und daß man eben deßhalb größere Sorgfalt auf ihre Erhaltung

verwendete, während die entferntere des östlichen Vorsprunges sich später selbst mehr überlassen wurde. Die westliche Burg ist in der neuesten Zeit wiederum in Stand gesetzt worden, da man sie als Quarantaine benutzt.

So bequem auch in der neuesten Zeit Reisen nach den Küsten des mittelländischen Meeres, auch des orientalischen Theiles, gemacht worden sind, so hat sich doch diese Kultur auf die südlichen und östlichen Küsten des schwarzen Meeres noch nicht erstreckt, und die Reisenden des europäischen Kontinentes würden eine Tour von Konstantinopel nach Trebisond keineswegs komfortabel nennen. Gast- und Wirthshäuser haben hier ein Ende und man muß entweder zu den großen, mit orientalischem Gesindel und allerhand Ungeziefer angefüllten Karawansarai's seine Zuflucht nehmen oder um vieles Geld eine christliche Familie bestimmen, einen Theil ihres Hauses abzutreten. Da wir nun ebenfalls nicht wußten wohin, so ließen wir unsere Effekten einstweilen auf dem Schiffe zurück und erstiegen auf einem steilen Wege die Höhe Trebisonds, um alle Vorstädte und Basare vergeblich nach einer Wohnung zu durchsuchen. Endlich erhielten wir unter Vermittelung des östreichisch-russischen Konsuls, Herrn Ghersey, eines Nachkommen derselben Genueser, die nach den Griechen sich den Handel an allen Küsten in die Hände gespielt hatten, bei einem anderen Italiener eine freilich erbärmliche Wohnung. Für drei Colonnati (gegen 4½ Thaler) täglich erhielten wir zwei kleine Zimmer, von denen ein jedes nicht mehr als zwei ausgestreckte Menschen umfassen konnte, und außerdem die nöthige, freilich sehr schlechte Nahrung. Die ursprünglichen Bewohner der erstern, Wanzen und Flöhe, trugen jedoch schon in der ersten Nacht hinlängliche Sorge, uns aus ihren Schlupfwinkeln, auf die sie mehr Recht zu haben schienen, zu vertreiben. So waren wir gezwungen, unter Gottes freiem Himmel, im Angesichte des dunkelazurblauen, dicht

mit Sternen besäeten Firmamentes auf tischähnlich zusammengelegten Brettern eine ganze Woche zu verleben. Aber selbst bis dahin verfolgten uns die einmal gereizten Bestien. So reizend mir am Tage die Küsten des schwarzen Meeres erschienen und so gern ich mich stets an den Genuß jener Tage erinnere, eben so fürchterlich waren die Nächte und sind es noch im Gedächtnisse. Wenn ich von einer Wanderung ermüdet heim kam und mein Körper die ihm nöthige Ruhe und Erholung verlangte, so vereitelte immer das Ungeziefer, was sich hier allenthalben eingenistet zu haben schien, alle Versuche, mich dem süßen Schlafe hinzugeben.

Unser Wirth war ein interessanter Mann und gab sich übrigens alle Mühe, uns den Aufenthalt so angenehm zu machen als möglich. Mit unverwüstlicher Laune und Heiterkeit von der Natur begabt, ertrug er mit seltener Ruhe und ohne das geringste Murren alle die harten Schläge, die das Schicksal über ihn verhängte. Er hatte mit seiner Frau einst bessere Zeiten gekannt und gern sprach er von den schönen Tagen, die ihm dereinst im Vaterlande gewesen; in diese süßen Erinnerungen verloren, vergaß er der elenden Gegenwart. In seinen jüngeren Jahren hatte von den neun Musen besonders Thalia seine ganze Zuneigung erhalten, und als Sänger und Schauspieler erfreute er sich daheim nicht geringen Beifalls. Er errichtete sodann selbst ein Theater und durchzog mit seiner mehr oder weniger auserwählten Gesellschaft die kleineren und mittleren Städte Italiens, allenthalben Beifall einärntend. Seine Frau machte vor ihrer Verheirathung, wie er sich ausdrückte, Furore, und um sie sich für immer zu gewinnen, trug er ihr Hand und Herz an. Doch damit trat in seinem Leben ein Wendepunkt ein; das Glück verließ ihn. Leider hatte er in der günstigen Zeit nicht verstanden, mit dem Erworbenen mögliche Zufälle der Zukunft zu decken, und durch die Noth gezwungen, faßte er, da er auf an-

dere Weise sein Leben zu fristen nicht verstand, den kühnen Entschluß, mit einem Theile seiner Leidensgefährten nach Aegypten zu gehen, um an Mehemed Ali's glänzendem Hofe neue Lorbeern, aber vorzüglich neuen Erwerb zu suchen. Im Anfange ging wiederum, so lange seine Gesellschaft den Aegyptern noch etwas Neues war, Alles gut, als Jedermann sich aber genug amüsirt zu haben glaubte, verlor sich das weitere Interesse für Schauspiel nicht weniger, als für Oper. Unser Wirth hatte aber auch dieses Mal von den reichlichen Einnahmen des Anfangs nichts zurückgelegt und so kam er nach gänzlicher Auflösung seiner Gesellschaft gar bald in eine so hilflose Lage, wie sie ihm bis dahin noch nicht entgegengetreten war. Kümmerlich ernährte er sich damit, daß er Unterricht in der italienischen Sprache ertheilte. Für die Länge der Zeit reichte selbst dieser Erwerb nicht hin und so wanderte er an der Küste nordwärts von einer Stadt zur anderen, bis er endlich nach Trebisond kam. Hier ist er nun wiederum Lehrer und unterrichtet die Kinder der wenigen italienischen Familien in ihrer Muttersprache. Zwei Stunden am Tage raubt ihm diese Beschäftigung und in der übrigen Zeit erfreut er sich des vaterländischen dolce far niente oder streicht auf den belebten Basaren herum.

Um die Lage der alten Tafelstadt — denn das griechische Wort „Trapeza“ bedeutet einen Tisch, eine Tafel — in seiner Eigenthümlichkeit zu verstehen, verweise ich die verehrten Leser nochmals auf das ganze Gebirge. Daß dieses in einer Entfernung von acht bis zwölf Stunden direkten Weges mit seinem eine gewundene Linie darstellenden Hauptkamme dem Ufer parallel läuft, habe ich schon gesagt. Von ihm gehen nun, meist in einem rechten Winkel, mehr oder minder mächtige Arme dem Meere zu. Zwischen dem Anfange von je zwei dieser Ausbreitungen besitzt ein Fluß seine Quellen und fließt auch ferner zwischen ihnen dahin. Je weiter die Arme sich von dem Hauptrücken

entfernen, desto mehr verlieren sie an Höhe, gewinnen an Breite, zertheilen sich oft strahlenförmig und geben in ihren Winkeln neuen, aber kleineren Flüssen oder Bächen den Ursprung. Die strahlenförmige Ausbreitung wiederholt sich oft einige Mal und in der Regel ist die letzte die bedeutendste. Solche strahlenförmige Ausläufer von geringerer Länge finden sich auch bei Trebisond vor und auf einem derselben steht die Stadt. Es versteht sich von selbst, daß sie nach dem Meere zu abfallen und sich in demselben selbst verlieren. Bisweilen bildet aber ihr Rücken eine weniger schräge Ebene, fällt aber dann um so schroffer ab. Auf einer solchen ziemlich geraden Ebene liegt die eigentliche Festung und setzt sich selbst noch unterhalb des Abfalles weiter fort, während die Vorstädte sich östlich auf der gegenüberliegenden Höhe ausbreiten und daselbst sich bis zum Meere hinziehen. Der Ausläufer mit dem tafelförmigen Rücken, auf dem die Festung steht, ist schmal, kaum 8 bis 10 Minuten breit und fällt nach Westen plötzlich in eine nicht unbedeutende Uferebene ab, auf der die Ruinen der Sophienkirche stehen, nach Osten hingegen begränzt sie eine jähe Schlucht, in der die Karawanenstraße nach Erserum aufwärts führt. Nach oben (also südlich) besitzt der tafelförmige Rücken eine bedeutende Einschnürung, so daß er nur durch einen Stiel von gegen 20 Schritte mit dem oberen Theile zusammenzuhängen scheint. Eine hohe Mauer, mit Wachtthürmen versehen, sperrt hier die Festung nach oben, wo sich der Rücken wiederum flächenartig ausbreitet, und während sich jetzt Waizen- und Maisfelder daselbst vorfinden, waren in der Zeit des trapezuntischen Kaiserreichs prächtige Gebäude und vor Allem ein weitläufiges Theater hier vorhanden.

Der Ausläufer, der weiter unten die Vorstädte trägt, hat die bedeutende Breite von gegen 25 Minuten und fällt weiter oben keineswegs so schräg als der vorherbeschriebene, auf dem die Festung liegt, ab, sondern breitet sich flächen-

artig aus und bildet dadurch eine bedeutende Terrasse, welche jenen westlichen um mehre Hundert Fuß überragt, um dann mit einem Male sich zu senken. Die Höhe selbst führt den Namen der Grauspitze (Bos=Tepeh) und bildet eine schöne mit Grasmatten dicht besetzte Ebene. Aber nur ihre Mitte steigt zum Meere herab und umgibt die Hafenbucht, während auf beiden Seiten sich Schenkel mit der Tafelhöhe der Festung in fast gleichem Niveau fortsetzen, wiederum eine Fläche bilden und sich erst dann in das Meer plötzlich hinabsenken. Auf dem breiteren und westlichen Schenkel liegen die Vorstädte und sind von der eigentlichen Festung durch die schon erwähnte Schlucht der Karawanenstraße geschieden. Der schmälere und östliche Schenkel läuft unmittelbar in den felsigen Vorsprung aus, der das östliche, den Hafen begränzende Horn mit seiner verfallenen Ruine trägt. Die ganze Grauspitze wird aber mit ihren Schenkeln nach Osten durch ein großes Thal, was den Namen des Mühlthales, Dejirmen= (gewöhnlich Dermen=) Dereh, führt und weiter oben die Karawanenstraße aufnimmt, begränzt.

Im ganzen Oriente habe ich keine Stadt gesehen, die ein so freundliches Ansehen darbietet, als Trebisond, und während man inmitten der stolzen Residenz des Padischah Ruinen von Häusern und selbst durcheinander geworfene Steinhaufen erblickt, so sieht man zum ersten Male hier eine freundliche, in Ordnung erhaltene Stadt. Nur die ächt türkischen Stadttheile, die eigentliche Festung, tragen noch zum Theil das Gepräge ihrer Besitzer. Die Festung selbst besteht aus drei durch Quermauern von einander geschiedenen Theilen und von ihnen bildet der obere die eigentliche Citadelle, die aber seit der Vertreibung der Komnenen sich keiner weiteren Beachtung erfreut hat und nun jährlich ihrem gänzlichen Verfalle mehr entgegengeht. Zwar haben bis jetzt Mauern und Wachtthürme der Zeit und Witterung getrotzt, aber schon beginnen einzelne Steine sich zu lösen, und hat einmal die Auflösung ihren Anfang genom=

men, so wird sie wohl auch bald vollendet sein. Jene stolze Burg, in der mehre Jahrhunderte hindurch die trapezuntischen Kaiser, die aus Konstantinopel vertriebenen Komnenen, herrschten, ist öde und leer und an den zum Theil eingefallenen Mauern wuchern Epheu und Brombeerranken in üppiger Fülle, während in den Ritzen der Mauern hie und da selbst Feigensträucher für ihre Existenz kärgliche Nahrung gefunden haben. Wie kläglich sehen die elenden Baracken der jetzigen Machthaber daneben aus! Es scheint selbst, als hätte man sie nur aus Hohn hierher gesetzt, um den Vergleich mit der erbärmlichen Gegenwart recht klar und deutlich vorführen zu lassen.

Die mittlere Burg oder die eigentliche Festung enthält unter Anderem die Wohnung des Statthalters (Pascha's) und ist noch weniger geeignet die Aufmerksamkeit eines Europäers auf sich zu lenken. Unter ihr zieht sich der dritte und größere Theil hin und breitet sich selbst westlich noch weiter aus. Als nämlich in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters die türkischen Horden, besonders die Seldschuken, sich der Küste näher festsetzten und ihre beutesüchtigen Schaaren von den reichen Waaren-Niederlagen der Griechenstadt sich angezogen fühlten, hielt es der zweite Alexis für nothwendig, das Besitzthum der zahlreichen, auch ihm reichlichen Gewinn verschaffenden Kaufleute zu sichern, und so verlängerte er die Mauern der Festung, die bis dahin nur aus zwei Theilen bestand, bis an das Meer herab. So entstand im Jahre 1320 die unterste Festung deren Mauern alle Märkte und Waaren-Niederlagen einschlossen. Ihre engen Straßen bilden fast nur fortlaufende Basare, wie in Konstantinopel, aber auch größere viereckige Waaren-Niederlagen mit Hallen, in denen die Gegenstände zum Kaufe ausgeboten werden und die den Namen Besestans führen, sind vorhanden. Die unscheinbaren Häuser stehen dicht beisammen und haben ohne Ausnahme ein schmutziges, grauschwärzliches Aussehen.

Ungleich freundlicher sind die Vorstädte aus der Ferne gesehen, wenn man jedoch in den engen Straßen einherwandert, bieten sie den Augen nur hohe weiße Mauern dar, die besonders im Sonnenscheine weit entfernt sind, dem Auge vortheilhaft zu sein. Einen wohlthätigen Eindruck macht aber die allenthalben bemerkbare Ordnung und Reinlichkeit, obwohl hier keineswegs jene Schaaren räudiger Hunde wie in Konstantinopel die Straßen beleben, und den aus den Häusern geworfenen Schmutz entfernen. Die Straßen bald gerade, bald gewunden hören hin und wieder plötzlich auf, und der Fremde hat dann nicht wenig Mühe, sich aus dem Labyrinthe herauszufinden.. Sie haben kaum die Breite von 6—8 Fuß, sind in der Mitte zum Abfluß des Wassers vertieft und besitzen auf beiden Seiten schmale Trottoirs, auf dem aber nur ein Mensch zu gehen vermag. Bis gegen den kühlern Abend begegnet man nur selten hier einem der Bewohner und wenn dies doch geschieht, so durcheilen sie wenigstens schnell die engen Gassen, welche durch die von den weißen Mauerwänden zurückgeworfenen heißen Strahlen unleidlich geworden sind. Selbst die sonst langsam daherschreitenden Frauen, in ein weites baumwollenes Tuch (Zarkaff) gehüllt, und sogar, wenn sie einem Rechtgläubigen angehören, mit einer Drahtmaske (Betscha) versehen, beschleunigen ihre Schritte und ihre mit hohen Absätzen versehenen Pantoffeln klappern, gleich einer Mühle, auf den Steinplatten des Trottoirs.

Von jeher scheint man in Trebisond, wenn auch nur im Aeußern, auf Zucht und Ehrbarkeit gesehen zu haben, denn strenge Vorschriften bestimmen die häuslichen Einrichtungen. Kein Haus und selbst nicht der Männer-Theil (Selamluk) darf nach der Straße zu erbaut sein, sondern muß innerhalb eines häufig gartenähnlichen Hofraumes auf der hinteren, also der hohen Straßenmauer gegenüberliegenden Seite sich befinden. Von keinem Punkte außerhalb des Hofes (Awlu) darf man einen Blick in denselben haben, und selbst das

Haus muß mit seiner Fronte jeder möglichen Besichtigung von Außen entzogen sein. Mit wenigen Ausnahmen bestehen alle Häuser Trebisond's, besonders der Vorstädte, aus einem Parterre und einem Stockwerke, und im erstern sind die Wirthschaftsräume und ein oder mehre kühlere Zimmer für den heißern Sommer. Von Außen führt eine hölzerne Treppe zuerst auf eine Gallerie, die sich nur auf einer oder zwei nach dem Hofraume zu liegenden Seiten herumziehen darf und die breit genug ist, um für einen Theil des Tages von der Familie benutzt zu werden. Mit ihr stehen nun alle luftiger gehaltenen Zimmer, deren Anzahl sich nach dem Reichthume der Familie richtet, in Verbindung.

Der Hof gleicht einem Garten und dient, wenn er mit Bäumen und Buschwerk bepflanzt ist, der Familie während der wärmern Jahreszeit Tag und Nacht zum Aufenthalte. In der Regel steht mitten darin, bisweilen auch auf der Seite ein Wallnußbaum mit weithin greifenden Aesten, oder die Bewohner erfreuen sich unter einem Oel- oder Lotuspflaumenbaume des erquickenden Schattens. Oft vertritt ihn auch ein Zürgelbaum. Feigensträucher, Granatsträucher, Lorbeer, Cypressen und seltner Rosen- oder gar Myrtengebüsch, in der Regel von Ranken des ächten Jasmins durchzogen, stehen mehr an den Seiten, besonders nach der äußern Mauer zu. Obwohl die Familie zwei Drittel des Jahres in dem Hofraume zubringt, trägt sie doch um die Verschönerung ihrer nächsten Umgebung keine weitere Sorge. Das Gehölz, einmal angepflanzt, wächst von selbst und man gibt sich kaum die Mühe, einen vertrockneten Ast abzuhauen oder man bricht ihn wenigstens auf eine Weise ab, daß der Rest nicht weniger schändet. So reich die Natur rings umher an schönen Blumen ist, so sucht man sie doch vergebens in den gartenähnlichen Hofräumen. Nur hier und da trifft man einmal einfache Nelken, Afrikanen (Tagetes erecta *L.* und patula *L.*), Sonnenblumen und vielleicht noch das gewürzige Basilikum.

Mein ärztlicher Ruf hatte sich, wie alles Neue im Oriente, schnell in der Stadt verbreitet, und bevor uns nur möglich war, dem Pascha unseren Besuch abzustatten, trug dieser schon Verlangen, unsere Bekanntschaft zu machen. Außerdem daß wir von Seiten der östreichischen und russischen Gesandtschaft in Konstantinopel mit sehr guten Empfehlungen versehen waren, trug auch der östreichisch-russische Konsul, Ghersey, Sorge, uns in Allem zu unterstützen und für die fernere Reise behilflich zu sein. Durch ihn wurden wir bei dem Statthalter, Abdullah-Pascha, eingeführt. Doch bevor ich zur Vorstellung selbst übergehe, wird es gut sein, einige Worte über das Paschalik Trebisond und seinen damaligen Statthalter zu sagen. Das erstere besteht aus einem großen Theil des frühern pontischen Reichs und bildet jetzt einen schmalen, aber langen Küstenstrich vom Ausflusse des rothen Stromes (Kisil-Irmak, fast einen Grad östlich von Sinope) bis an das russische Gurien. Der Rücken des großen pontischen Gebirges bildet meistens die südliche Gränze, und nur in der neuesten Zeit soll man noch das ganze Gebiet des Adschara-Ssu, eines östlich einfließenden Nebenflusses des Tschorok, aus zwei Gauen (Sandschak) bestehend, hinzugefügt haben. Während das Paschalik demnach nur eine Breite von 8—12 Stunden besitzt, hat es eine Länge von 6 Grad (vom 33½. Grad östlich von Paris bis zum 39½.). Mit Ausnahme des Deltalandes vom grünen Strome (Jeschil Irmak) sieht man nirgends größere Ebenen, und nur hin und wieder hat angeschwemmtes Land am Ufer schmale, flache Striche gebildet. Enge Thäler wechseln mit meist schroffen Höhen ab. Trotzdem erfreuen sich die nördlichen Ausläufer des Gebirges allenthalben einer üppigen Vegetation, und es breiten sich besonders in den mittlern Regionen große Wälder aus. Gegen das Ufer hin fehlt oft die nöthige Feuchtigkeit, und deßhalb hat sich auf den dortigen Abhängen häufig nur Gestrüpp angesiedelt. An anderen Stellen jedoch finden sich gerade hier die schon seit den ältesten Zeiten bekannten Obst- und

besonders Kirschbaumwälder vor, und letztere ziehen sich bis zu einer Höhe von 4—5,000 Fuß hinan. Für Ackerbau zeigt sich des unebenen Bodens halber das Land nicht günstig, wo aber am Ufer angeschwemmte Flächen sich gebildet haben, ist es um so fruchtbarer, und trotz der schlechten Behandlung der Aecker setzten mich besonders die Waizenfelder, wegen ihrer Ergiebigkeit, in Erstaunen. Das gewöhnlichste Getreide ist der Mais, und große damit angebaute Strecken ziehen sich an den oft sehr schrägen Abhängen der Küste hin. In der Regel rodet man dazu ein Stück Wald aus, indem man mit der Axt die Bäume im Frühjahre oder auch erst im Sommer tödtet und dann im Winter abbrennt. Die Asche dient dann zu gleicher Zeit zur weiteren Befruchtung des Bodens, aus dem nun zum großen Theil die Wurzeln herausgenommen werden. Meistens steckt man die einzelnen Körner im Mai, bisweilen sogar erst im Juni und ärntet dann im August oder September. Ohne Zweifel ist der Mais das ergiebigste Getreide und wird wohl besonders deßhalb im Oriente so sehr geliebt. In schlechten Jahren ist der Ertrag immer noch ein 40=, in guten hingegen ein 80=fältiger. Weiter nach Osten hin wird auch an den fruchtbaren Bergabhängen sogenannter Bergreis gebaut, und wenn dieses Getreide auch weit weniger ergiebig ist, als der Sumpfreis, so sollen seine Körner doch nahrhafter und wohlschmeckender sein.

So leicht auch, der Nähe des Meeres halber, das Land einem Europäer zugänglich zu sein scheint, so ist sein Inneres, wenigstens in dem Theile, der sich östlich von Trebisond hinzieht, doch noch nie betreten worden, und wir waren die ersten, die hier das Gebirge und zwar an seiner schwierigsten und gefährlichsten Stelle drei Mal überschritten. Nur die gewöhnlichen Handelsstraßen und besonders die von Trebisond nach Erserum werden häufig passirt. Gerade die Untersuchung des bedeutenden Gürtels, der nach der Meerseite Kleinasien ringsum einschließt, müßte besonders für die physikalische Geographie von außerordentlichem Nutzen sein.

Das Paschalik Trebisond gehört zu den wichtigsten im ganzen türkischen Reiche, und dennoch ist es noch gar nicht lange her, daß der Sultan an einzelnen Küstenpunkten mehr respektirt wird. Der Pascha hatte selbst Mühe, die alte Waarenstraße von Trebisond (Trapezus) nach Erserum (Theodosiopolis) nur einigermaßen zu sichern und räuberische Lasen, Hemschiner und Dschanen umschwärmten sie oft mit Glück. Selbst die Russen hatten in ihrem letzten Kriege mit der Türkei mancherlei von diesen kühnen Stämmen zu leiden. Sultan Mahmud II. verwendete, von Engländern mit Recht darauf aufmerksam gemacht, seine ganze Aufmerksamkeit auf das bis dahin so vernachlässigte Paschalik Trebisond, als Rußland seinen Freihafen Redutkaleh plötzlich verschloß und sich selbst einer wichtigen Waarenstraße, auf der bis dahin Europa nach dem Innern Asiens gehandelt hatte, beraubte. Um die Karawanen aber mehr zu sichern, mußte er sich zuvor die bis dahin ziemlich unabhängigen Thalherren (Derebei's) des Landes, die Nachkommen aus der Feudalherrschaft der Seldschuken, völlig unterwerfen. Mit Gewalt war weniger auszurichten, als mit List, und so griff auch Sultan Mahmud II. zu diesem in der Politik so häufig angewendeten Mittel, Unfrieden zwischen den unruhigen Thalherren säend. Suleiman, aus der Familie der Schatzmeister, Chasnadar-Oglu war fast unumschränkter Herr über das fruchtbare und waldreiche Dschanien (türk. Dschanik-Ili, d. h. Heimath der Dschanen, grus. Dschanethi), einem Gau an dem Jeschil-Irmak (Grün-Strom) und übte einen großen Einfluß über die ganze Küste aus. Aber eben deßhalb erregte er Neid und Besorgniß bei den übrigen mächtigen Thalherren. Als er starb und sein ältester Sohn Osman ihm folgte, brach eine schon längst genährte Fehde zwischen diesem und dem Bei von Jüskat, dem Herrn eines großen jenseits des Gebirges gelegenen Gaues, aus. Sultan Mahmud II. unterstützte den erstern mit Geld und Hilfstruppen, und dadurch gelang

es diesem, seinen Feind aus dem väterlichen Erbe zu vertreiben. Osman, zum Pascha ernannt, wurde dadurch mehr an seinen Sultan gefesselt, und da er tapfer, schlau und ehrgeizig war, hielt ihn dieser für hinlänglich befähigt, die Eroberung des Gebirges zu vollenden. Er wurde alsbald Statthalter von Trebisond, und während zu gleicher Zeit der Pascha von Kars mit großen Streitkräften in das Gebiet des Tschorok, südlich vom Ufergebirge, rückte, um die dortigen kleinern Thalherren einen nach dem andern sich zu unterwerfen, griff Osman Pascha zu Lande und zu Wasser die Besitzer der Küste und nördlichen Abhänge des Gebirges an. Ein Theil derselben und zwar gerade die mächtigsten, und vor Allem der Besitzer von dem alsbald zu erwähnenden Risa wurden mit Gewalt der Waffen vertrieben. Nun versprachen auch die anderen, sich freiwillig zu unterwerfen. So war auf ein Mal die wichtige Karawanenstraße nach Erserum sicherer, als je, und wenn auch die Thalherren, die inmitten des Gebirges wohnen, zum Theil gar keinen Tribut geben, so wagen sie doch nicht, wie früher, Ueberfälle zu machen, um türkischen Truppen nicht Gelegenheit zu geben, auch ihre bis dahin noch von keinem Türken gesehenen Thäler zu betreten.

1841 starb Osman Pascha, aber sein Bruder Abdullah hatte schon für diesen Fall in Konstantinopel Schritte gethan, und so wurde er zum Nachfolger ernannt. Bis zu Anfang dieses Jahres erhielt er sich durch zur günstigen Zeit abgesendete Geschenke, besonders an Risa-Pascha, den nun ebenfalls abgesetzten Großseriasker, in seinem Amte. So oft auch seine Grausamkeiten und sein fanatischer Christenhaß in Konstantinopel zur Sprache kamen, so verstand er doch meisterlich, mit Hilfe seiner erpreßten Reichthümer, alle drohenden Ungewitter sich fern zu halten. Selbst der durch die Zeitungen hinlänglich bekannte Streit mit dem englischen Konsul in Trebisond machte zwar großen Lärm, endete aber mit einer goldenen Uhr für den letztern. So lange Risa-Pascha das Ruder der Regierung in den

Händen hatte, waren alle Klagen und Intriguen gegen Abdullah=Pascha vergebens, denn der Großseriasker mochte nicht gern die bedeutenden Revenüen, die ihm von Trebisond zuflossen, verlieren. Seitdem aber der alte Chosrew=Pascha wiederum von den Todten erstanden ist und, mit Reschid=Pascha vereinigt, an der Spitze der Geschäfte steht, fiel auch Abdullah und wurde seiner Kränklichkeit halber pensionirt, d. h. in seine heimathlichen Wälder Dschaniens gewiesen. Halil=Pascha ist an seine Stelle getreten, und damit er auch ferner im Stande sei, die unruhigen Völker im Zaume zu halten, will man ihm 10,000 Mann reguläre Truppen zur Seite geben. Halil=Pascha wird zwar als weniger fanatisch geschildert, aber Habsucht und Geiz hat er mit seinem Vorgänger gemein und er ist außerdem wollüstig und vergnügungssüchtig. Ob deßhalb das Land besser daran ist, und ob sich vor Allem der Zustand des christlichen Theiles der Bevölkerung besser gestalten wird, mag die Zeit lehren.

Abdullah Pascha trug noch ganz den Typus seiner türkischen Abstammung, und nach ihm besonders habe ich früher das Bild der türkischen Völker entworfen. Wie er in körperlicher Hinsicht nach unsern Schönheitsbegriffen auf einer ziemlich tiefen Stufe stand, so blieb er in moralischer Hinsicht noch beträchtlich dahinter zurück. Ich habe auf der ganzen Reise nicht einen zweiten Häuptling getroffen, der so deutlich die Norm eines ächt muselmännischen Großen der Jetztzeit dargestellt hätte. Ein treuer Anhänger des Korans und der spätern in der Sunna niedergelegten Ueberlieferungen haßte er von ganzer Seele alle Neuerungen, besonders diejenigen, die durch die christlichen Gjauren allmälig Eingang gefunden haben. Er trug zwar die neue vorgeschriebene Kleidung, weil er als Angestellter dazu genöthigt war, im Herzen aber war er ihr gram, denn mit ihr hatte die äußere Macht der Rechtgläubigen abgenommen. Als ächter Türke war er gegen Unterthanen der größern europäischen Mächte freundlich, während er im Stillen darüber nachsann, wie er ihnen schaden könne.

Oft vermochte er es doch nicht, seinen Groll zu unterdrücken, und als Rußland im Jahre 1842 seine südliche Gränze am schwarzen Meere erweitert haben wollte, und die russisch-türkische Kommission, die zur Untersuchung der Ansprüche niedergesetzt wurde, diesem entsprach, war er übermüthig genug, Rußland den Krieg erklären zu wollen. Wo er überhaupt eine Gelegenheit finden konnte, Christen seine Uebermacht fühlen zu lassen, that er es sehr gern, und als im Jahre 1843 eine Karawane angefallen und beraubt wurde, untersuchte er auf Befehl der türkischen Regierung zu Konstantinopel auf's Genaueste, aber mehr in christlichen, als in türkischen Familien, trotzdem die Wahrscheinlichkeit dafür sprach, daß gerade Moslimen die Räuber gewesen waren. Seine, durch die nach der Hauptstadt abgesendeten Geschenke geleerten Geldtruhen wurden durch die dabei stattgefundenen Erpressungen von Neuem reichlich gefüllt. Die fürchterlichen Grausamkeiten, die seine Untergebenen sich dabei zu Schulden kommen ließen, übertreffen allen Glauben, und ich würde Beispiele davon aufführen, wenn nicht schon ein anderer Reisender, der geistreiche und genau beobachtende Moritz Wagner, derselbe, dem wir so vorzügliche Aufklärungen über Algier und den Kaukasus verdanken, mir bei einer anderen Gelegenheit zuvorgekommen wäre.

Bei alledem war Abdullah-Pascha ein frommer Moslim; er befolgte die heiligen Vorschriften des fünfmaligen Gebetes mit den nöthigen Waschungen, hielt genau die Fasten ein, trank keinen Wein und vertheilte einen Theil seiner reichlichen Einkünfte unter die Armen. Da Kränklichkeit ihn abhielt, selbst nach Mekka zu wallfahren, so unterstützte er doch freigebig alle die, die sich den Namen Hadschi erwerben, d. h. die Wallfahrt vollbringen wollten.

Ob er auch die nöthigen Fähigkeiten und Kenntnisse gehabt hat, um ein so wichtiges Paschalik zu verwalten, bezweifle ich; übrigens darf man den Maßstab rücksichtlich der Anforderungen zu einer solchen Stelle nicht nach unseren Einrich-

tungen anlegen. Vor Allem genügt ein offener Kopf und ein guter, instinktmäßiger Takt, der bei allen Fällen leiten muß. Unsere schreibseligen Kanzleien und Gerichtsordnungen sind im Oriente noch zum großen Theil unbekannt, und wenn bei uns zu viel geschrieben wird, geschieht es dort zu wenig. Der Koran und die Sunna sind die einzigen Gesetzbücher und nur für die allgemeinen Fälle berechnet, und es liegt daher dem Pascha bei allen Streitigkeiten ob, seine eigene Meinung kurz und bündig auszusprechen und sie gleich auf den vorliegenden Fall anzuwenden. Der Augenblick hat dabei den größten Einfluß, und die Entscheidung über dieselbe Sache wäre vielleicht zu einer anderen Zeit und an einem anderen Orte eine andere geworden. In der Regel erhält die Partei den Sieg, welche die nachdrücklichsten Beweise in klingender Münze vorlegen kann, oder die am Wenigsten im Stande ist, durch darauffolgende Strafen den Beutel des Herrn zu füllen. Doch ich will nicht ungerecht sein und deßhalb hinzufügen, daß der Türke auf seine Art ein natürliches Gefühl für Recht und Unrecht besitzt und dieses bisweilen schnell in Ausführung bringt. Auch Abdullah-Pascha soll dergleichen Anfälle gehabt haben, und folgende Anekdote, die mir in Trebisond erzählt wurde, gehört wohl hierher. Ein Rechtgläubiger fand mitten in seinem Waizenfelde einen Esel, der sich die Frucht seines Ackers wohlschmecken ließ. Er arretirt das unberufene Thier und geht mit dem Gegenstande der Klage zum Pascha, der den Esel zurückbehält und bekannt machen läßt, daß der Eigenthümer desselben sich stellen möge, um Schadenersatz zu leisten. Doch dieser hütete sich wohl, dem Pascha Gelegenheit zu geben, sich vielleicht an seinem anderen Eigenthume zu vergreifen, und zog vor, lieber den Esel zu verlieren. Als sich nach drei Tagen Niemand gemeldet hatte, wurde der Esel von den Gerichtsdienern auf einen freien Platz geführt und feierlichst, in Gegenwart einer großen Menge Zuschauer, durch den Strang dem Tode übergeben.

Eine Stunde vor Mittag, also genau zu unserer Besuchszeit, geleitete uns ein Beamter der österreichisch-russischen Gesandtschaft in das Schloß des regierenden Herrn. So mögen wohl die ritterlichen und gräflichen Wohnungen des Mittelalters ausgesehen haben, dachte ich, als wir die äußere, aber überbaute und hölzerne Treppe hinaufstiegen und alsbald in einen ziemlich großen Vorraum kamen. Gegen 40 Personen waren daselbst versammelt, und diejenigen, welche mit übereinandergeschlagenen Beinen sich auf den Boden hingesetzt hatten, standen bei unserer Ankunft ehrfurchtsvoll auf. Es waren Sklaven, Polizeibeamte und sonstige Vollstrecker des absoluten Willens, Einwohner von Trebisond, die wahrscheinlich sehnsüchtig dem Ausspruche ihres Herrn entgegensahen, Vasallen aus den entfernteren Gauen u. s. w. Der dienstthuende Kammerdiener schlug sogleich den grünen Vorhang zurück, meldete uns an und alsbald zurückkehrend, öffnete er uns die Thüre. Dr. Rosen und ich befanden uns in europäischer, unser Dolmetscher hingegen in der neuen türkischen Kleidung. Wir verbeugten uns einfach, während der Letztere sich genau nach den türkischen Regeln des Anstandes benahm. Der Pascha wünschte sich zu unserer Ankunft Glück und ließ uns, mich neben sich auf den breiten Diwan, Dr. Rosen hingegen auf einen Stuhl niedersetzen. Außer ihm befand sich nur ein Sekretär und sein Leibarzt, Dr. Thirke aus Bukarescht gegenwärtig. Der Letztere war erst seit Kurzem aus Brußa hierher übergesiedelt und hatte mit dem Pascha einen Kontrakt abgeschlossen, nach dem er die Behandlung übernahm und dafür, wenn er ihn vollkommen herstellen würde, die Summe von 60,000 Piaster (gegen 4,000 Thlr.) und außerdem in der Zwischenzeit monatlich 1,000 Piaster (ungefähr 67 Thlr.) erhalten sollte.

Auf die Frage des Pascha's, was uns in sein Land geführt hätte, setzte ich ihm durch unseren Dolmetscher Lukas, auf eine ihm verständliche Weise, die Ursache unseres Kom-

mens auseinander. „Daheim sei mein König und Herr krank, und da die Weisen unseres Landes in einem alten heiligen Buche gelesen hätten, daß die hohen, mit ewigem Eis und Schnee bedeckten Berge Lasistans herrliche Arzneien besäßen, hätte er uns abgesendet, diese, zur Herstellung seiner Gesundheit, zu holen.“ Diese Worte fand er viel einleuchtender, als wenn ich ihm den innern Drang, den die Wissenschaft in einem Europäer hervorzurufen im Stande ist, noch so weitläufig auseinandergesetzt hätte. Er hätte mich, wenn ich dieses gethan, entweder gar nicht verstanden, oder vielleicht gar für wahnsinnig gehalten, einem Phantome zu Liebe das Leben aufs Spiel zu setzen. Voller Verwunderung rief er aus: „Was seid ihr Nemtsche für Leute, Euch treibt nicht, wie die anderen Firengi, die Sucht nach Reichthümern, euer Zweck ist nicht unser Land auszukundschaften, sondern ihr kommt nur um der Menschheit Wohlthaten zu erzeigen. Wie thöricht und unverständig müssen wir Euch erscheinen, daß wir die seltenen Kräuter in der Nähe haben und sie nicht kennen und, wenn wir sie kennten, uns vielleicht gar nicht die Mühe geben würden, sie aufzusuchen.“ Mit großer Bereitwilligkeit hat Abdullah uns nachher in Allem seine mächtige Hilfe angedeihen und mich in dieser gleichsam eine Entschädigung für meine Mühe und für den Zeitverlust von vierzehn Tagen, die ich, seinem Wunsche nach, in Trebisond bleiben mußte, finden lassen.

Bald war sein eigenes körperliches Befinden der Gegenstand unserer ferneren Verhandlungen. Schlemmerei und sonstige Ausschweifungen hatten seinen Verdauungs-Apparat schon seit langer Zeit dermaßen verschlechtert, daß allerhand Störungen in den ersten Wegen und vor Allem eine hartnäckige Hypochondrie mit zu Zeiten sich einstellendem Augenübel seit zehn Jahren ihn bald mehr bald weniger kränklich machten. Bald hatte er Europäer um Rath gefragt, bald aber auch wiederum zu einheimischen Aerzten, zu Amuletten, Zaubermittelchen u. s. w. seine Zuflucht genommen. Dabei

war er wiederum in hohem Grade mißtrauisch, und schlug ein Mittel nicht in den ersten Stunden an, so hielt er sich für betrogen. Arzneien der Gjaur, d. h. europäischer Aerzte, ließ er erst an einem seiner Sklaven versuchen, denn er fürchtete eine Vergiftung, und fühlte sich dieser von dem Mittel unangenehm ergriffen, so konnte ihn Niemand dahin bringen, es noch zu nehmen. Man gibt ihm Schuld, daß er dadurch den Tod seines Bruders Osman veranlaßt habe, indem er bei dessen plötzlichem und gefährlichem Erkranktsein die wichtige Arznei, die ein englischer Arzt verschrieben, erst einen Sklaven einnehmen ließ und an diesem die Wirkung erproben wollte. Darüber starb Osman.

Ich verordnete ihm eine schwache und weingeistige Auflösung eines Strychninsalzes, dessen heilsame Wirkung bei dergleichen Störungen ich selbst im Oriente aus Erfahrung kannte; aber wahrscheinlich hat der Sklave, bei dem er es zuvor versuchen ließ, sich nachtheilig darüber geäußert, denn der Pascha unterließ es zu nehmen, sich später damit entschuldigend, daß der Koran alles Weingeistige verboten habe. Ich rieth ihm bei Tische, besonders bei fetten Speisen, die er vor Allem liebte, anstatt des reinen Wassers ein Glas Wein zu trinken, da im Koran der Wein zum Getränke, aber nicht als Arzneimittel verboten wäre. Es war umsonst. Mit Dr. Thirke bemühte ich mich ebenfalls vergebens, ihn von dem Genusse fetter, gewürzhafter und unverdaulicher Speisen abzubringen. Er erlaubte mir zwar, in seiner Küche die ihm zuträgliche Nahrung vorzuschreiben, aber von all' den nahrhaften und zuträglichen Gerichten, und besonders von der guten Fleischbrühe, gebratenen Hühnern u. s. w. aß er gar nichts oder nur wenig; heimlich ließ er sich hingegen mit spanischem Pfeffer, Basilikum u. s. w. reichlich versehene Saucen und Fleischklöschen, Pasteten, fettes Hammelfleisch, geschmorten Reis, fette Eierspeisen u. s. w. zubereiten, und nahm diese mit Wasser zwei Mal des Tages und in reichlicher Menge zu sich. Mein Vorschlag, wenig

und mehrmals des Tages zu essen, wurde ebenfalls, als der Religion zuwider, nicht befolgt. Schon von vorn herein sah ich, daß weder meine Behandlung, noch die des Dr. Thirke zu einem Resultate führen würden, blieb aber doch die versprochene Zeit in Trebisond. Dr. Thirke fiel ein halb Jahr nach meiner Abreise in Ungnade und wurde, ohne alle Entschädigung und ohne die geringste Erstattung der Reisekosten, des Landes fast verwiesen.

Unser erster Spatziergang führte uns auf die Höhe der Grauspitze (Bos-Tepeh), da sie mir am Geeignetsten schien, uns einen Ueberblick über die ganze Stadt und die nächste Umgebung zu verschaffen. Wir hatten nicht wenig Mühe, uns aus den engen, zum Theil sich sackförmig schließenden Straßen herauszufinden, gelangten aber endlich glücklich auf die Karawanenstraße, die, wie oben gesagt, zwischen der alten Festungsstadt und der Grauspitze in einer engen Schlucht hinaufführt. In den nächsten Regionen außer- und innerhalb der Stadt herrschte die Flora der wärmern Länder der gemäßigten Zone, war aber im Vergleich mit der Konstantinopels schon nördlicher gehalten. Das immergrüne Gehölz fehlte fast durchgängig, und wo es vorkam, hatten die Menschen es erst angepflanzt. In den mehr nach Außen gelegenen Straßen wucherte an und in den Mauern von unsern dahin gehörigen Kräutern die Mauergerste, das Glaskraut und die Saudistel, denen aber hier sich noch die kleinblüthige Wolfsmilch, das Mutterkraut, der gehörnte Sauerklee und die pillentragende Brenn-Nessel zugesellten. Auf Schutthaufen fand ich von vaterländischen Pflanzen: das Bilsenkraut, den Stechapfel, die großblüthige Malve (M. sylvestris *L.*), das Kreuzkraut, seltener die Vogelmiere, den stinkenden und grünen Gänsefuß und den Attich, außerdem aber noch in sehr großer Menge Xanthium spinosum *L.* und Centaurea calcitrapoides *L.* An Wegen und Rändern sah ich von bei uns wachsenden Pflanzen: das englische Raigras, das Fingergras, weniger den Vogelknöterich,

den schmalblättrigen und den mittlern Wegetritt, die Tauben-Skabiose, die lanzettblättrige Distel, seltner unser Gänseblümchen, Apargien, die groß- und kleinblüthige Malve und den Hederich, von südländischen Arten hingegen Scolymus hispanicus *L.*, Centaurea calcitrapoides *L.*, Euphorbia micrantha *Willd.*, Echium plantagineum *L.* und violaceum *L.*, Heliotropium europaeum *L.* und Cynoglossum pictum *L.*

Die ganze Schlucht, in welcher der Weg hinaufführte, war ziemlich eng, vom Wasser vielfach zerrissen und von zerbröckeltem Augit-Porphyr-Gerölle bedeckt. Weiter nach oben verließ die Straße die unsichere Tiefe und setzte sich links auf der anlehnenden Seite fort. Einige Gärten und Gemüsefelder zogen sich vom Wege rechts bis zum Bache hinab, aber schon war zum großen Theil die Aernte gehalten. Die Zäune und Hecken unterschieden sich wesentlich von denen, wie ich sie in der Nähe von Konstantinopel näher bezeichnet habe und glichen mehr denen, wie sie in Süddeutschland vorkommen. Schwarz-, weniger Weiß- und weiter oben Christ-Dorn bildeten mit Hartriegel das hauptsächlichste Gehölz und wurden von violett-rosa blühenden Brombeerranken, Waldrebe (Clematis Vitalba *L.*), der großblättrigen Smilax und hie und da der Zaunwinde durchzogen. Außerdem bemerkte ich in und außerhalb des genannten Gehölzes den stielfrüchtigen Rüster, die spitzblättrige Esche, den Oelbaum, den Granat- und Feigenstrauch, die Espe und hie und da auch den Lorbeer. Von Kräutern wuchsen in den Hecken und Zäunen vorzüglich viele Lippenblüthler, besonders eine hellviolett-bläuliche Melisse, Bettdosten, schwarzer Andorn, Kalaminthe, Braunelle u. s. w., außerdem aber noch Eisenkraut, Labkleber, Ochsenzunge, Torilis neglecta *Schult.* und die orientalische Nieswurz.

Nachdem wir gegen eine halbe Stunde lang die Waarenstraße verfolgt hatten, verließen wir sie, um in einer freundlich bewachsenen Schlucht die Grauspitze zu ersteigen. Auch

hier traten uns noch keine immergrünen Sträucher entgegen, wohl aber war die ganze Westseite des Berges vorzugsweise mit der pontischen Azalee bedeckt, die jedoch schon in Frucht stand. Später, und zwar mehr nach oben, wurde sie von dem oft vier und fünf Fuß hohen Adlerfarrn verdrängt, und dieser nahm dann eben so große Strecken ein. Dazwischen erblickte ich nur einzeln den Wachholder (und zwar den südländischen Juniperus Oxycedrus *L.*) und den pontischen Kellerhals in sehr dürftigen, zwergigen Exemplaren.

Die Höhe der Grauspitze dient den Saumthieren der zahlreichen Karawanen, die europäische Waaren ins Innere Asiens führen, oder von dorther die fremden Stoffe nach Europa bringen, als Weideplatz und vermochte deßhalb keineswegs blühende Pflanzen aufzuweisen, erschien aber als eine schöne grüne Matte, die sich wahrscheinlich das ganze Jahr ihre dunkelgrüne Farbe erhält. Kräuter und Gräser vermögen nur aus der Wurzel zu treiben, und alle Theile, sobald sie sich mehr als einige Zoll über die Fläche des Bodens erheben, werden schnell von den hungrigen Thieren abgefressen.

Ueber die herrliche Aussicht, die sich allmälig unseren Blicken erschloß, in hohem Grade erfreut, gingen wir der vordern schräg nach dem Hafen und den Vorstädten abfallenden Seite zu. Da lag unter uns die schöne, große Stadt mit ihren 6,000 Häusern und 30,000 Einwohnern, von denen nur gegen 1,500 Armenier, gegen 1,000 Griechen und gegen 300 italienischen Ursprungs sind. Was mag vor länger als 2,000 Jahren Xenophon mit seinen Heldenschaaren für ein Gefühl gehabt haben, als er nach langer Abwesenheit von dem Vaterlande, ohne Zweifel von diesem Standpunkte aus, wieder eine Stadt unter sich erblickte, in der Landsleute, die eine gleiche Sprache redeten, eine gastfreundliche Aufnahme erwarten ließen?

Die Vorstädte nahmen sich, von dieser Höhe betrachtet, vorzüglich schön aus; alle ihre Häuser waren mehr oder

weniger von freundlichem Grün umgeben. Hie und da ragten schlanke Minareh's hervor, und pyramidenförmige Cypressen versuchten vergebens mit ihrer Höhe zu wetteifern. Die eigentliche Festung hatte einen düstern Anblick, und das alte und grauschwärzliche Gemäuer wurde nirgends durch anmuthiges Grün gemildert. Ueber ihr zog sich westlich eine schöne und fruchtbare Uferebene hin, auf der die Ruinen der Sophienkirche stehen, von denen ich alsbald weiter sprechen werde. In rein nördlicher Richtung breitete sich der unbedeutende Hafen aus, aber nur wenige kleine Fahrzeuge lagen in ihm, während das Dampfschiff, was uns hergebracht, weiter in der See Anker geworfen hatte. Eine romantische Ansicht gewährten die beiden zum Theil verfallenen Burgen, die auf den, den Hafen einschließenden Vorsprüngen in alter Zeit erbaut waren; über sie hinaus verlor sich das schöne, große Meer in weiter Ferne. Großartiger noch wurde der Blick, wenn man sich mehr ostwärts wandte und das vielfach gewundene Ufer mit seinen zahlreichen Buchten und Vorsprüngen verfolgte. Je weiter man blickte, um so mehr erlaubte es die Beschaffenheit der Gegend, das mächtige Gebirge, mit seinen zum Theil mit ewigem Eis und Schnee bedeckten Höhen, in Augenschein zu nehmen. Bis dahin, wo es sich im Rion-Bassin verlor, vermochten es die unbewaffneten Augen deutlich zu erschauen, aber noch weiter entfernt, hüllte sich der große Kaukasus auf seinem nordwestlichen Zuge in bläuliche Konturen, die um so undeutlicher wurden, je weiter sie lagen. Es ergriff mich ein eigenthümliches Gefühl, als ich die paradiesischen Gegenden wiederum erblickte, in denen ich mich schon im Jahre 1836 eine längere Zeit aufgehalten hatte.

Die Sage geht, daß in der alten, heidnischen Zeit hier ein Tempel des für Kleinasien so wichtigen Mithras gestanden und daß der Berg nach ihm den Namen Mithrias gehabt habe; als nun das Christenthum auch hierher sich ausbreitete und heimlich viele Anhänger sich ihm zuwandten, erregte die

Bildsäule des Mithras bei einigen jungen, sich zur neuen Lehre bekennenden Leuten großes Aergerniß. Ein solcher, Eugenius mit Namen, verband sich unter der Regierung des Diokletian mit mehrern Glaubensgenossen und stürzte mit ihnen die Bildsäule des Gottes von der Höhe hinab in die Tiefe. Die Kühnheit des Eugenius und seiner Genossen mußten aber nicht allein die unvorsichtigen Anhänger der neuen Lehre mit dem Tode büßen, sondern auch viele Andere wurden ergriffen und hingerichtet.

Bis dahin spielte Trebisond in der Geschichte eine unbedeutende Rolle; von Sinope aus gegründet, stand die Stadt auch fortwährend unter dessen Gerichtsbarkeit. In diesem Zustande fand sie Xenophon mit seinen Zehntausend. Als später im Norden Kleinasiens sich von Persien unabhängige Reiche bildeten und Sinope aufhörte, ein Freistaat zu sein, theilte auch Trebisond das Loos seiner Mutterstadt; erst nach der Gründung des pontischen Reiches und nach dessen Ausbreitung über die ganze Süd- und Ostküste des schwarzen Meeres, scheint die Stadt zu größerer Bedeutung gekommen zu sein. Nachdem Pompejus den großen Mithridates, den siebenten König von Pontus, vertrieben hatte, war sie entweder römisches Besitzthum, oder stand wiederum unter Königen. Später, als das morgenländische Kaiserreich in Konstantinopel sich von dem abendländischen zu Rom trennte, scheint Trebisond ebenfalls nur zu geringer Bedeutung gekommen zu sein, und erst, als die herrschende Kaiserfamilie der Komnenen, durch Isaac Angelus von ihrem Throne in Byzanz vertrieben, im Jahre 1204 sich hier ein neues Reich gründete, erhob sich die Stadt, besonders unter den erstern Herrschern, zu nicht unbedeutendem Glanze. Seit der Einwanderung türkischer Stämme, besonders der Seldschuken und Osmanen, vermochte das junge Reich sich weniger durch seine innere Kraft und durch die Gewalt der Waffen, als vielmehr durch seine schönen Töchter zu erhalten. Doch als Konstantinopel fiel, wurde auch Trebisond kurz darauf,

im Jahre 1462, eine leichte Beute des grausamen zweiten Mohammed. Die Stadt wurde gräulich verwüstet, und von den mehr als 100,000 Einwohnern versetzte der Sieger die Reichern, mit Landsleuten aus Sinope, nach Konstantinopel, während ein zweites Drittel unter seine Krieger vertheilt wurde. Nur das letzte Drittel durfte bleiben, aber außerhalb der Stadt wurden ihm Wohnplätze angewiesen. Zwar erholte sich Trebisond später, als es der Ausgang einer wichtigen innerasiatischen Handelsstraße wurde, ging aber von Neuem dem Verfalle entgegen, als Rußland von Grusien Besitz nahm und durch seine neuen Länder eine sichere Straße über Tiflis und Eriwan nach Tauris führte. Seitdem aber diese wiederum geschlossen ist, hebt sich die günstig-gelegene Stadt von Neuem und verspricht, in Kurzem wiederum ein wichtiges Emporium zu werden.

Vergebens war unser Bemühen, aus einer sehr alten Zeit Ruinen aufzufinden. Eine kleine Kirche, wie man sie häufig in Armenien findet, steht noch erhalten auf der Plattform, und daneben sieht man Spuren eines alten Gemäuers und ein zum Theil eingefallenes Gewölbe, über deren Zusammenhang und Bedeutung sich aber nichts sagen läßt. Weiter nach vorn, und zwar nach der Stadt zu, sieht man einen ummauerten Raum und in ihm einige unbedeutende Gebäude der neuern, wenn auch nicht der neuesten Zeit.

Wenn die Grauspitze (Bos-Tepeh) auch nach vorn ziemlich steil sich herabsenkte, so zogen wir doch diese Seite zum Herabsteigen vor, um uns mit der Beschaffenheit des Berges näher bekannt zu machen. Schroffe Felsenwände traten hier einzeln zu Tage, und aus ihren Spalten entsprangen einige Quellen. Die Felsart war zwar wiederum Augit-Porphyr, aber er hatte eine vorherrschend grauröthliche Farbe, während er an anderen Stellen dunkler gefärbt erschien. Mehr nach unten war ihm Geröll angelagert, hie und da durch einen leichten Cement vereinigt. Diese Stellen waren besonders wasserreich, und an mehren derselben

hatte man, um das vorzügliche Wasser bequemer zu haben, die Quellen ziemlich tief hinein erweitert.

An einem anderen Tage besuchten wir die Sophien-Kirche, die aber durchaus Nichts mit ihrer Namensschwester in Konstantinopel zu thun hat. Wahrscheinlich ist sie im 13ten Jahrhunderte erbaut worden, scheint aber seit geraumer Zeit öde und leer zu stehen. Sie befindet sich westlich von der Stadt auf dem flachen Ufer, welches sich daselbst hinzieht und ohne Zweifel die fruchtbarste Stelle in der ganzen Umgebung von Trebisond darstellt. Spuren von früheren Gärten erkannte ich hier und da an einzelnen Oel- und Obstbäumen und an zaunähnlichen Hecken. Das Land war zum großen Theil zum Waizen- und Maisbau benutzt und wo man den ersteren schon geärntet hatte, steckte man wiederum Maiskörner. Die Landwirthschaft scheint hier auf einer noch niederern Stufe zu stehen, als in Konstantinopel und wie oberhalb des Großthales (Böjükdereh), so gibt man sich auch hier gar nicht die Mühe, das Feld gehörig umzuackern und von dem überwuchernden Unkraute zu befreien. Der Waizen, welcher noch hie und da stand, war schon überreif und die Halme erschienen zum Theil niedergetreten. Trotzdem wunderte ich mich über die üppig-wuchernden Pflanzen, deren jede aus der Wurzel sechs bis acht Stengel trieb. Die Aehren waren meist wiederum mehr oder weniger zusammengesetzt, hatten aber nicht die schöne gelbe Farbe, wie sie bei uns vorkommt, sondern erschienen grau-schwärzlich. Selbst die Grannen waren eben so gefärbt. Im Durchschnitt hatte jede einzelne Aehre 30—40 Körner. Wie bedeutend müßte bei einer geregelten Landwirthschaft hier der Ertrag sein?

Die Sophienkirche liegt eine gute Viertelstunde von der Stadt entfernt und gehörte wahrscheinlich früher einem gewiß nicht unbedeutenden Kloster an, denn ringsherum findet man noch zum Theil gute, den Hofraum abschließende Mauern und Ueberreste von anderen Gebäuden. Die Form der Kirche

gleicht wohl im Allgemeinen der Sophien-Moschee in Konstantinopel, wenn sie ihr auch nicht nachgebaut ist. Sie ist klein, aber leider konnte ich ihr Inneres nicht sehen, da ein türkischer Großer das Schiff zum Aufspeichern seines Getreides benutzt hatte. In den Vorhallen fanden sich noch Spuren schlechter Wandgemälde, wie sie nur der morgenländischen Kirche eigenthümlich sind. Muselmännischer Fanatismus hatte sich bemüht, mit Steinen die Bilder zu verunglimpfen, und wenn die Kunst an ihnen auch nichts verloren, so muß man doch bedauern, daß gleicher Muthwille an den arabeskenartigen Skulpturen, besonders der Portale, seinen Unverstand an den Tag gelegt hat.

Auf beiden Seiten der Kirche stehen unbedeutende Kapellen, gerade groß genug, daß ich in ihnen aufrecht stehen und mit beiden ausgestreckten Händen die gegenüberliegenden Mauern berühren konnte. Mehr als ihr leeres und düsteres Innere interessirte mich das sehr schräge, mit Steinplatten belegte Dach, denn zwischen den Spalten breitete sich der Bärenklau aus, dieselbe Pflanze, deren Blatt in der Architektur der neueren Zeit eine so bedeutende Rolle gespielt hat und noch spielt. Aber auch roth- und weißblühendes Löwenmaul, ohne Zweifel von dem unsrigen verschieden, fand in den engen Ritzen des Gesteins hinlängliche Nahrung. Nach vorn stand ein nicht hoher, zweistöckiger Thurm, dessen gewölbtes Parterre ebenfalls durch elende hölzerne Thüren verschlossen war. Von außen führte eine durch die Länge der Zeit zum Theil eingefallene Steintreppe in das erste Stockwerk und mit Mühe erkletterte ich die Höhe, um außer den leeren Wänden wiederum Spuren türkischen Muthwillens an den Thürpfosten zu finden.

Alle diese Gebäude waren aus braunröthlichem und grauschwärzlichem Porphyr, wie er in der ganzen Umgegend von Trebisond vorkommt, erbaut und man hatte die im regelmäßigen Viereck behauenen Steine so benutzt, daß die

beiden Farben mit einander abwechselten und die Mauern wie ein Damenbret gezeichnet erschienen.

Um die verehrten Leser auch mit den weiteren Umgebungen bekannt zu machen und ihnen die Beschaffenheit der Berge und Thäler und der auf und in ihnen wachsenden Vegetation deutlicher vor die Augen zu führen, geleite ich sie zunächst in das breitere Thal, was einiger wenigen Mühlen halber, die sich in seinem vorderen Theile finden, den Namen des Mühlthales (Dejirmen-Dereh, gewöhnlich aber nur Dermen-Dereh ausgesprochen) erhalten hat. Es begränzt im Osten die Grauspitze (Bos-Tepeh) und zieht sich zwischen ihr in der südlichen Fortsetzung und dem eben so mächtigen gegenüberliegenden Ausläufer bis zu dem Hauptgebirge hin. Von ihm selbst entspringt aus einer Höhe von 7—8000 Fuß der Fluß, der das Mühlthal bewässert und Mühlthal-Wasser (Dejirmen-Dereh-Ssu) genannt wird.

Kaum vergoldete die aufgehende Sonne die kühn dem Himmel entgegenstrebenden Spitzen des lasischen Theils vom pontischen Gebirge, als wir schon unsere Wohnung verließen und mit Vorrath an Brod, Käse und Obst, auf dem Marktplatze (gewöhnlich Meidan, d. h. Platz, genannt) gekauft, versehen unsere Wanderung begannen. Der Weg führte uns zum Hafen hinab auf die andere Seite des ihn östlich einschließenden Vorsprunges, der hier zwar weniger weit in das Meer sich erstreckt, aber seine Felsen um desto schroffer in die Fluthen hinabsteigen läßt. Um eine Verbindung mit dem jenseitigen Ufer herzustellen, war es nothwendig, das Porphyr-Konglomerat, deren Bruchstücke durch einen sehr festen thonigen Cement vereinigt waren, zu durchhauen und da dieses in alter Zeit ohne Schießpulver geschah, so war das Durchbrechen mitten durch das harte Gestein keine geringe Arbeit. Auf der Höhe des Felsens sah man noch die Ruinen der Burg, die dereinst hier gestanden.

Jenseits des Felsen-Vorsprunges angekommen, breitet sich das Mühlthal bis zu der Entfernung einer guten Viertelstunde aus, zieht sich aber aufwärts allmälig zusammen, so daß es schon nach einer halben Stunde kaum die Breite von 60—100 Fuß hat und sich weiter oben noch mehr verengert. Eine schöne Brücke aus der Komnenenzeit führt über den Fluß und steht noch so unversehrt da, wie im ersten Jahre ihrer Erbauung. Weil regelmäßig mit dem Schmelzen des Schnees im Frühlinge Bäche und Flüsse oft zu einer furchtbaren Höhe anschwellen, so ist der Bau einer dauernden Brücke in diesen Ländern eine große Kunst. In der Regel bestehen die Brücken womöglich nur aus einem halbkreisrunden Bogen von ziemlicher Höhe, so daß die Straße auf der Mitte derselben in einem stumpfen Winkel, der kaum 135 Grad beträgt, zusammenläuft. Ueber sie hinweggehend, gelangten wir auf die andere Seite des Flusses.

Das Delta des Mühlthales ist, wie jedes Delta im Allgemeinen, fruchtbar und man hatte besonders allerhand Gemüse und Mais hier angepflanzt. Obwohl Reis hier gut fortgekommen wäre und reichlichen Ertrag versprochen hätte, bemerkte ich ihn hier ebensowenig, als in der ganzen Umgebung Trebisonds. Man hatte das Wasser in mehre Kanäle abgeleitet und aus ihnen konnte man im hohen trockenen Sommer nach Belieben die nährende Flüssigkeit auf die Felder und in die Gärten führen. Der Fluß und auch zum Theil die Kanäle waren von Erlen- und Weidengebüsch, was sich weiter oben auch baumartig gestaltete, eingefaßt, aber eben so häufig nahmen die sandigeren, unfruchtbareren Stellen der Sanddorn (Hippophaë rhamnoides *L.*) und die viermännige Tamariske ein. An Kräutern bemerkte ich als Uferpflanzen und Bewohner der feuchten Stellen, größere Strecken einnehmend, den haarigen und den auf der Erde kriechenden Weiderich (Epilobium hirsutum *L.* *β*. intermedium *Ser.* und E. Dodonaei *Ser.*), den Blut-

weiderich (und zwar Lytrum Salicaria *L.* und cinereum *Grieseb.*), die Pferde- und Hirsch-Minze und hie und da den großen Schachtelhalm.

Die Höhen auf der linken Seite waren im Vergleich zu der der Grauspitze weit unfruchtbarer und das vorherrschend röthliche Augitporphyr-Konglomerat hatte sich mehr als an anderen Stellen zerbröckelt, den Berg zum Theil mit Gerölle bedeckend. Nur hie und da, besonders in den höheren Regionen, traten unbedeutende Felsen hervor und damit eröffnete sich auch im Thale eine größere Fruchtbarkeit. Mangel an Wasser war die Ursache der ersteren Verhältnisse, Quellenreichthum und Feuchtigkeit die der letzteren. Die Vegetation erschien deßhalb auf den nach dem Meere zu abfallenden Höhen nur spärlich und der Christdorn (Paliurus australis *Grtn.*) mit seinen den Kleidern so gefährlichen Dornen hatte eben seine ringsum mit einem häutigen Flügel versehenen Nüsse angesetzt. Mit der orientalischen Weißbuche, deren sparrige Aeste sich zu einer dichten Pyramidenform vereinigt hatten, bildete er fast allein das Gehölz, aber nur einzeln standen die Sträucher und erlaubten uns, ohne ihren Anfechtungen ausgesetzt zu sein, zwischen ihnen herumzuwandeln. Später trat auch das immergrüne Gebüsch des Lorbeers und des hartblättrigen Kreuzdorns (Rhamnus Alaternus *L.*) hinzu und nun bildete sich hie und da heckenähnliches Gebüsch, was von der groß-, selten kleinblättrigen Smilax, von violettrosablüthigen Brombeerranken, und einzeln auch von der verwilderten Weinrebe vielfach durchwebt jedem Eindringen ohne Beil in der Hand sich widersetzte. Der Christdorn besitzt übrigens in der Regel das Eigenthümliche, daß er nur isolirt vorkommt und aus seinem verkürzten, zum Theil unterirdischen Hauptstamme oft bis 16 Nebenstämme treibend einen Busch für sich darstellt, keinerlei fremdes Gehölz neben sich duldend.

An Naturschönheiten besitzt das Mühlthal wenig, da die Berge selbst nur geringe Abwechselungen und mehre Stun-

und Menschen, die zu gleicher Zeit nach Erserum gehen, ist jetzt, seitdem die Straße gegen Räubereien und Ueberfälle gesichert war, nicht mehr so groß als früher, aber desto häufiger sieht man kleinere Züge. Oft besteht der ganze Zug nur aus 4 bis 6 Menschen und 24 bis 30 Saumthieren. Da nirgends in Innerasien Wirthshäuser vorhanden sind und die Thiere nichts verzehren, was dem Herrn eine Ausgabe macht, sondern was eben der Haltplatz darbietet, und auch die Herren der Karawane keine Gelegenheit finden, während ihrer oft Monate dauernden Reise üppig zu leben, und in der Regel mit Brod, Käse und Gurken fürlieb nehmen, so ist im Allgemeinen der Transport in ganz Asien sehr billig. Ein Besitzer von Saumthieren ist schon zufrieden, wenn er täglich für die Karawanen-Tagereise, die aber nicht mehr als 6 Stunden beträgt, 4 bis 6 Piaster (8 bis 12 Sgr.) verdient, und da das Pferd im Durchschnitt höchstens 1½, häufig nur 1 Zentner trägt, so bezahlt man für den Zentner Waren von Trebisond bis Erserum nie mehr als 1 Thlr. und 6 bis 12 Sgr. Eben so wohlfeil verhältnißmäßig können Europäer ihre Reisen im Oriente machen, denn selbst für ein Reitpferd bezahlt man für eine längere Zeit täglich nicht mehr. Die Reise mit einer Karawane hat aber freilich viele Schattenseiten und ein Naturforscher kann sich mit Nutzen ihrer nicht bedienen. Wenn es ihm auch auf der Straße von Trebisond nach Erserum erlaubt ist, hie und da seine Begleitung zu verlassen und besonders an den Halteplätzen weitere Exkursionen zu machen, so darf er sich dieß doch nicht mehr jenseits der genannten Stadt erlauben, ohne sich großen Gefahren auszusetzen. Der Karawanen-Reisende kann es jetzt nicht mehr wagen, sich 1000 Schritte weit von dem Zuge zu entfernen, denn räuberische Kurden und Jürüks (so heißen die nomadisirenden türkischen Stämme) umschwärmen die Karawane, und zwingen sie selbst nicht selten zur vereinigten Gegenwehr. Die oben angezeigte Stärke reicht

jenseits Erserums nicht mehr aus und es werden Karawanen von 30 und 40, ja selbst in gefährlicheren Gegenden von 100 Menschen nothwendig. Wie leid muß es einem Naturforscher nun sein, wenn er eine interessante Gegend durchreist und sich nicht von dem Pfade entfernen darf, auf dem der ganze Troß sich bewegt! Die wichtigsten Stellen, die ihm vielen Aufschluß geben könnten und vielleicht kaum eine Stunde von ihm entfernt liegen, muß er, wie dereinst Moses, liegen sehen und darf sie nicht betreten. Auch ist man bei einer Karawane in Allem dem Führer derselben unterworfen und wo dieser einen geeigneten Platz zum Anhalten findet, da wird ausgeruht. In der Regel bieten solche Stellen den Saumthieren reichliche Nahrung, aber der Naturforscher findet nichts. In gebirgigen Gegenden werden die Märsche der leichteren Ueberfälle halber beschleunigt, in ebenern hingegen, besonders wenn eine gute Quelle oder ein schnellfließender Bach vorhanden ist und das Vieh eine nahrhafte Weide dabei findet, wird häufig mehre Tage lang ausgeruht und der Naturforscher ist wiederum auf dasselbe Plätzchen angewiesen, auf dem er trotz des üppigen Wachsthumes der Pflanzen nicht einmal eine Blume pflücken kann, die das Vieh unberührt gelassen hätte. Reisen mit eigener Begleitung sind unendlich belohnender und zum Theil auch sicherer, ja selbst wenn man will bequemer, aber die Kosten für Pferde und Menschen erreichen eine bedeutende Höhe, zumal wenn geographische Zwecke den Ort häufig zu wechseln verlangen.

Die Höhe, auf der wir uns befanden, bildet eine freundliche, nur wenig geneigte Ebene, die aus den vereinigten Rücken der Festungs- und Grauspitzen-Ausläufer bestehet. Freundliche Haine wechseln hier mit Getreidefeldern. Zwischen ihnen befinden sich die meist umschatteten und von einander entfernt liegenden Häuser einiger Dörfer und beleben die ganze Landschaft unendlich.

Einem mit allerhand verschiedenfarbigen Blumen dicht

besetzten Rande entlang setzten wir endlich unseren Weg fort und gelangten alsbald zu menschlichen Wohnungen, deren Besitzer aber nirgends zu finden und wahrscheinlich schon seit mehren Wochen mit ihren Heerden in das höhere Gebirge gezogen waren. Die Thüren, die in das Innere der Häuser führten, waren nur wenig verwahrt und mit leichter Mühe konnten sie geöffnet werden, um die inneren leeren Räume unseren Blicken darzustellen. Sämmtliche Häuser bestanden aus Holz, die Wände waren aus in der Regel einen halben Fuß dicken Brettern verfertigt. Mehr als ein Zimmer war meist nicht vorhanden und dieses nahm dann wahrscheinlich die ganze Familie ein. Das ebenfalls hölzerne Dach bildete einen stumpfen Winkel. Außerdem hatte man noch kleinere Häuser zum Theil für das Vieh, zum Theil für die Wirthschaftssachen erbaut.

Da es immer noch sehr heiß war, so nahmen wir von Neuem in einem weniger dichten Haine, aus schlanken Erlen und einigen Rüstern bestehend, Platz und es schien uns, als wenn auch die Familie des jetzt verlassenen Hauses im Frühjahre hier Tag und Nacht ihre Wohnstätte aufgeschlagen hätte. Die anderen Wohnungen des zerstreut liegenden Dorfes hatten ebenfalls dergleichen Haine in ihrer Nähe. Die äußeren und zum Theil mehr freistehenden Bäume dienten Weinreben zur Stütze.

Endlich ziemlich ermüdet brachen wir wiederum auf und lenkten unsere Schritte nach der nach Trebisond abwärts führenden Straße, um auf ihr unserer Wohnung zuzueilen. Bald kamen wir an eine Quelle, deren Wasser in derselben Schlucht abwärts verläuft, die den Festungsberg von dem der Grauspitze trennt; wir setzten ihm entlang unsere Wanderung fort. Dunkele Nacht drohete hereinzubrechen, als wir endlich glücklich wiederum zu Hause anlangten.

Man erzählte uns von Eisenwässern, die, gegen fünf Stunden von Trebisond entfernt, in der Thalherrschaft Jomura, östlich von der Hauptstadt des Paschaliks, vorhanden

sein sollten und so nahmen wir uns vor, sie zu besuchen. Wiederum an einem schönen Morgen, aber dieses Mal zu Pferde, zogen wir aus. Der Pascha selbst hatte es gewünscht und seine getreuen Unterthanen beordert, uns die nöthigen Pferde und einen des Weges kundigen Begleiter zu stellen. Dergleichen Befehle werden in der Regel nur dann respektirt, wenn ein Polizeidiener mit dem Stocke dahinter steht, und da die Reicheren durch allerhand Geschenke u. s. w. sich dessen Gunst zu erhalten wissen, so kommt immer die Reihe an die Aermeren und zwar an die Christen. Aber auch diese suchen sich ihrer Pflicht zu entziehen, indem sie ihr gutes Vieh schnell in die nahen Wälder treiben, und so ist jedes Mal große Noth vorhanden, die nöthigen Thiere herbeizuschaffen. So kamen denn auch für uns die schlechtesten und räudigsten Exemplare, die aufzutreiben waren, und zwar ohne Sattel und Zaum, als wenn diese beiden Dinge für einen Europäer unnöthige Luxusgegenstände wären. Trotzdem glaubte der damit beauftragte Polizeidiener mit einigen mitgebrachten Leuten berechtigt zu sein, ein Trinkgeld, was wenigstens dem entspräche, wenn wir die Pferde für uns gemiethet hätten, in Anspruch nehmen zu dürfen und dasselbe machte sich dann wiederum nothwendig, als wir die Pferde abgaben.

Der Weg war weit bis zu dem Mineralwasser und in der Meinung, besser schlecht beritten, als gut zu Fuß gegangen, traten wir nach manchem vergeblichen Aufenthalte unseren Marsch an. Er führte wiederum nach dem Ausgange des Mühlthales, und so ritten wir über die schon erwähnte Brücke in östlicher Richtung weiter. Das Gebirge tritt hier mehr zurück und es stellt sich eine schmale Uferebene dar, die sich landeinwärts langsam erhebt und sich endlich nach 1/4 oder 1/2 Stunde den Bergen anlehnt. Anfangs bedeckte Gerölle das Ufer, doch je weiter wir kamen, um so fruchtbarer und angebauter erschien es, besonders wenn das gute Land einige 40—50 Fuß höher lag. Dicht am

am Meere zog sich dann auf einem schmalen Streifen von 10—20 Fuß dasselbe Gerölle hin, wurde aber von dem fruchtbareren Terrain durch dichte Hecken geschieden. Ich habe schon auf meiner früheren Reise dergleichen Hecken gleichsam als Wände gegen die anprallenden Fluthen kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, aber in Gurien (zwei Grad östlicher und einen Grad nördlicher) an derselben Küste des schwarzen Meeres waren sie weit großartiger und bestanden aus dichtem Buxbaum-Gebüsche, vor dem oft noch niedrigere Hecken aus Mispelgesträuch, Weißdorn und den pontischen Brombeer-Ranken bestehend sich hinzogen. Hier hingegen erschienen sie buschiger und hinsichtlich ihres Umfanges und ihrer Dichtigkeit unregelmäßiger und bestanden aus verschiedenem Gesträuche, das hinsichtlich der Arten nicht selten mit einander abwechselte. So nahm oft der gewürzige Keuschlammstrauch, dessen scharfpikante Beeren in vielen Gegenden des Orientes als Gewürz und zwar anstatt des schwarzen Pfeffers benutzt werden, große Strecken ein; dann erschienen wieder Schwarz- und Weißdorn, Hartriegel, der immergrüne Kreuzdorn u. s. w., von der großblättrigen Smilax und Brombeer-Ranken vielfach umschlungen, um von Neuem sparrigen und niedrigen Oelbäumen Platz zu machen. An Kräutern sah ich wiederum vorherrschend dieselben Arten, die ich schon im Anfange des Mühlthales näher bezeichnet habe und zu ihnen gesellten sich nur hier und da, ebenfalls größere Strecken einnehmend und dadurch den Charakter der Vegetation mehr bezeichnend, das Flohkraut (Pulicaria uliginosa *Stev.*), der Sumpf- und Wald-Ziest, der Wolfsfuß, die Rohrkolbe, eine Aristolochie u. s. w. Die ächten Uferpflanzen, die zwischen dem Sandgerölle mehr oder weniger üppig wuchern, unterscheiden sich durchaus nicht von denen, wie ich sie auf der ganzen Küste des Rion-Bassins oder des alten Kolchis gefunden habe und bestanden demnach auch hier aus Eryngium maritimum *L.*, Raphanistrum odessanum *Andrz.*, Cakile maritima *L.*, aus dem schönen Verbascum gnaphaloi-

des *M.B.*, Plantago indica *L.*, *β.* arenaria *W.* et *K.*, Polygonum maritimum *L.* u. s. w.

Endlich kamen wir an das Flüßchen, an welchem aufwärts wir nun gehen sollten. Eine theilweise eingefallene Brücke fand sich hier vor, aber Niemand dachte daran, sie wiederum aufzubauen: so wird sie noch weiter einfallen und das besonders im Frühjahre wilde Wasser die schönen Quadern mit sich allmälig in das nahe Meer hinabführen. Ein Dorf sollte hinter dem dichten Buschwerk liegen, aber vergebens blickte ich mich nach menschlichen Wohnungen um. Es wurde mir mit dem Namen Kowata genannt und nach ihm soll auch das Flüßchen genannt sein.

Wie überhaupt in unserer östlichen Wanderung die Fruchtbarkeit fast mit jedem Schritte zunahm, so zeichnete sich auch auf dem ganzen Wege das Delta des genannten Flüßchens durch seinen üppigen Pflanzenwuchs aus und übertraf darin in hohem Grade das Mühlthal. Es war ziemlich breit, vollkommen eben und bestand zum großen Theile aus prächtigen Wiesen. Einen Anbau von irgend einer Getreide- oder Gemüse-Sorte suchte ich aber vergebens und vielleicht fürchtet man nicht ohne Grund die häufigen Ueberschwemmungen. Prächtige Erlen mit glänzendem und freudig-grünem Laube umsäumten die Ufer des Flüßchens und in ihrem wohlthuenden Schatten ritten wir an ihm aufwärts. Allmälig verengerte sich das Thal und das Flüßchen theilte sich. Wir verfolgten es rechts und immer dichter wurde das uns umgebende Gehölz, welches bald anfing, waldartig aufzutreten. Auch einzelne nackte Felsen boten sich den Blicken dar und wenn auch in der Regel der Weg dicht am Flüßchen hinführte, so waren wir doch bisweilen gezwungen, dasselbe zu verlassen und hinter und zum Theil auf emporgehobenen und das Wasser beengenden Steinmassen unseren Weg weiter zu verfolgen. Auch die Höhen wechselten mit ihren Formen und wenn auch ihre Mannigfaltigkeit noch keineswegs bedeutend erschien, so war sie doch unbedingt

größer als im Mühlthale. Die schlanke Rothbuche ragte in der morgenländischen Cypressenform an mehren Stellen weit über das andere Gebüsch, und auch dieselben Erlen, welche das Ufer des Flüßchens bekränzten, setzten sich auf den Höhen noch eine weite Strecke fort. Allmälig trat auch das immergrüne Gehölz in größeren Massen, wie es in Mingrelien, Gurien und Imerien sich so wunderlieblich darstellt, auf und nahm besonders die feuchten Stellen ein. Der bei Trebisond vorherrschend erscheinende Christdorn, der Lorbeer und der immergrüne Kreuzdorn (Rhamnus Alaternus *L.*) verschwanden zwar, wurden aber reichlich durch den Kirschlorbeer, die Stechpalme, hin und wieder durch Buchsbaum, vor Allem aber durch die Alpenrose des schwarzen Meeres, denen sich auch dessen Azalee zugesellte, vertreten. Außerdem bildeten die orientalische Weißbuche, der Kastanienstrauch und die Haselstaude mit anderen weniger in Masse auftretenden Sträuchern ein ziemlich dichtes Gebüsch. Am Ueppigsten fand ich nächst der Alpenrose noch den Kirschlorbeer und so dicke Stämme, wie ich sie hier bis zu 2½ Fuß im Durchmesser gesehen, waren mir noch nirgends entgegengetreten.

Endlich kamen wir in dem Dorfe Wakuf, in dessen Nähe sich die Mineralwässer befinden sollten, an und fanden bei dem dortigen Schulzen eine freundliche Aufnahme und manche Notizen über sein Vaterland, das sich bei ihm freilich nicht weit über die Gränzen seiner Thalherrschaft erstreckte. Das Dorf selbst mag wohl noch einen anderen Namen besitzen, denn der, welcher mir genannt wurde — Wakuf — bedeutet nur, daß es Eigenthum einer Moschee und zwar hier einer konstantinopolitanischen ist. Wie in den katholischen Ländern der liebe Gott oder vielmehr seine Diener und Stellvertreter am Reichsten sind, so verhält es sich auf gleiche Weise in der Türkei und deßhalb besitzen besonders die Moscheen der Residenz unermeßliche Reichthümer. Abgesehen davon, daß die Großherren durch Geschenke, welche sie dem lieben

Gotte und seinen ihm erbauten Häusern demüthig darbrachten, um Verzeihung ihrer zahlreichen Sünden zu erhalten, das Besitzthum der Moscheen vergrößerten, kam diesen noch ein anderer Umstand zu Gunsten. Das Eigenthum erfreut sich seit Einführung des Islams im Oriente keineswegs mehr allgemeiner Achtung, am allerwenigsten von Seiten der Machthaber, die doch gerade die Unterthanen schützen sollten. Braucht nun ein Großherr oder ein Pascha, der getreue Wiederschein seines gnädigen Herrn, einmal Geld, so sieht er sich um und wo er am Meisten zu finden wähnt, wird der Besitzer ohne weiteren Prozeß in die andere und bessere Welt abgesendet. Nach einem Staats-Grundgesetze fällt nun das ganze Vermögen eines solchen Opfers dem Gebieter anheim und Weib und Kind haben von Glück zu sagen, wenn sie mit heiler Haut davonkommen. Die Unglücklichen müssen das väterliche Besitzthum verlassen und gehen oft elendiglich zu Grunde. Um diesem Uebel vorzubeugen, hält man die Größe seines Vermögens nicht allein geheim und spielt äußerlich den armen Schlucker, sondern man trifft auch wohl die Vorsicht, es lieber der Moschee feierlichst zu vermachen und sich für sich und die Kinder den Nießbrauch vorzubehalten. Damit ist das Vermögen unantastbar und selbst der grausamste Wütherich wagt keinen Eingriff in solches Besitzthum. Dennoch hat sich die mohammedanische Kirche von Anfang an bis auf die neueste Zeit dabei auf eine Weise benommen, wie die katholische, oder vielmehr deren Priester, es nie gethan haben. Weder Erbschleicherei noch Ueberredung, deren sich fast alle Klöster besonders in den früheren Zeiten bedienten, haben bei den islamitischen Instituten der Art stattgefunden und selbst jede Schenkung, die nicht mit vollem Rechte geschah, wurde wiederum aufgegeben. Alle Forderungen, die vielleicht viele Jahre später an den früheren Besitzer gemacht wurden, durften nicht abgewiesen, sondern mußten befriedigt werden. Selbst die Moschee erkennt keinerlei Verjährung an. Oft

auch legten Kauf- und Handwerks-Leute, wenn sie eine weitere Reise machen wollten oder in den Krieg zogen, ihr baares Geld in besonders dazu eingerichteten Räumen der Moschee nieder und wenn der Besitzer nicht wieder kam, wurde es Eigenthum derselben. Doch jetzt streckt die Regierung in ihrer äußersten Noth ihre Hände bereits nach den Reichthümern der Moscheen aus, um eine Zeit lang wiederum ihr armseliges Leben zu fristen.

Wie alle Dörfer der südlichen Küste des schwarzen Meeres zerstreut und meist in Hainen versteckt liegen, so nahm auch Wakuf eine bedeutende Strecke ein, so daß ich in dem ziemlich dichten Gebüsche kaum einige Häuser erschauen konnte. Das ganze Dorf schien ein großer Garten zu sein, allerhand schöne Obst- und zwar vor Allem Aepfel- und Birn- und einige Kirschen-Bäume breiteten hier sich aus, und waren zum Theil reichlich, mit leider unreifen Früchten bedeckt. Nur die Kirschbäume hatten ihre saftigen Früchte bereits verloren und glichen im Wuchse unseren sogenannten veredelten Bäumen mit süßen Früchten, sollen aber saure getragen haben. Die Kirschen, welche ich in Trebisond auf den Märkten gesehen habe, unterschieden sich nicht von unsern gewöhnlichen Sauerkirschen, besaßen aber einen intensiver und reiner sauern Geschmack, wie ich ihn selbst bei Früchten von verwilderten Bäumen bei uns nie bemerkt habe. Dieser Kirschbaum ist es vorzüglich, der die berühmten Pfeifenröhre der Türkei liefert.

Während die genannten Obstbäume einzeln standen, breitete sich auf den schönen grünen Matten Haselgebüsch aus und bildete, wie unsere Haselstaude, mehr oder minder umfangreiche Gruppen. Da die Nüsse zum Theil schon reif waren, so erfreuten wir uns auch reichlich ihres Genusses. Sie glichen hinsichtlich der Größe, aber nicht hinsichtlich der Beschaffenheit des sie einschließenden Bechers unseren Lambertsnüssen, besaßen aber eine mehr längliche Gestalt. Da ich die mitgebrachten Exemplare leider jetzt nicht zur Hand habe, so muß ich die nähere Untersuchung auf eine andere Zeit

verschieben. Die Nüsse bilden übrigens für die ganze Küste einen bedeutenden Ausfuhr-Artikel; ganze Schiffsladungen gehen aus den Umgebungen von Trebisond nach Konstantinopel. Auch unser freundliche Wirth lieferte jährlich eine nicht unbedeutende Menge nach der Hauptstadt, und die Abgabe der Dorfbewohner an ihre Moschee besteht ebenfalls hauptsächlich aus solchen Nüssen.

Eine Viertelstunde oberhalb des Dorfes theilt sich das Thal und in dem linken liegen, kaum noch 100 Schritte entfernt, an dem dort fließenden Bache die oben genannten Mineralwässer. Die wenigen Quellen, welche aus dem Gesteine hervorkamen, waren nur unbedeutend. Ringsherum hatte sich in Menge Eisenocher angesetzt. Die Felsart war ein dichter grau-braun-röthlicher Augitporphyr, dessen einzelne Theile sich kaum unterscheiden ließen. Außer Eisen enthielt das Wasser noch einige Kali- und Natronsalze und vielleicht noch etwas Schwefel. Kohlensäure entwickelte sich beständig, wenn auch nicht beträchtlich, an der Oberfläche und ließ sich auch durch den Geschmack unterscheiden. Das Wasser gehört daher im Allgemeinen zu den schwachen Säuerlingen. Seine Temperatur betrug 8° R., während die der äußeren Luft 17° zeigte, es war demnach ein Unterschied von 9° vorhanden. Für uns, die wir aus der heißeren Ufergegend kamen, war das Thal und besonders die Höhe, auf der wir uns befanden, ziemlich kühl, denn dicht am Meere hatten wir 27,5° R. gehabt. Auch der Luftdruck zeigte sich um 1/3 Zoll geringer, denn hier war er gleich 28° 9′, dort hingegen 27° 48′.

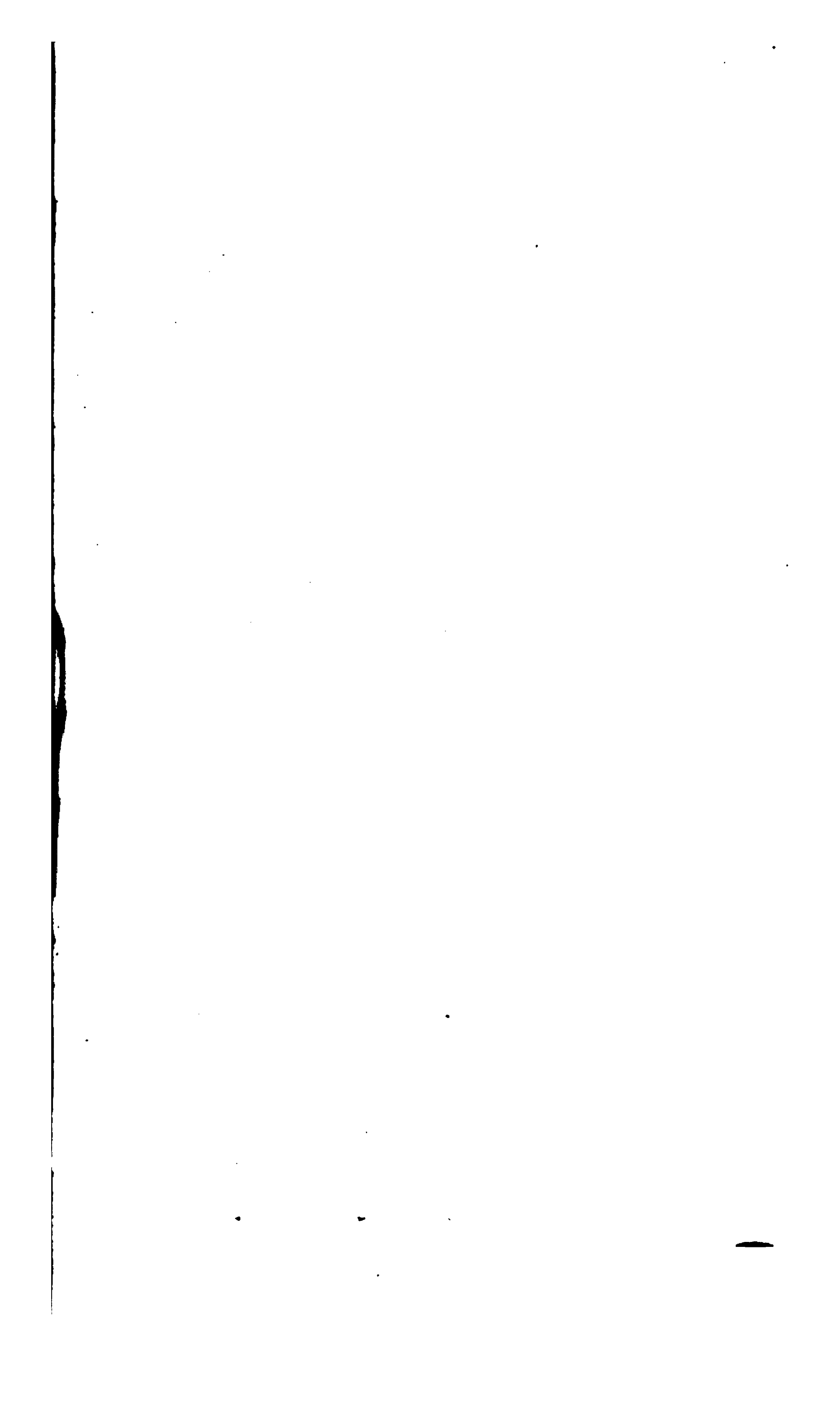
Noch wenige Stunden aufwärts, so kommt man an die Quellen unseres Flüßchens. Prächtige Wälder (wahrscheinlich aus Rothbuchen bestehend), die sich hier schon zu zeigen begannen, bedecken die Höhe des Gebirges und ziehen sich auch auf den jenseitigen Abhängen hin. Nur zwei Tagereisen gebraucht man nach der Aussage unseres Wirthes, um von Wakuf nach den Silberbergwerken — denn dieses bedeutet Gümüsch-Chaneh — jenseits des Gebirgskammes

zu kommen, und da der Kamm selbst noch mit schönen Wäldern bedeckt ist, so kann seine Höhe gar nicht so bedeutend sein, als auf der gewöhnlichen Karawanenstraße nach Trebisond, wo selbst der Paß des Gebirges sich noch fast 9000 Fuß über den Meeresspiegel erhebt. Es wäre demnach wohl einmal zu untersuchen, ob längs des Kowata-Thales nicht eine bequemere und weniger beschwerliche Straße angelegt werden könnte. Jenseits des Gebirges, erzählte man mir, gelangt man in ein freundliches Thal und in ihm bald nach Gümüsch-Chaneh.

Nach Baiburt geht von diesem Thale keine direkte Straße, und um dahin zu gelangen, muß man erst den linken Gebirgs-Ausläufer übersteigen, und gelangt dann in das eigentliche Thal von Jomura, einem großen, vorzugsweise von Armeniern bewohnten Dorfe. Bis dahin braucht man eine Tagereise. Wahrscheinlich verfolgt man dieses bis zu seinem Anfange und begibt sich nun in das schwarze Thal (Kara-Dereh), an dessen Ausgange Ssürmeneh liegt, um in diesem aufwärts gehend endlich den Kamm zu übersteigen.

Der Gau oder die Thalherrschaft Jomura beginnt mit dem Mühlthale und erstreckt sich östlich bis zu dem Ausläufer, der dort westlich das schwarze Thal begränzt. Er wird vorzugsweise von Christen bewohnt und hier fast allein sind noch Griechen aus der alten Zeit ihrer Religion treu geblieben, aber oft halten sie ihren Glauben geheim. Auch Wakuf ist ein solches griechisches Dorf und der Schulze theilte uns erst später, als er sich sicher fühlte, diese Kunde mit. Außer den genannten beiden Dörfern zählt die ganze Thalherrschaft noch dreizehn, deren Häuser sämmtlich auf gleiche Weise zerstreut liegen.

Es wurde spät, ehe wir unsere Rückreise antraten, und wir gelangten erst kurz vor Mitternacht wiederum nach Trebisond.



DEC 16 1941